



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

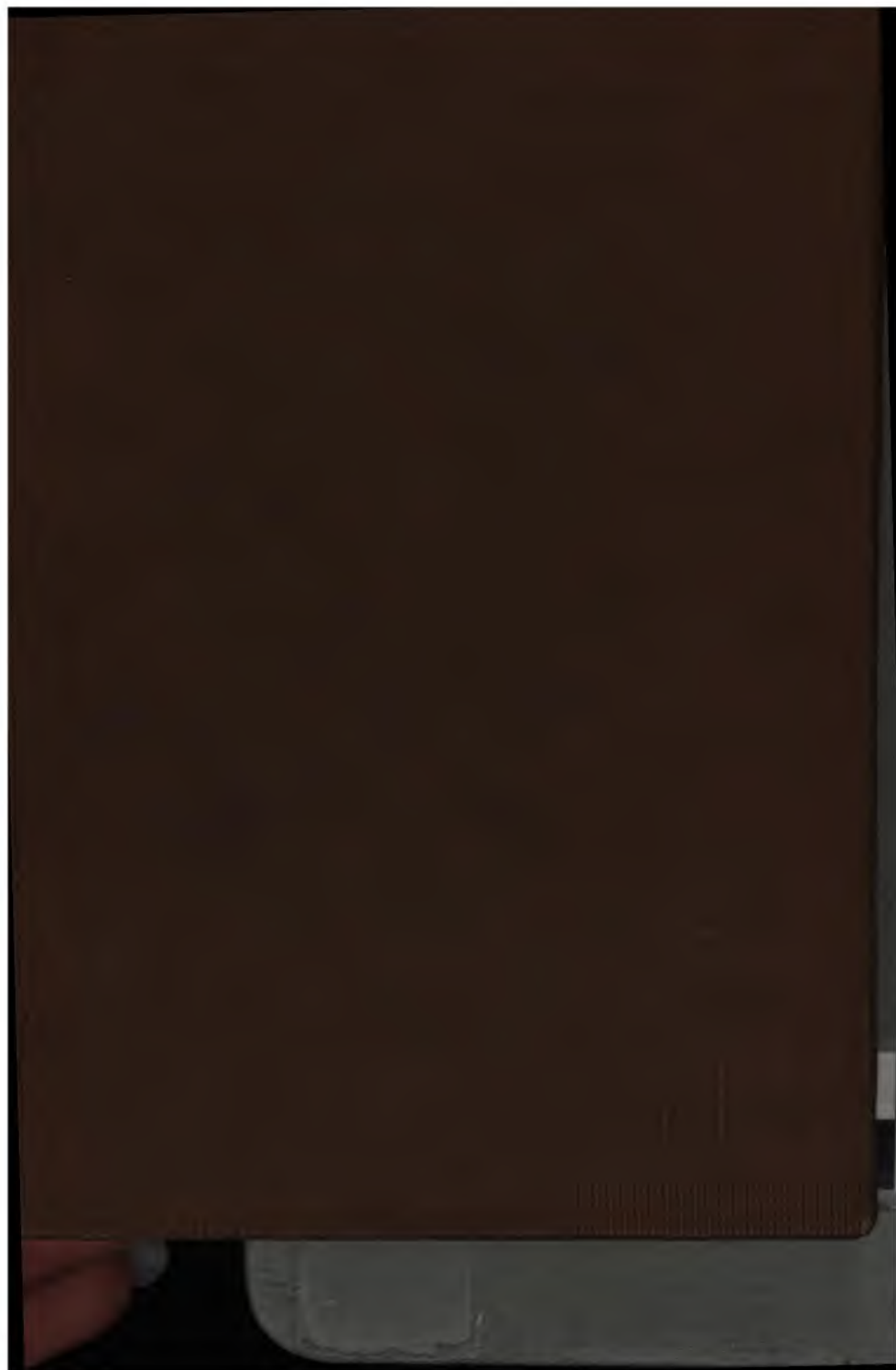
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





2



NFG
Helm





Heinrich Heine's
Sämmtliche Werke.

Siebenter Band:

Nachtrag

und

biographisch-literarische Skizze

von

Godfrid Becker.

Philadelphia:

Verlag von John Wolf & Co.,

No. 533 Chesnutstraße.

1861.

A^N

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
885963 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1937 L

N a c h t r a g

z u

Heinrich Heine's

Sämmtlichen Werken,

u n d

biographisch-literarische Skizze

v o n

Godfrid Becker.

Philadelphia :

Verlag von John Wolf & Co.,

No. 533 Chesnutstraße.

1861.

Entered according to Act of Congress, in the year 1860 by
JOHN WEIK & CO.,
In the Clerk's Office of the Eastern District of Pennsylvania.

N a c h t r a g

„

Heinrich Heine's sämtlichen Werken,

und

biographisch-literarische Skizze

von

Godfrid Becker.



Aeltere Gedichte.



Minnelieder.

L

Minnegruß.

Die du bist so schön und rein,
Wunnevolles Magedein,
Deinem Dienste ganz allein
Möcht' ich wohl mein Leben weih'n.

Deine süßen Neugelein
Glänzen mild wie Mondeschein;
Helle Rosenlichter streu'n
Deine rothen Wängelein.

Und aus deinem Mündchen klein
Blinkt's hervor wie Perlenreih'n;
Doch den schönsten Edelstein
Hegt dein stiller Busenschrein.

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang in's Herz hinein,
Als ich weiland schaute dein,
Wunnevolles Magedein!

II.

Minneklage.

Einsam lag' ich meine Ketten,
Im vertrauten Schoos der Nacht;
Frohe Menschen muß ich meiden,
Fliehen scheu wo Freude lacht.

Einsam fließen meine Thränen,
Fließen immer, fließen still;
Doch des Herzens brennend Sehnen
Keine Thräne löschen will.

Einst ein lachend muntre Knabe
Spielt' ich manches schöne Spiel,
Freute mich der Lebensgabe,
Wußte nie von Schmerzgefühl.

Denn die Welt war nur ein Garten,
Wo viel bunte Blumen blüh'n,
Wo mein Tagwerk Blumen-warten,
Rosen, Veilchen und Jasmin.

Träumend süß auf grüner Aue
Sah ich Bächlein fließen mild,
Wenn ich jezt in Bächlein schaue,
Zeigt sich mir ein bleiches Bild.

Bin ein bleicher Mann geworden,
Sitt mein Auge sie gesehn;
Heimlich weh ist mir geworden,
Wundersam ist mir gescheh'n.

Tief im Herzen hegt' ich lange
Engeln stiller Friedensruh;
Diese flohen zitternd, bange,
Ihrer Sternenhelmath zu.

Schwarze Nacht mein Aug' umbüfert,
Schatten drohen feindlich grimm;
Und im Busen heimlich flüftert
Eine eigen fremde Stimm'.

Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wuth,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Blut.

Aber daß in meinem Herzen
Flammen wühlen sonder Ruh
Daß ich sterbe hin vor Schmerzen —
Minne sieh! das thatest du!

III.

Sehnsucht.

Jedweder Geselle, sein Mädel am Arm,
Durchwandelt die Lindenreih'n;
Ich aber ich wandle, daß Gott erbarm,
Ganz mutterseel allein.

Mein Herz wird beengt, mein Auge wird trüb,
Wenn ein Andrer mit Liebchen sich freut.
Denn ich habe auch ein süßes Lieb,
Doch wohnt sie gar ferne und weit.

So manches Jahr getragen ich hab',
Ich trage nicht länger die Pein,
Ich schnüre mein Bündlein, und greife den Stab,
Und wandr' in die Welt hinein.

Und wandre fort manch' hundert Stund',
Bis ich komm' an die große Stadt;
Sie prangt an eines Stromes Mund,
Drei leckliche-Thürme sie hat.

Da schwindet bald mein Liebesharm,
Da harret Freude mein;
Da kann ich wandeln, feins Liebchen am Arm,
Durch die duftigen Lindenreih'n.

IV.

Die weiße Blume.

In Vaters Garten heimlich steht
Ein Blümchen traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.
Die bleiche Blume schaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:
Lieb Brüderchen, pflücke mich!
Zu Blümchen sprech ich: Das thu' ich nicht,
Ich pflücke nimmermehr dich;
Ich such' mit Müß und Noth
Die Blume purpurroth.

Bleich Blümchen spricht: Such' hin, such' her,
Bis an deinen kühlen Lob,
Du suchst umsonst, find'st nimmermehr
Die Blume purpurroth;
Mich aber pflücken thu',
Ich bin so krank wie du.

So kispelt bleich Blümchen, und bittet sehr,
Da jag' ich, und pflück' ich es schnell.
Und plötzlich blutet mein Herze nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engellust.

V.

Ahnung.

Oben wo die Sterne glühen
Müssen uns die Freuden blühen,
Die uns unten sind versagt;
In des Lobes kalten Armen
Kann das Leben erst erwärmen,
Und das Licht der Nacht enttagt.

VI.

Wenn ich bei meiner Liebsten bin,
Dann geht das Herz mir auf;
Dann bin ich reich in meinem Sinn,
Und biet' die Welt zu Kauf.

Doch wenn ich wieder scheiden muß
Aus ihrem Schwanenarm,
Dann schwindet all mein Ueberfluß,
Und ich bin bettelarm.

VII.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein;
Ich schickte sie zu riechen
Der Herzallerliebsten mein.

Ich wollte, meine Lieder
Das wären Küsse fein;
Ich schickt' sie heimlich alle
Nach Liebchens Wängelein.

Ich wollte, meine Lieber
Das wären Erbsen klein;
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

VIII.

Das Herz, den Frohsinn und das Glück
Hast du mir, Liebchen, längst genommen,
Und, was ich auch von dir bekommen,
Nicht Eines gabst du mir zurück.

Für Herz und Frohsinn und für Glück
Hast du den Schmerz für's ganze Leben
Und bittere Worte mir gegeben:
Nimm, Liebchen, nimm auch die zurück!

IX.

Gedenkst du noch der Flammenblide,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des langversagten, ersten Kusses,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blide, ihr erprobten Angeln,
An denen sich das Fischlein hängt!
O Kuß, du süße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

X.

Du sprachst, und gabst ein Lösschen mir
Von deinem seidnen Haar;
„Das trag', ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar.“

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl spielten diese Roll'.
Drum sprich: ist noch dein Kopf nicht kahl?
Dein kleines Herz nicht voll?

XI.

Du, Liebchen, hast mir's versichert,
Ich, Liebchen, glaubt' es fast;
Von dir war es gar so dumm nicht,
Daß du's versichert hast:
Doch daß ich beinah es glaubte,
Das leg' ich mir zur Last.

XII.

Der Trauerspiele sah ich schon viel,
Ich weinte so manche Thräne,
Doch hatte keins ein so trauriges End',
Als jene rührende Szene:

Du spieltest darin die Hauptperson,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuschend machtest die Unschuld du,
O schönste der schönen Aktrizen!

XIII

Frag' nicht, Liebchen, was ich habe,
Frage lieber, was ich sei;
Denn nicht große Schätze hab' ich,
Aber gut bin ich und treu.

Frag' mich ja nicht, wie ich lebe,
Nur wofür, das frage mich;
Denn beschränkt und einsam leb' ich,
Doch ich lebe ja für dich.

Frage nicht nach meinen Freuden,
Frage nicht nach meinem Schmerz;
Denn die Freude flieht ihn ewig,
Dem gebrochen ist das Herz.

Bermischte Gedichte.

Deutschland.

1815.

Deutschlands Ruhm will ich besingen.
Hört meinen schönsten Sang!
Höher will mein Geist sich schwingen,
Mich durchhebet Wonnedrang.

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;
Was auf Erden hier geschähn;
Wie das Gut' und Böse streiten,
Alles meine Blicke sehn.

Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schänd'ge Schande
In dem frommen, deutschen Land.

Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmelsfeligkeit —
Alles Gute sie uns rauben,
Gaben Sünde uns und Leid.

Deutsche Sonne wurde düster,
Will nicht leuchten deutscher Schand'!
Und ein dumpfes Trau'rgelüster
Sich durch deutsche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,
Und die Eiche rauschet Freud'.
Kommen sind die Racherichter,
Wollen süßnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,
Stürzen ein im grausen Schlund.
Alle deutschen Herzen danken;
Frei ist deutscher, hell'ger Grund.

Siehst du's Lobern hoch vom Berge?
Sag', was deut' die Flamme wild?
's deut' dieß Feuer auf dem Berge
Deutschlands reines starkes Bild.

Aus der Sündennacht enttauchet
Stehet Deutschland unverfehrt;
Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die schön're Form entgährt.

Aus dem Stamm der alten Eichen
Sprossen Blüthen, herrlich, schön;
Und die fremden Blüthen welken;
Traulich grüßt das alte Wehn.

Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutsche, fromm und bieder,
Froh genießt sein deutsches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmuth.
Schwerter schwinget Deutschlands Jugend;
Hermann's Enkel scheut kein Blut.

Helben zeugen keine Tauben,
Löwengleich ist Hermann's Art;
Doch der Liebe schöner Glauben
Sei mit Stärke gleich gepaart.

Eignes Leid dem Deutschen lehrte
Christus sanftes Wort verstehen;
's zeugt nur Brüder deutsche Erde,
Nur die Menschlichkeit ist schön.

Auch die alte fromme Minne
Rehrt zurück, die Sängerkunst,
Bierest herrlich, fromme Minne,
Deutschen Mannes Helbenbrust.

Er ist gezogen aus im Kriege
In die heiße Frankenschlacht;
Um zu rächen Meinelobslüge
Blutig mit gewalt'ger Macht.

Und dahel'm die Frauen regen
Liebevoll die sanfte Hand,
Und der heil'gen Wunden pflegen,
Die geblut't für's Vaterland.

Festlich in dem schwarzen Kleide
Glänzt das schöne deutsche Weib
Und mit Blumen und Geschmeide,
Demantgürtel schmückt den Leib.

Doch noch herrlicher geschmüdet
Mit Gefallen ich sie schau',
Wenn am Krankenbett gebüdet
Sorgend schafft die deutsche Frau.

Himmels-Engeln wohl sie gleicht,
Wenn sie letzten Labetrant
Dem verwund'ten Krieger reichet;
Sterbend noch er lächelt Dank.

Muthig sich ein Grab erwerben
In der Feldschlacht — das ist süß;
Doch in Frauenarmen sterben,
Das ist Gottes Paradies.

Arme, arme Frankensöhne,
Euch war nicht das Schicksal hold;
An der Seine Strand die Schöne
Buhlet nur nach feilem Gold.

Deutsche Frauen, deutsche Frauen!
Welch ein Zauber birgt dieß Wort!
Deutsche Frauen, deutsche Frauen,
Blühet lange, blühet fort!

Deutschlands Töchter wie Luise
Deutschlands Söhne Friedrich gleich!
Hör' im Grabe mich, Luise!
Herrlich blüh' das deutsche Reich!

G r a m.

1816.

Sohn der Thorheit, träume immer,
Wenn dir's Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild!

Einst ich stand in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein.
Deutschlands Gauen vor mir lagen
Blühend, hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodei'n;
Süße Ahnungschauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lausch' ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab,
Seh' ich nur ein Völklein Zwerge
Kriechend auf der Riesen Grab.

Muttersöhnchen gehn in Seide,
Nennen sich des Volkes Kern,
Schurken tragen Ehrgeschmelde,
Söldner brüsten sich als Herrn.

Statt Verdienste zählt man Ahnen,
Und den Mann macht nur das Kleid,
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit:

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen, Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurcht scheu die Jugend
Vor dem-Greisenalter stand;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienate war,
Wo ein Mann im Eisenleibe
Und ein Herz im Manne war. —

Unsre Gartenbeste hegen
Tausend Blumen wunderfein,
Schwelgend in des Hovens Segen,
Kind umspielt von Sonnenschein.

Doch die aller schönste Blume
Blüht in unsern Gärten nie,
Sie, die einst im Alterthume
Selbst auf fels'ger Höh' gedieh;

Die auf kalter Bergesveste
Männer mit der Eisenhand
Pflegten als der Blumen beste; —
G a s t l i c h k e i t wird sie genannt.

Müder Wand'rer, steige nimmer
Nach der hohen Burg hinan;
Statt der gastlich warmen Zimmer
Kalte Wände dich empfahn.

Von dem Wartthurm bläst kein Wächter,
Keine Fallbrück' rollt herab;
Denn der Burgherr und sein Wächter
Schlummern längst im kühlen Grab.

In den dunklen Särgen ruhen
Auch die Frauen minnehold ;
Wohnlich hegen solche Truhen
Reichern Schatz denn Perl' und Gold.

Heimlich schauern da die Lüfte,
Wie von Minnesängerhauch ;
Denn in diese heil'gen Grüste
Stieg die fromme Minne auch.

Zwar auch unsre Damen preis' ich ;
Denn sie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei ;

Singen auch in süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu,
Freilich zweifelnd im geheimen,
Ob das Märchen möglich sei.

Unsre Mütter einst erkannten
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daß den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein ;
Denn die Frau'n in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein' !

Aberglauben, Trug und Lüge
Herrschen — Leben ohne Reiz ;
Und die schöne Jordansperle
Hat verfälscht des Römers Geiz. —

Fort, ihr Bilder schön'rer Tage,
Weicht zurück in eure Nacht!
Wecht nicht mehr die eitle Klage
Um die Zeit, die uns versagt!

Die Weihe.

Einsam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer, bleicher Knabe
Demuthsvoll dahingesunken.

O Madonna! laß mich ewig
Hier auf dieser Schwelle knien,
Wollest nimmer mich verstoßen
In die Welt so kalt und sündig.

O Madonna! sonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenloden;
Süßes Lächeln mild umspielet
Deines Mundes hell'ge Rosen.

O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter;
Lebensschifflein treibet irre,
Sternlein leiten ewig sicher.

O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Nur in deinen Gluten glühend.

O Madonna! hör mich heute,
Gnadenvolle, Wunderreiche,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen.

Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell sind auf einmal verschwunden;
Knabe nicht wußte wie ihm geschehn,
Hat Alles auf einmal umwandelt gesehn.

Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da saß Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
Und grüßet und lächelt mit kindlicher Freud'.

Und steh! vom blonden Lockenhäupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sprach zum Knaben mit himmlischem Ton:
Nimm hin deinen besten Erdenlohn!

Sprich nun, wer bezeugt die Weihe?
Sahst du nicht die Farben wogen
Flammig an der Himmelsbläue?
Menschen nennen's Regenbogen.

Englein steigen auf und nieder,
Schlagen rauschend mit den Schwingen,
Flüstern wundersame Lieder
Süßer Harmonien Klingen.

Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrte ewig blühet.

Ständchen eines Mauren.

Meiner schlafenden Zuleima
Kinnt auf's Herz, ihr Thrämentropfen;
Dann wird ja das süße Herzchen
Sehnsuchtsvoll nach Abduls klopfen.

Meiner schlafenden Zuleima
Spielt um's Ohr, ihr Seufzer trübe;
Dann träumt ja das blonde Köpfschen
Heimlich süß von Abduls Liebe.

Meiner schlafenden Zuleima
Stöm' auf's Händchen, Herzblutquelle,
Dann trägt ja ihr süßes Händchen
Abduls Herzblut roth und helle.

Ach! der Schmerz ist stumm geboren,
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Und nur Blut aus Herzenswunde.

Traum und Leben.

Es glühte der Tag, es glühte mein Herz
Still trug ich mit mir herum den Schmerz.
Und als die Nacht kam, schlief ich fort
Zur blühenden Rose am stillen Ort.

Ich nahte mich leise und stumm wie das Grab;
Nur Thränen rollten die Wangen hinab;
Ich schaut' in den Kelch der Rose hinein, —
Da glomm's hervor wie ein glühender Schein. —

Und freudig entschlief ich beim Rosenbaum;
Da trieb sein Spiel ein neckender Traum:
Ich sah ein rosiges Mädchenbild,
Den Busen ein rosiges Nieder umhüllt.

Sie gab mir was hübsches, recht goldig und weich;
Ich trug's in ein goldenes Häuschen sogleich.
Im Häuschen da geht es gar wunderbar bunt,
Da dreht sich ein Bällchen in zierlicher Rund.

Da tanzen zwölf Länzer, ohn' Ruh und Raß,
Sie haben sich fest bei den Händen gefaßt;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.

Und es summt mir in's Ohr die Tanzmusik:
Die schönste der Stunden lehrt nimmer zurück,
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum. —

Der Traum war aus, der Morgen graut,
Mein Auge schnell nach der Rose schaut, —
O Weh! statt des glühenden Fünkchens steht
Im Kelche der Rose ein kaltes Insekt.

Die Lehre.

Mutter zum Bienelein:
„Hüt' dich vor Kerzenschein!“
Doch was die Mutter spricht,
Bienelein achtet nicht;

Schwirret um's Licht herum,
Schwirret mit Sum-sum-sum,
Hört nicht die Mutter schrei'n:
„Bienelein! Bienelein!“

Junges Blut, tolles Blut,
Treibt in die Flammenglut,
Treibt in die Flamm' hinein, —
„Bienelein! Bienelein!“

's Fladert nun lichterroth,
Flamme gab Flammentod; —
Hüt' dich vor Nagebein,
Söhnelein! Söhnelein!

An Franz v. J.

Es zieht mich nach Nordland ein goldner Stern;
Ade, mein Bruder, denk mein in der Fern'!
Bleib' treu, bleib' treu der Poesie;
Verlass das süße Bräutchen nie.
Bewahr in der Brust wie einen Hort
Das liebe, schöne, deutsche Wort. —
Und kommst du mal nach dem Norderstrand,
So lausche nur am Norderstrand;
Und lausche bis fern sich ein Klingen erhebt,
Und über die feiernden Fluthen schwebt.
Dann mag's wohl sein, daß entgegen dir zieht
Des wohlbekannten Sängers Lied.
Dann greif' auch du in dein Sattenspiel
Und gieb mir süßer Kunden viel:
Wie's dir, mein traurer Sänger, ergeht,
Und wie's meinen Lieben allen ergeht,
Und wie's ergeht der schönen Maib,
Die so manches Jünglingsherz erfreut,
Und in manches gesendet viel Blut hinein,
Die blühende Rose am blühenden Rhein!
Und auch vom Vaterland Kunde gieb;
Ob's noch das Land der treuen Lieb',
Ob der alte Gott noch in Deutschland wohnt,
Und Niemand mehr dem Bösen frohnt.
Und wie dein süßes Lied erklingt,
Und heitere Mähren hinüber bringt,
Wohl über die Wogen zum fernen Strand,
So freut sich der Sänger im Norderland.

Ein Prolog zur „Harzreise.“

Was ich schaute, was ich hörte,
Was mir Geist und Herz entzündete,
Was mich ennuyerte, störte,
Was mich feindlich niederbrückte —

Ernstes Streben, tolles Treiben
Wie der Narren so der Weisen —
Alles will ich niederschreiben,
Wie ich es geschaut auf Reisen.

Ist nicht Reisen doppelt Leben?
Einmal lebt man's nur zu Hause.
Willst du rüstig fürder streben,
So verlasse deine Klausel!

Auf dem großen Welttheater
Sind wir Affen, Marionetten,
Reiten Stedenpferde alle:
Suche Jeder sein's zu retten!

Mag der Nachbar spotten, sticheln
Ob der närr'schen Kavalkade,
Stichelt auf Herrn Better Micheln
Wader wieder sonder Gnade.

Also nehmt auch diese Reise
Auf, wie ich sie hingeschrieben.
Jeder hat so seine Weise,
Die er üben muß und lieben.

Vertheid'ge nicht!

**Vertheid'ge nicht, vertheid'ge nicht
Die miserable Welt!
Das Gaffervoll vertheid'ge nicht,
Denn nur was glänzt und täuscht gefällt!**

**Vertheid'ge die Philister nicht
Und die Langweiligkeit,
Vertheid'ge die Gelehrten nicht
In ihrer edlen Rüchternheit!**

**Vertheid'ge drum die Frauen nicht,
Ob es auch bessere gibt:
Die Beste ja verschmäht es nicht,
Zu fesseln den, den sie nicht liebt.**

**Vertheid'ge meine Freunde nicht
Und zähl' dich nicht dazu:
Denn jenen Freunden gleichst du nicht,
Rein, stark und gut und treu bist du.**

Parodie

Sie haben mich ennuycet,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Sie haben das Ohr mir zerrissen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Doch die mich am meisten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die schreiben weder poetisch,
Noch recht prosaischen Styl.

Wandelnde Blumen in Berlin.

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbau'n,
Hier kannst du beisammen finden
Die aller schönsten Frau'n.

Sie blühen so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat sie sinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch' schöne Federhüte!
Welch' schöne Türkenshawls!
Welch' schöne Wangenblüthe!
Welch' schöner Schwanenhals!

Abendlieder.

1831.

I.

Ich wandle längs dem Teiche,
So ganz ohne Zweck und Plan,
Und Blumen, holbe, bleiche,
Seh'n mich gespenstisch an.

Sie sehen mich an; ich erzähle
Mein langweilig Lieb sodann,
Sie fragen mich, was mir fehle,
Mir armen, finstern Mann.

Ich muß sie alsdann bedeuten:
Mir fehlt die Liebe zur Welt,
Und, außer Kredit bei den Leuten,
Fehlt mir vor Allem Geld.

II.

Und auf dem Teiche schwimmen
Dahin der Schwäne zwei,
Und wunderbar dunkle Stimmen
Durchtönen mich dabei.

Sie schwimmen dahin und ringen
Nach eines Tons Gewalt;
Und wenn die Schwäne singen,
So sterben sie alsobald.

III.

Drum müssen ihr Leid sie verhehlen,
Wie schwer auch die Brust geschwellt;
Denn Schwäne und Dichterseelen
Versteht nicht die dumme Welt.

Und sind sie dann auch verloren,
Sie singen doch noch zulezt;
Und liegt mir's nicht vor den Ohren,
So singen sie eben jetzt.

IV.

Es schiffen vergnügte Wöllchen
Durch's blaue Abendmeer,
Und durch die Dämmerung schwebet
Ein schattig Gebild mir daher.

Es blüht mit Erinnerungsaugen
Mir tief in die Seele hinein,
Wie fernher Seligkeiten,
Begrabener Wonnen Schein.

Vertraut ist mir diese Erscheinung,
Ich glaub', ich erkenne sie:
Es ist der süße Schatten
Von der gestorb'nen Marie.

Sie winkt mir bekannt und stille
Und faßt mich mit leisem Weh';
Ich aber greife zur Brille,
Damit ich sie besser seh'.

Sonette.

I.

An Aug. Wilh. von Schlegel.

Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis bellagen,
An deinem gut'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.
O mög'st du's ferner noch so sorgsam warten,
Daß es als Baum einst zieren kann den Garten,
Der schönen Fe, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüßes Klingen,
Die Blumen sprechen, und die Bäume singen.

II.

Bu Frieden nicht mit deinem Eigenthume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Gago-ufers Blume.
Der Elber hast manch' Kleinod du entgraben,
Die Seine mußte jollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Dramas Heiligthume,
Du wollt'st auch Perlen aus dem Ganges haben.

Du geiz'ger Mann, ich rath' dir sei zufrieden
Mit dem was selten Menschen ward beschieden,
Denk' an's Verschwenden jetzt, statt an's Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben.

III

An den Hofrath Georg S.

in Göttingen.

Stolz und gebietend ist des Leibes Haltung,
Doch Sanftmuth steht man um die Lippen schweben,
Das Auge blitzt, und alle Muskeln heben,
Doch bleibt im Reden ruhige Entfaltung.
So stehst du auf dem Lehrstuhl, von Verwaltung
Der Staaten sprechend, und vom klugen Streben
Der Kabinette und von Völkerleben,
Und von Germaniens Spaltung und Gestaltung.
Aus dem Gedächtniß liest mir nie dein Bild!
In unsrer Zeit der Selbstsucht und der Rohheit,
Erquickt ein solches Bild von edler Hoheit.
Doch was du mir, recht väterlich und milde,
Zum Herzen sprachst in stiller trauter Stunde,
Das trag' ich treu im tiefen Herzensgrunde.

IV.

An J. B. Rousseau.

Dein Freundesgruß konnt' mir die Brust erschließen,
Die dunkle Herzenskammer mir entriegeln :
Ich bin umfächelt wie von Zauberflügeln,
Und heimatliche Bilder mich begrüßen.
Den alten Rheinstrom seh' ich wieder fließen,
In seinem Blau sich Berg und Burgen spiegeln,
Goldtrauben winken von den Rebenhügeln,
Die Winzer klettern und die Blumen sprießen.
O, könnt' ich hin zu dir, zu dir Getreuer,
Der du noch an mir hängst, so wie sich schlingt
Der grüne Ephen um ein morsch' Gemäuer.
O, könnt' ich hin zu dir, und leise lauschen
Bei deinem Lied, derweil Rothkehlchen singt,
Und still des Rheines Wogen mich umrauschen.

V.

Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehängt,
Und mir gewickt den Leib mit glühenden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenkammer.
Wild schrie ich auf, vor namenlosem Jammer,
Blutströme mir aus Mund und Augen sprangen, —
Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir schnell den Gnadenstoß mit gold'nem Hammer.
Neugierig steht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie wie mein Herz noch ächzet,
Musst' ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.

VI.

Die Nacht auf dem Drachensfels.

An Fritz von B.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß' der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederlauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweintrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Thurme lauern,
Viel dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel Nebelfrau'n bei uns vorüberfliegen.
Und aus den Trümmern steigt ein tiefes Wehzen,
Es klirrt und raffelt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wuthgebrause. —
Steh' nun, mein Freund, so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachensfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

VII.

An Fritz Steinmann.

In's Stammbuch.

Die Schlechten siegen, untergehn die Wadern,
Statt Myrthen lobt man nur die dürrn Pappeln,
Worein die Abendwinde tüchtig rappeln,
Statt stiller Gluth lobt man nur helles Fladern.
Vergebens wirst du den Parnasß beackern,
Und Bild auf Bild und Blum' auf Blume stapeln,
Vergebens wirst du dich zu Lode zappeln, —
Versteht du's nicht noch vor dem Ei zu gadern.

Auch mußt du wie ein Kampfstier dich behörnen,
Und Schuß- und Trug-Kritiken schreiben lernen,
Und kräftig oft in die Posaune schmettern.
Auch schreibe nicht für Nachwelt, schreib für Pöbel,
Der Knalleffekt sei deiner Dichtung Hebel, —
Nur dann wird dich das Publikum vergöttern.

VIII.

An Sie

Wie rothen Blumen hier und auch die bleichen,
Die einst erblüht aus blut'gen Herzenswunden,
Die hab' ich nun zum schmuden Strauß verbunden,
Und will ihn dir, du schöne Herrin, reichen.
Nimm huldreich hin die treuen Sangeskunden,
Ich kann ja nicht aus diesem Leben weichen,
Dhn' rüdzulassen dir ein Liebeszeichen, —
Gedenke mein, wenn ich den Tod gefunden!
Doch nie, o Herrin, sollst du mich beklagen;
Beneidenswerth war selbst mein Schmerzenleben —
Denn liebend durft' ich dich im Herzen tragen.
Und größres Heil noch soll mir bald geschehen:
Mit Geisterschuß darf ich dein Haupt umschweben,
Und Friedensgrüße in dein Herze wehen.

Goethe's Denkmal zu Frankfurt am Main.

1821.

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen.
Und sammelt Subskribenten unverdroffen!
Frankfurt's Bewohner haben jetzt beschlossen:
Ein Ehrendenkmal Goethe'n zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen —
So denken sie — daß Wir des Mann's Genossen,
Daß Unserm Boden solche Blum' entsprossen;
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen!“

D laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn, behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

In Windeln war er euch einst nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine halbe Welt,
Euch, die ein Flüßchen trennt vom Sachsenhäuser.

Dresdener Poesie.

Du Dresden, in der schönen Stadt der Elbe,
Wo's gibt Taback- und Stroh- und Versfabriken
Erhebt sich, um die Köpfe zu berücken,
Ein Lieberkränzlein und ein Liedgewölbe.

Ist nun mit Herr'n und Frau'n besetzt dasselbe,
So lesen vor, Blut-Muth-Blut in den Blicken,
Herr Kuhn und Fräulein Nostitz — o Entzücken!
Ha! Herrlich! Weg, Kritik, du fade, gelbe!

Am andren Tage steht es in der Zeitung,
Hell's Hellsheit schwademt, Kind's Kindheit ist kindisch,
Dazwischen kriecht das krit'sche Beiblatt hündisch.

Arnoldi sorgt für's Geld und die Verbreitung,
Zulezt kommt Böttiger und macht Spektakel,
Die Abendzeitung sei das Weltorakel.

Brodlose Kunst.

Wie nähm' die Armuth bald bei mir ein Ende,
Wüßt' ich den Pinsel kunstgerecht zu führen
Und hübsch mit bunten Bildern zu verzieren
Der Kirchen und der Schlösser stolze Wände.

Wie stöße bald mir zu des Goldes Spende,
Wüßt' ich auf Flöten, Geigen und Clavieren
So rührend und so fein zu musziren,
Daß Herrn und Damen klatschten in die Hände.

Doch ach! mir Armen lächelt Mammon nie:
Denn leider, leider! trieb ich dich alleine,
Brodloseste der Künste, Poesie!

Und ach! wenn andre sich mit vollen Humpen
Zum Gotte trinken in Champagnerweine,
Dann muß ich dürsten oder ich muß — pumpen.

Uebersetzungen aus Lord Byrons Werken.

Manfred.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine gothische Halle.—Mitternacht.—Manfred allein.

Manfred.

Ich muß die Ampel wieder füllen, dennoch
Brennt sie so lange nicht, als ich muß wachen.
Mein Schlaf—wenn ich auch schlaf—ist doch kein Schlaf;
Nur ein fortdauernd Brüten in Gedanken,
Die ich nicht bannen kann. Im Herzen pocht mir's
Gleich wie ein Wecker, und mein Aug' erschließt
Sich nur, einwärts zu schau'n. Und dennoch leb' ich,
Und trage Menschenform und Menschenantlitz.
Doch Kummer sollt' des Weisen Lehrer sein;
Der Schmerz macht weise, und wer's meiste weiß,
Den schmerzt am meisten auch die bittere Wahrheit:
Daß der Erkenntnißbaum kein Baum des Lebens!
Nun hab' ich jede Wissenschaft durchgrübelt,
Auch Weltweisheit, die Kräfte der Natur
Erforscht, und fühl' im Herzen die Gewalt,
Die solche dienstbar machen könnt' mir selber.

Doch frommt' es nicht.—Den Menschen that ich Gutes,
Und mir geschah auch Gutes, selbst von Menschen.
Doch frommt' das nicht.—Ich hatte meine Feinde,
Ich sank vor keinem, mancher sank vor mir.
Doch frommt' es nicht.—Denn Gutes, Böses, Leben,
Macht, Leidenschaft, wie ich's bei Andern sehe,
Das war bei mir wie Regen auf den Sand,
Seit jener grausen Stund. Ich fürchte nichts,
Mich quält der Fluch, daß ich nichts fürchten kann,
Kein stärkres Pochen fühl', von Hoffnung, Wünschen,
Sehnsucht nach einem Wesen dieser Erde.
Mein Werk beginn'!

Geheimnißvolle Mächte!

Ihr Geister dieses unbegrenzten Weltalls!
Ihr, die ich stets gesucht in Licht und Dunkel!
Ihr, die den Erdball rings umweht, und lustig
Im Hauche wohnt; Ihr, die als Lieblingsplätze
Euch ausgesucht die steilsten Bergesgipfel;
Ihr, die in Erd- und Meerabgründen hauset,—
Euch ruf' ich her kraft des geschriebnen Zaubers,
Der Euch mir unterjocht. Steigt auf! Erscheint!

(Pause.)

Sie zögern.—Ich beschwör' Euch bei dem Worte
Des Geisteroberhaupts, bei diesem Zeichen,
Das Euch erzittern macht, beim Willen dessen,
Der nimmer stirbt.—Steigt auf! Steigt auf! Erscheint!

(Pause.)

Sie zögern.—Geister in der Erd' und Luft!
Ihr sollt nicht spotten meiner. Ich beschwör' Euch
Bei noch viel mächt'gerer Macht, beim Talisman,
Den ausgeheckt einst der verdammte Stern,
Der nun, ein Trümmerbrand zerstörter Welt,
Wie eine Höll' im ew'gen Raume wandelt;
Beim grausen Fluch, der meine Seel' belastet,

Bei dem Gedanken, der stets in mir lebt,
Und um mich lebt, beschwör' ich Euch. Erscheint!

(Ein Stern wird sichtbar im dunkeln Hintergrunde der Halle. Er bleibt stehen. Man hört eine Stimme singen.)

Erster Geist.

Mensch! Auf deines Wortes Schall
Stürmt' ich aus der Wollenhall',
Die der Dämm'ung Hauch gebildet,
Die das Abendlicht vergülbet
Mit Carmin und Himmelbläu',
Daß sie mir ein Lusthaus sei.
Zwar sollt' ich gehorchen nimmer,
Dennoch ritt ich auf dem Schimmer
Eines Sternleins zu dir her;
Mensch! erfüllt sei dein Begehr.

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,
Die krönten schon längst seine Höh'
Auf dem Felsenthron sitzend, im Wollentalar,
Empfing er die Kron' von Schnee.
Wie'n Gurt umschnallt seine Hüft' ein Wald
Seine Hand die Lawine hält;
Doch vor dem Fall muß der donnernde Ball
Still stehn, wenn's mir gefällt.
Des Gletschers ruhlos kalte Mass'
Sinkt tiefer Tag für Tag;
Doch ich bin's, der sie sinken lass'
Und auch sie hemmen mag.
Ich bin der Geist des Berges hier,
Wollt ich's, er beugte sich,
Ergitternd bis zum Marke schier,
Und du, was riebst du mich?

Dritter Geist.

In dem bläulichen Meergrund,
Wo der Wellenkampf schweigt,
Wo ein Fremdling der Wind ist
Und die Meerschlange krecht,
Wo die Nixe ihr Grünhaar
Mit Muscheln durchschlingt,—
Wie wenn Sturm auf der Meerfläch'
Scholl dein Spruch, der mich zwingt.
In mein stilles Corallhaus
Erdröhnte er schwer;
Denn der Wassergeist bin ich.
Sprich aus dein Begehr!

Vierter Geist.

Wo der Erschütt'rer verschlummert
Auf Rissen von Gluth,
Wo die Pechström' aufwälzen
Die kochende Fluth,
Wo die Wurzel der Andes
Die Erde durchwebt,
Also tief wie ihr Gipfel
Zum Himmel aufstrebt,
Dort ließ ich die Heimath
Dein Kuf riß mich fort,—
Bin Knecht deines Spruches,
Mein Herr ist dein Wort.

Fünfter Geist.

Mein Ross ist Wind, mit Geißelhieb
Treib' ich das Sturmgewühl;
Das Wetter, das dahinten blieb,
Ist noch von Blitzen schwül.
Mich hat gar schnell, über Land und Welt,

Ein Windstoß hergebracht;
Die Flott', die ich traf, die segelt brav,
Doch sinkt sie noch heut' Nacht.

Sechster Geist.

Mein Wohnhaus ist der Schatten süßer Nacht;
Was quälst du mich an's Licht mit Zaubermacht?

Siebenter Geist.

Vor Erdbeginn beherrschte ich
Den Stern, der nun beherrscht dich,
Das war ein Erdball hübsch belebt,
Wie keiner je die Sonn' umschwebt.
Sein Lauf war schön geregelt, kaum
Trug schönern Stern der Himmelsraum.
Da kam die Stunde—und er ward
Ein Flammeball unförm'ger Art,
Ein Schweifstern, der sich pfadlos schlingt,
Und Menschen schreckt und Unheil bringt,
Der nie ermattend rollt und schweift,
Und irrend ohne Laufbahn läuft,
Ein Tollbild, das da oben brennt,
Ein Ungeheu'r am Firmament!
Und du, dem dies ein Schicksalsstern,
Wurm, dem ich hohnvoll dien' als Herrn,
Du zwangst mich (mit der kurzen Nacht,
Die dich am End' mir eigen macht)
Auf kurz hierher, wo zitternd gar
Hier diese schwache Geisterschaar
Mit einem Ding, wie du bist, schwäht,—
Du, Sohn des Staubs, was willst du jetzt?

Die sieben Geister.

Erd, Weltmeer, Luft und Nacht, Gebirg und Wind,
Und auch dein Stern umstehn als Geister dich

Und harren deines Winkes, Menschenkind,—
Was will von uns der Sohn des Staubes, sprich?

Manfred.

Ich will vergessen.—

Erster Geist.

Was—und wie—warum?

Manfred.

Was in mir ist will ich vergessen, leset's
In mir—Ihr kennt's, und ich kann's nimmer sagen.

Geist.

Nur was wir haben können wir dir geben,
Verlange Gegenstände, Herrschaft, Weltmacht,
Ganz oder nur ein Theil, verlang' ein Zeichen,
Das dir die Elemente dienstbar macht,
Die wir regieren, jedes, alldergleichen
Sei dein.

Manfred.

Vergessen, Selbstvergessenheit—
Könnt Ihr nicht schaffen dies aus dunklen Reichen,
Ihr, die mir prahlerisch so vieles bietet?

Geist.

In unsrer Macht steht's nicht; es seie denn—
Du stirbest jetzt.

Manfred.

Wird mir's der Tod gewähren?

Geist.

Wir sind unsterblich und vergessen nicht;
Wir leben ewig, und Vergangnes ist uns
Mitsammt der Zukunft gegenwärtig. Siehst du?

Manfred.

Ihr höhnt mich; doch die Macht, die Euch hierherzwang
Gab Euch in meine Hand. Höhnt nicht, ihr Knechte!
Die Seel', der Geist, der promethe'sche Funken,
Die Flamme meines Lebens ist so leuchtend,
Durchglüh'nd, und weltthinblickend wie die Eure,
Sieht der nichts nach, obgleich in Staub gekleidet.
Gebt Antwort! sonst beweis' ich, wer ich bin.

Geist.

Die alte Antwort g'nügt; die beste Antwort
Sind deine eignen Wort'.

Manfred.

Erklär' die Rede.

Geist.

Wenn, wie du sagst, dein Wesen unserm gleicht,
So hattest du schon Antwort, als wir sagten: —
Was Tod die Menschen nennen, bleibt uns fremd.

Manfred.

So rief ich Euch umsonst aus Euren Reichen,
Ihr könnt nicht oder wollt nicht helfen.

Geist.

Sprich,

Was wir vermögen, bieten wir, dein set's;
Besinn' dich eh' du uns entläßt, frag' nochmals, —
Macht, Herrschaft, Kraft, Verlängerung deiner Tage —

Manfred.

Verflucht! was habe ich zu thun mit Tagen?
Sie sind mir jetzt schon allzulang, — fort! fort!

Geist.

Gemach! sind wir mal hier, kann's doch dir nützen,
Besinn dich, giebt's denn gar nichts, das wir könnten
Nicht ganz unwerth in deinen Augen machen?

Manfred.

Nein, nichts; doch bleibt,—ich möcht' wohl, eh' wir scheiden,
Euch schaun von Angesicht zu Angesicht.
Ich höre Eure Stimmen, süß und schmächtend,
Wie Harfentöne auf dem Wasser, immer
Steht leuchtend vor mir jener klare Stern;
Doch anders nicht. Kommt näher wie Ihr seid,
Kommt all, kommt einzeln, in gewohnten Formen.

Geist.

Wir tragen keine Formen, außer die
Des Elements, wovon wir Seel' und Urgeist;
Wähl' die Gestalt, worin wir kommen sollen.

Manfred.

Ich wählen! Giebt's ja keine Form auf Erden,
Die häßlich oder reizend wär' für mich.
Eu'r Mächtigster mag wählen sich ein Antlitz,
Das ihm das beste dünkt. Erschehn'!

Siebenter Geist (Erscheint in der Gestalt eines schönen Weibes.)

Sieh her!

Manfred.

O Gott! Wenn's so sein soll, und Du kein Wahnbild
Und auch kein Blendwerk bist, so könnt' ich dennoch
Recht glücklich sein.—Umarmen will ich Dich,
Wir wollen wieder—(die Gestalt verschwindet.)

's Herz ist mir zermalmet.

(Manfred stürzt besinnungslos nieder.)

(Eine Stimme spricht folgenden Zauberzaub:)

Wenn der Mond im Wasser schwimmt,
Und im Gras der Glühwurm blinkt,
Wenn am Grab das Dunstbild glimmt,
Und im Sumpf das Irrlicht winkt,
Wenn Sternschnuppen niederschließen,

Und sich Eulen krächzend grüßen,
Wenn, umschattet von den Höh'n,
Baum und Blätter stille stehn,
Dann kommt meine Seel' auf dich,
Und mein Zauber reget sich.

Schläfst du auch mit Augen zu,
Findet doch dein Geist nicht Ruh,
Schatten drohn, die nie erbleichen,
Und Gedanken, die nicht weichen;
Von geheimer Nacht umrauscht,
Bist du nimmer unbelauscht;
Bist wie Leichentuchumhängt,
Wie von Wolken eingezwängt;
Sollst jetzt leben immerfort
Hier in diesem Zauberwort.

Siehst mich zwar nicht sichtbarlich,
Dennoch fühlt dein Auge mich,
Als ein Ding, das unsichtbar
Nah dir ist, und nahe war;
Und wenn's dir dann heimlich graust,
Und du hastig rückwärts schaust,
Siehst du staunend, daß ich nur
Bin der Schatten deiner Spur,
Und verschweigen muß dein Mund
Jene Macht, die dir ward kund.

Und ein Zaubersang und Spruch
Hat dein Haupt getauft mit Fluch;
Und ein Luftgeist voller List
Legt dir Schlingen, wo du bist;
In dem Wind hörst du ein Wort,
Das dir scheucht die Freude fort;
Und die Nacht, so still und hehr,
Gönnt dir Ruhe nimmermehr;

Und des Tages Sonnenschein
Soll dir unerträglich sein.

Aus deinen Thränen falsch und schlaue
Koch' ich ein tödtliches Gebräu;
Aus deines Herzens schwarzem Quell
Presst' ich des schwarzen Blutes Well';
Aus deines Lächelns Falt' ich zog
Die Schlang', die dort sich ringelnd bog;
Aus deinem Mund nahm ich den Keiz,
Den Hauch des allerschlimmsten Leibs;
Ich prüft' manch Gift, das mir bekannt,
Doch deins am giftigsten ich fand.

Bei deines Schlangenlächelns Mund,
Eiskaltem Herzen, Arglistschlund,
Bei deinem Aug', scheinheil'ig gut,
Bei deiner Seel' verschloss'ner Wuth,
Bei deiner Kunst, womit du gar
Dein Herz für menschlich gabest dar,
Bei deiner Lust an fremdem Leib,
Bei deiner Cainsähnlichkeit,
Hierbei verfluch' ich dich Gesell:
Sei selber deine eigne Höl!

Und auf dein Haupt gieß' ich den Saft,
Der dir ein solch Verhängniß schafft;
Schlafen nicht und Sterben nicht
Gönnt dein Schicksal dir, du Wicht;
Sollst den Lob stets nahe schau'n,
Freudig zwar und doch mit Grau'n.
Sieh, der Zauber schon umringt dich,
Klanglos seine Kett' umschlingt dich;
Auf dein Herz und Hirn zugleich
Kam der Spruch—verwelt', verbleich'!

Lebewohl!

Verfreundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Lästereien können Wahrheit schwärzen;
Und die Beständigkeit wohnt nur dort oben:
Und dornig ist das Leben, und die Jugend
Ist eitel; und entzweit sein mit Geliebten,
Das kann wie Wahnsinnschmerz im Hirne toben!

* * *

Doch nie fand sich ein Mittler diesen beiden,
Der heilen wollte ihrer Herzen Leiden.
Genüber standen sich die Schmerzgestalten,
Wie Klippen, die des Blizes Strahl gespalten.
Ein wilder, wüster Strom fließt jetzt dazwischen;
Doch aller Elemente zorn'ge Schaar
Vermag wohl nimmer gänzlich zu verwischen
Die holde Spur von dem, was einstens war.

Lebe wohl, und set's auf immer!
Set's auf immer, lebe wohl!
Doch, Versöhnungslose, nimmer
Dir mein Herze zürnen soll.

Könnst' ich öffnen dir dies Herze,
Wo dein Haupt oft angeschmiegt
Gene süße Ruh gefunden,
Die dich nie in Schlaf mehr wiegt!

Könntest du durchschau'n dies Herze
Und sein innerstes Gefühl!
Dann erst säh'st du: es so grausam
Fortzustoßen war zu viel.

Mag sein, daß die Welt dich preise,
Und die That mit Freuden seh',—
Muß nicht selbst ein Lob dich kränken,
Das erkauf't mit fremdem Weh'?

Mag sein, daß viel Schuld ich trage;
War kein andrer Arm im Land,
Mir die Lobeswund' zu schlagen,
Als der einst mich Lieb umwand?

Dennoch täusche dich nicht selber,
Langsam wellt die Liebe bloß,
Und man reißt so raschen Bruches
Nicht ein Herz vom Herzen los.

Immer soll dein Herz noch schlagen,
Meins auch, blut' es noch so sehr;
Immer lebt der Schmerzgedanke:
Wieder sehn wir uns nicht mehr!?

Solche Worte schmerzen bitt'rer,
Als wenn man um Todte klagt;
Jeder Morgen soll uns finden
Im verwittwet' Bett erwacht.

Suchst du Trost, wenn's erste Lallen
Unfres Mägdeleins dich begrüßt:
Willst du lehren „Vater“ rufen,
Sie, die Vaters Huld vermißt?

Wenn umarmt von ihrem Händchen,
Dich ihr süßer Kuß entzückt,
Denke sein, der fern dich liebet,
Den du liebend einst beglückt!

Wenn du schaust, daß ihr Gesichtlein
Meinen Zügen ähnlich sei,
Sucht vielleicht in deinem Herzen
Ein Gefühl, das mir noch treu.

Alle meine Fehltritt kennst du,
All mein Wahnsinn fremd dir blieb;
All mein Hoffen, wo du gehn magst,
Welkt,—doch geht's mit dir, mein Lieb.

Jed' Gefühl hast du erschüttert;
Selbst mein Stolz, sonst felsfest,
Beugt sich dir,—von dir verlassen,
Meine Seel' mich jetzt verläßt.

Doch was helfen eitel Worte,—
Kommt ja gar von mir das Wort!
Nur entzügelte Gedanken
Brechen durch des Willens Pfort'.

Lebe wohl! ich bin geschleudert
Fort von allen Lieben mein,
Herzkrank, einsam und zermalmet,—
Tödtlicher kann Tod nicht sein!

An Juez.

Childe Harold. Erster Gesang.

W, lächle nicht ob meinen finstern Brauen,
Das Wiederlächeln wird mir gar zu schwer!
Doch Thränen mögen nie dein Aug' bethauen,
Umsonst geweinte Thränen nimmermehr.

D, forsche nicht von jenem Schmerz die Kunde,
Der nagend Freud und Jugend mir zerfrisst.
Enthülle nicht die tiefgeheime Wunde,
Die du sogar zu heilen machtlos bist.

Es ist kein Liebesweh, es ist kein Hassen,
Es ist kein Schmerz getäuschter Ruhmbegier,
Was stets mich treibt, das Liebste zu verlassen,
Was mir die Gegenwart verelst schier.

Es ist ein Ueberdruß, der mich erdrüdet,
Bei allem was ich hör', und seh', und fühl'.
Denn keine Schönheit giebt's, die mich entzündet,
Kaum noch ergötzt mich deiner Augen Spiel.

Es ist die düst're Glut, die stets getragen,
In tiefer Brust, der ew'ge Wandersmann,
Der nirgendwo sich kann ein Grab erjagen,
Und doch im Grab nur Ruhe finden kann.

Welch Elend kann sich selbst entfliehn? Vergebens
Durchjag' ich rastlos jedes fernste Land,
Und stets verfolget mich der Tod des Lebens,
Der Teufel, der „Gedanke“ wird genannt.

Doch andre seh' ich die sich lustig tauchen
In jenes Freudenmeer, dem ich entwich;
O möge nie ihr schöner Traum verrauchen,
Und keiner mög' erwachen so wie ich.

Noch manchen Himmelsstrich muß ich durchheilen,
Verdammt noch manches Mal zurück zu sehn;
Nur ein Bewußtsein kann mir Trost ertheilen:
Was auch gesch'eh', das Schlimmst' ist mir gesch'eh'n.

Was ist denn dieses Schlimmste? Laß die Scharfen,
Die scharfen Stachelfragen lasse fort!
D lächle nur,—doch such' nicht zu entlarven
Ein Männerherz zu schaun die Hölle dort.

Gut' Nacht.

Opfde Harob. Erster Gesang.

Leb wohl! leb wohl! im blauen Meer
Verbleicht die Heimath dort.
Der Nachtwind seufzt, wir rudern schwer,
Scheu fliegt die Möve fort.
Wir segeln jener Sonne zu,
Die untertaucht mit Pracht;
Leb wohl, du schöne Sonn' und du,
Mein Vaterland,—gut' Nacht!

Auf's neu' steigt bald die Sonn' heran,
Gebährend Tageslicht;
Nur Luft und Meer begrüß' ich dann,
Doch meine Heimath nicht.
Mein gutes Schloß liegt wüst und leer,
Mein Heerd steht öde dort,
Das Unkraut rankt dort wild umher,
Mein Hund heult an der Pfort'.

Komm her, komm her, mein Page klein,
Was weinst du, armes Kind?
Fürcht'st du der Wogen wildes Dräun,
Macht zittern dich der Wind?
Wisch' nur vom Aug' die Thräne hell,
Das Schiff ist fest gefügt,
Raum fliegt der beste Falk so schnell
Wie unser Schifflein fliegt.

„Laß brausen Flut, laß heulen Wind
Mich schreckt nicht Wind, nicht Flut;
Sir Childe viel andre Ding' es sind,
Weshalb ich schlimmgemuth;
Denn ich verließ den Vater mein,
Und auch die Mutter traut;
Mir blieb kein Freund als du allein,
Und der dort oben schaut.

„Lang segnete mein Vater mich,
Doch klagte er nicht sehr.
Doch Mutter weint wohl bitterlich,
Bis daß ich wiederkehr.“
Still, still, mein Bub', dich zieret hold
Im Auge solche Thrän',
Hätt' ich dein schuldblos Herz, man sollt'
Auch meins nicht trocken seh'n.

Komm her, komm her, mein Schloßdienstmann,
Was hat dich bleich gemacht?
Fürcht'st du der Franzmann käm' heran,
Durchfröstelt dich die Nacht?
„Glaubst du, ich zittre für den Leib?
Sir Childe, bin nicht so bang!
Doch denkt er an sein fernes Weib
Wird bleich des Treuen Wang'!

„Am Seerand, wo dein Stammschloß ragt,
Da wohnt mir Weib und Kind;
Wenn nun der Bub' nach Vater fragt,
Was sagt sie ihm geschwind?“
Still! still! mein wacker Schloßdienstmann,
Man ehre deinen Schmerz;
Doch ich bin leichtrer Art, und kann
Entflieh'n als sei's ein Schmerz.

Ich traue Weibesseufzern nicht!
Ein frischer Duhleretroß
Wird trocken jenes Auge licht,
Das jüngst noch überfloß,
Mich quälet kein' Erin'rung süß,
Kein Sturm, der näher rollt;
Mich quält nur, daß ich nichts verließ,
Weshalb ich weinen sollt'.

Und nun schwimm' ich auf wettem Meer,
Bin einsam in der Welt:—
Sollt' ich um andre weinen sehr,
Da mir kein Thränlein fällt?
Mein Hund heult nur, bis neue Spels'
Ein neuer Herr ihm reicht;
Rehr' ich zurück und nah ihm leif'—
Zerfleischt er mich vielleicht.

Mit dir, mein Schiff, durchsegl' ich frei
Das wilde Meergebraus;
Trag' mich nach welchem Land es sei,
Nur trag mich nicht nach Haus.
Sei mir willkommen Meer und Luft!
Und ist die Fahrt vollbracht,
Sei mir willkommen Wald und Klust!
Mein Vaterland—gut' Nacht!

Gedichte aus seinem Nachlasse.

Pferd und Esel.

Auf eisernen Schienen, so schnell wie der Blitz,
Dampfwagen und Dampfputschen,
Mit dem schwarzbewimmelten Rauchfangmast,
Prasselnd vorüberrutschten.

Der Troß kam einem Gehöft vorbei,
Wo über die Hecke guckte
Langhalsig ein Schimmel; neben ihm stand
Ein Esel, der Disteln schluckte.

Mit stierem Blicke sah lange das Pferd
Dem Zuge nach. Es zittert
An allen Gliedern, und seufzt und spricht:
Der Anblick hat mich erschüttert!

Wahrhaftig, wär' ich nicht von Natur
Bereits gewesen ein Schimmel,
Erbleichend vor Schrecken wär' mir die Haut
Jetzt weiß geworden; o Himmel!

Bedroht ist das ganze Pferdegeschlecht
Von schrecklichen Schicksalsschlägen.
Obgleich ein Schimmel, schau' ich jedoch
Einer schwarzen Zukunft entgegen.

Uns Pferde tödtet die Concurrnz
Von diesen Dampfmaschinen—
Zum Ketten, zum Fahren wird sich der Mensch
Des eisernen Viehes bedienen.

Und kann der Mensch zum Reiten uns
Zum Fahren uns entbehren—
Ade der Hafer! Ade das Heu!
Wer wird uns dann ernähren!

Des Menschen Herz ist hart wie Stein;
Der Mensch glebt keinen Bissen
Umsonst. Man jagt uns aus dem Stall,
Wir werden verhungern müssen.

Wir können nicht borgen und stehlen nicht,
Wie jene Menschenkinder,
Auch schmeicheln nicht wie der Mensch und der Hund—
Wir sind verfallen dem Schinder.

So klagte das Ross und seufzte tief.
Der Langohr unterdessen
Hat mit der gemüthlichsten Seelenruh'
Zwei Distelköpfe gefressen.

Er leckte die Schnauze mit der Zung',
Und gemüthlich begann er zu sprechen:
Ich will mir wegen der Zukunft nicht
Schon heute den Kopf zerbrechen.

Ihr stolzen Rosse seid freilich bedroht
Von einem schrecklichen Morgen.
Für uns bescheid'ne Esel jedoch
Ist keine Gefahr zu besorgen.

So Schimmel wie Kappen, so Scheden wie Fuchs,
Ihr seid am Ende entbehrlich;
Uns Esel jedoch ersetzt Hans Dampf
Mit seinem Schornstein schwerlich.

Wie klug auch die Maschinen sind
Welche die Menschen schmieden,
Dem Esel bleibt zu jeder Zeit
Sein sicheres Dasein beschieden.

Der Himmel verläßt seine Esel nicht,
Die ruhig im Pflichtgeföhle,
Wie ihre frommen Väter gethan,
Tagtäglich traben zur Mühle.

Das Mülhrrad klappert, der Müller mahlt,
Und schüttet das Mehl in die Säde;
Das trag' ich zum Bäcker, der Bäcker backt,
Und der Mensch frißt Bröde und Bede.

In diesem uralten Naturkreislauf
Wird ewig die Welt sich drehen,
Und ewig unwandelbar wie die Natur
Wird auch der Esel bestehen.

* * *

Moral.

Die Ritterzeit hat aufgehört,
Und hungern muß das stolze Pferd.
Dem armen L. . . ., dem Esel, aber
Wird niemals fehlen sein Heu und Haber.

Die Wahl-Esel.

Die Freiheit hat man satt am End',
Und die Republik der Thiere
Begehrte, daß ein einz'ger Regent
Sie absolut regiere.

Jedwede Thiergattung versammelt sich,
Wahlzettel wurden geschrieben;
Parteifucht wüthete fürchterlich
Intriguen wurden getrieben.

Das Comités der Esel ward
Von Alt-Langohren registret;
Sie hatten die Köpfe mit einer Colard,
Die schwarz-roth-gold, verzieret.

Es gab eine kleine Pferdpartei,
Doch wagte sie nicht zu stimmen;
Sie hatte Angst vor dem Geschrei
Der Alt-Langohren, der grimmen.

Als einer jedoch die Candidatur
Des Rosses empfahl, mit Zeter
Ein Alt-Langohr in die Rede ihm fuhr,
Und schrie: Du bist ein Verräther!

Du bist ein Verräther, es fließt in dir
Kein Tropfen vom Eselblute;
Du bist kein Esel, ich glaube schier,
Dich warf eine welsche Stute.

Du stammst vom Zebra vielleicht, die Haut
Sie ist gestreift zebra'isch;
Auch deiner Stimme näselnder Laut
Klingt ziemlich ägyptisch-hebräisch.

Und wärst du kein Fremdling, so bist du doch nur
Verstandesesel, ein kalter;
Du kennst nicht die Tiefen der Eselnatur,
Dir klingt nicht ihr mystischer Psalter.

Ich aber versenkte die Seele ganz
In jenes süße Gedöffel;
Ich bin ein Esel, in meinem Schwanz
Ist jedes Haar ein Esel.

Ich bin kein Römling, ich bin kein Slav';
Ein deutscher Esel bin ich,
Gleich meinen Vätern. Sie waren so brav,
So pflanzenwüchsig, so sinnig.

Sie spielten nicht mit Galanterei
Frivole Laster Spiele;
Sie trabten täglich, frisch-fromm-fröhlich-fret,
Mit ihren Säcken zur Mühle.

Die Väter sind nicht todt! Im Grab
Nur ihre Häute liegen,
Die sterblichen Hüllen. Vom Himmel herab
Schau'n sie auf uns mit Vergnügen.

Beklärte Esel im Gloria-Richt!
Wir wollen euch immer gleichen
Und niemals von dem Pfad der Pflicht
Nur einen Fingerbreit weichen.

O welche Wonne, ein Esel zu sein!
Ein Enkel von solchen Langohren!
Ich möcht' es von allen Dächern schrei'n:
Ich bin als Esel geboren.

Der große Esel, der mich erzeugt,
Er war von deutschem Stamme;
Mit deutscher Eselmilch gesäugt—
Hat mich die Mutter, die Mamme.

Ich bin ein Esel, und will getreu,
Wie meine Väter, die Alten,
An der alten, lieben Eselst,
Am Eselthume halten.

Und weil ich ein Esel, so rath' ich Euch,
Den Esel zum König zu wählen;
Wir stiften das große Eselreich,
Wo nur die Esel befehlen.

Wir alle sind Esel! J—A! J—A!
Wir sind keine Pferdetrachte.
Fort mit den Rossen! Es lebe, Hurrah!
Der König vom Eselgeschlechte!

So sprach der Patriot. Im Saal
Die Esel Beifall rufen.
Sie waren alle national,
Und stampften mit den Hufen.

Sie haben des Redners Haupt geschmückt
Mit einem Eichenkranze.
Er dankte stumm, und hochbeglückt
Wedelt' er mit dem Schwanze.

Bertha.

Sie that so fromm, sie that so gut,
Ich glaubte einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir
Und konnte keine Blume betrüben.

In Bälde sollte Hochzeit sein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Denn sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu, sie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

Im Dom.

Des Oberkirchners Töchterlein
Führt mich in die heiligen Hallen;
Ihr Haar war blond, ihr Wuchs war klein,
Ihr Tuch vom Halse gefallen.

Ich sah für einiger Groschen Preis
Die Gräber und Kreuze und Richte
Im alten Dom; da ward mir heiß—
Ich sah in Elisabeth's Gesichte.

Und schaute wieder hie und da
Die heiligen Kirchenmonstranzen,
Im Unterrod, Hallelujah!
Die Weiber am Fenster tanzen.

Des Oberkirkners Töchterlein
Blieb mit mir zusammen stehen;
Sie hat ein Augenpaar gar fein,
Darin habe ich Alles gesehen.

Des Oberkirkners Töchterlein
Führt mich aus den heiligen Hallen;
Ihr Hals war roth, ihr Mund war klein,
Ihr Tuch vom Busen gefallen.

Die Libelle.

Es ist die Libelle, die blaue,
Im Käferland die schönste Person.
Die Schmetterlinge sind mit Passion
Verliebt in die schöne Fraue.

Sie ist so fein von Hüften,
Sie trägt ein Flügelkleid von Gas;
In jeder Bewegung Ebenmaß,
Gaukelt sie led in den Lüften.

Die bunten Buhlen stiegen
Ihr nach, und mancher junge Fant
Schwört laut: Ich geb dir Holland u. d. Brabant,
Willst du meiner Brust dich fügen.

Da spricht die falsche Libelle:
Holland und Brabant, die brauch' ich nicht;
Ich brauche nur ein Fünflchen Licht,
Damit ich mein Stübchen erhelle.

Raum hören sie diese Töne,
Und die Verliebten flattern wetteifernd fort;
Sie suchen geschäftig von Ort zu Ort
Ein Fünflchen Licht für die Schöne.

Steht einer eine Kerze,
So stürzt er drauf zu, wie blind und bethört;
Und die Flamme den armen Käfer verzehrt,
Ihn und sein liebendes Herze.

* * *

Die Fabel ist japanisch;
Doch auch in Deutschland, liebes Kind,
Giebt es Libellen, und sie sind
Gar sehr perfid und satanisch.

Alte Düste.

Den Strauß, den mir Mathilde band
Und lächelnd brachte mit bittender Hand
Weiß ich ihn ab. Nicht ohne Grauen
Kann ich die blühenden Blumen schauen.

Wenn ich die Blumen rieche, befällt
Mich heftiges Weinen. Von dieser Welt
Voll Schönheit und Sonne, Lust und Lieben
Sind mir die Thränen nur geblieben.

Sie sagen mir, daß ich nicht mehr
Dem schönen Leben angehör',
Daß ich verfallen dem Todtenreiche,
Ich arme, unbegrabene Leiche.

Wie glücklich war ich, wenn ich sah,
Den Tanz der Ratten der Opera—
Jetzt hör' ich schon das fatale Geschlürfe
Der Kirchhofratten und Grabmaulwürfe.

O Blumendüfte, ihr ruft empor
Ein ganzes Ballet, ein ganzes Chor
Von parfümirten Erinnerungen—
Das kommt auf einmal hervorgesprungen

Mit Castagnetten und Zinkellang,
In stitt'rigen Röschchen, die nicht zu lang;
Doch all ihr Ländeln und Klüchern und Lachen,
Es kann mich nur noch verbrießlicher machen.

Fort mit den Blumen! Ich kann nicht ertragen
Die Düfte, die von alten Tagen
Mir boshaft erzählt viel holde Schwänke—
Ich weine, wenn ich ihrer gedenke.—

Miserere.

Die Söhne des Glückes beneid' ich nicht
Ob ihrem Leben, beneiden
Will ich sie nur ob ihrem Tod,
Dem schmerzlos raschen Verschenden.

Im Prachtgewand, das Haupt bekränzt,
Und Lachen auf der Lippe,
Sihen sie froh beim Lebensbanquett—
Da trifft sie jählings die Hippe.

Im Festkleid und mit Rosen geschmückt,
Noch wie sie lebend blühten,
Gelangten in das Schattenreich
Fortunas Favoriten.

Ne hatte Siechthum sie entstellt,
Sind Lobte von guter Miene,
Und huldreich empfängt sie an ihrem Hof
Zarewna Proserpine.

Wie sehr muß ich beneiden ihr Loos!
Schon sieben Jahr mit herben
Qualvollen Gebrechen wälz' ich mich
Am Boden und kann nicht sterben!

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
Du weißt ja, daß ich kein Talent
Zum Martyrthume habe.

Ob deiner Inconsequenz, o Herr,
Erlaube, daß ich staune:
Du schufest den fröhlichsten Dichter und raubst
Ihm jetzt seine gute Laune.

Der Schmerz verdumpft den heitern Sinn
Und macht mich melancholisch,
Nimmt nicht der traurige Spas ein End',
So werd' ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andre gute Christen—
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen!

An Mathilde.

Ich war, o Lamm, als Hirt bestellt
Zu hüten Dich auf dieser Welt.
Hab' Dich mit meinem Brot geäht,
Mit Wasser aus dem Born geleht.
Wenn kalt der Wintersturm gelärmt,
Hab' ich Dich an der Brust erwärmt.
Hier hielt ich fest Dich angeschlossen,
Wenn Regengüsse sich ergossen,
Und Wolf und Waldbach um die Wette
Geheult im dunkeln Felsenbette.
Du hangtest nicht, hast nicht gezittert,
Selbst wenn den höchsten Lamm zersplittert
Der Wetterstrahl—in meinem Schooß
Du schliefest still und sorgenlos.

Mein Arm wird schwach, es schleicht herbet
Der blasse Tod! Die Schäferet,
Das Hirtenspiel, es hat ein Ende.
O Gott, ich leg' in Deine Hände
Zurück den Stab.—Behüte du
Mein armes Lamm, wenn ich zur Ruh'
Bestattet bin—und dulde nicht,
Daß irgendwo ein Dorn sie sticht.
O schüp' ihr Fließ vor Dornenheiden
Und auch vor Sümpfen, die besiedeln;
Lass' überall zu ihren Füßen
Das allerbeste Futter sprießen;
Und lass' sie schlafen sorgenlos,
Wie einst sie schlief in meinem Schooß.

Für die Mousche. *)

Es träumte mir von einer Sommernacht,
Wo bleich, verwittert, in des Mondes Glanze
Bauwerke lagen, Reste alter Pracht,
Ruinen aus der Zeit der Renaissance.

Nur Hie und da mit dorisch-ernstem Knauf,
Hebt aus dem Schutt sich einzeln eine Säule,
Und schaut ins hohe Firmament hinauf,
Als ob sie spottete seiner Donnerkeile.

Gebrochen auf dem Boden liegen rings
Portale, Giebelbächer mit Sculpturen,
Wo Mensch und Thier vermischt, Centaur und Sphynx,
Satyr, Chimäre—Fabelzeitfiguren.

Die Gegensätze sind hier grell gepaart,
Des Griechen Lustsinn und der Gottgedanke
Jubäa's! Und in Arabeskenart
Um beide schlingt der Epheu seine Ranke.

Doch wunderbar! Derweilen solcherlei
Bildwerke träumend ich betrachtet habe,
Wird plötzlich mir zu Sinn, ich selber sei
Der todte Mann im schönen Marmorgrabe.

*) Heine's letztes Gedicht, nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden. Dies Gedicht ist gleichsam ein Ueberblick über Heine's ganze dichterische Thätigkeit. Die „Mousche,“ an welche das Gedicht gerichtet, ist ein junges Mädchen, mit welchem Heine erst wenige Monate vor seinem Tode durch einen Zufall bekannt ward und welches schon in seiner frühesten Jugend für Heine begeistert war. Heine gewann sie so lieb, daß er kaum einen Tag ohne sie bestehen konnte. Er hat an sie eine Menge kleiner Briefe und zahlreiche Gedichte gerichtet, von denen nur das obige an die Öffentlichkeit gelangt ist.

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett.
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn,
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gebe diese Blum',
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abconterfeit im Kelche.

Ja, alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geißel, Stricke, Dornenkron,
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch eine Blum' an meinem Grabe stand
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer, küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen, trostlos schweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
Und das ist Sie—die Liebste, ja, Dieselbe!

Du warst die Blume, Du geliebtes Kind,
An Deinen Küßen mußt' ich Dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen!

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig Dein Gesicht,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Es steht ein offner Marmorsarkophag
Ganz unverstümmelt unter den Ruinen,
Und gleichfalls unversehrt im Sarge lag
Ein tochter Mann mit leidend sanften Mienen.

Karyatiden mit gerechtem Hals,
Sie scheinen mühsam ihn emporzuhalten.
An beiden Seiten steht man ebenfalls
Viel basrelief gemeißelte Gestalten.

Hier steht man des Olymps Herrlichkeit
Mit seinen lächerlichen Heidengöttern.
Adam und Eva stehn dabet, sind beid'
Versehn mit keuschem Schurz von Feigenblättern.

Hier steht man Troja's Untergang und Brand,
Paris und Helena, auch Hektor sah man,
Moses und Aaron gleich daneben stand,
Auch Esther, Judith, Holofern und Haman.

Desgleichen war zu sehn der Gott Amur,
Phöbus Apoll, Vulkanus und Frau Venus,
Pluto, Proserpina und Merkur,
Gott Bacchus und Priapus und Silenus.

Daneben stand der Esel Balaams
—Der Esel war zum Sprechen gut getroffen—
Dort sah man auch die Prüfung Abrahams
Und Loth, der mit den Töchtern sich besoffen.

Hier war zu schau'n der Tanz Herodias,
Das Haupt des Täufers trägt man auf der Schüssel,
Die Hölle sah man hier und Satanas,
Und Petrus mit dem großen Himmelschlüssel.

Abwechselnd wieder sah man hier sculptirt
Des geilen Jovis Brunst und Frevelthaten,
Wie er als Schwan die Leda hat verführt,
Die Danae als Regen von Dulaten.

Hier war zu sehn Diana's wilde Jagd,
Ihr folgen hochgeschürzte Nymphen, Doggen,
Hier sah man Herkules in Frauentracht,
Die Spindel drehend hält sein Arm den Roden.

Daneben ist der Sinai zu sehn,
Am Berg steht Israel mit seinen Oshen,
Man schaut den Herrn als Kind im Tempel stehn
Und disputiren mit den Orthodoxen.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was Du verschwiegen dachtest im Gemüthe—
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüthe.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen, zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviole' und Rosen,
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen!

Ich weiß es nicht, wie lange ich genosß
In meiner schlummerkühlen Marmortruhe
Den schönen Freudentraum. Ach, es zerfloß
Die Wonne meiner ungestörten Ruhe!

O Tod! mit deiner Grabesstille, du,
Nur du kannst uns die beste Wollust geben,
Den Krampf der Leidenschaft, Lust ohne Ruh,
Giebt uns für Glück das albern rohe Leben!

Doch wehe mir! es schwand die Seligkeit,
Als draußen plötzlich sich ein Lärm erhoben;
Es war ein scheltend, stampfend wüster Streit,
Ach, meine Blum' verscheuchte dieses Loben!

Ja, draußen sich erhob mit wildem Grimm
Ein Zanken, ein Getöse, ein Gekläffe,
Ich glaubte zu erkennen manche Stimm'—
Es waren meines Grabmals Basreliefe.

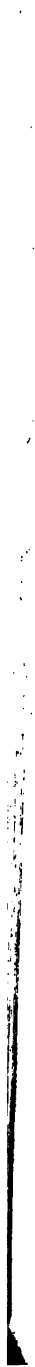
Spukt in dem Stein der alte Glaubenswahn?
Und disputiren diese Marmorschemen?
Der Schredensruf des wilden Waldgotts Pan
Wetteifert wild mit Mosiss Anathemen!

O, dieser Streit wird enden nimmermehr,
Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen,
Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Partei'n, Barbaren und Hellenen.

Das fluchte, schimpfte! gar kein Ende nahm's
Mit dieser Controverse der langweil'gen,
Da war zumal der Esel Balaams,
Der überschrie die Götter und die Heil'gen!

Mit diesem J - a, J - a, dem Gewieh'r,
Dem schluchzend ekelhaften Mislaut, brachte
Mich zur Verzweiflung schier das dumme Thier,
Ich selbst zuletzt schrie auf—und ich erwachte.

Vorträge zu den vermischten Schriften.



Das Nibelungen-Lied.

(1819.)

— Ein Eiland am Rhein, der Rosengarten genannt, erinnert an die herrliche Maid, die seiner wartete in Urzeiten, Chriemhild, und an unser Helbengebüch, das viel verkannte und viel schätzte Nibelungen-Lied aus der Zeit der höchsten Blüthe der Poesie des Mittelalters, welches, wie Johannes von Müller sagt, nicht kaltlassen kann. Es ist mehr tragisch-erhaben, als episch; neben dem Mythischen und Wunderbaren herrschen christliche Ideen, jedoch treten sie im ganzen wenig hervor, und kann man als Basis gelten, daß Grund und Ursprung der Sage über die Grenzen des Christenthums hinausreichen. Ueberirdische Kräfte wirken wenig darin; nur die Tarnkappe behauptet ihr Recht; nur dem Einspielen der Träume, dem Eindringen des Blutes in die Leichname in der Nähe des Mörders, der Wünschelruthe und wahr sagenden Nixen der Donau sammt dem Zwerge Albrich dem Riesen ist alles klar, und klar und stark prägen sich die Charaktere aus, unter denen vorzugsweise Siegfried, Chriemhild, Gunther, Brunhilde, Hagen und Dietrich von Bern hervorragen. Siegfried ist heldenmüthig, redlich, offen; Chriemhild voll zärtlicher treuer Liebe zu dem Gatten, die sie zu wilder, unweiblicher Leidenschaft sucht und Grausamkeit anspornt, dennoch aber mehr zu Mitleid als zu Rache auffordert, als Haß gegen sie hervorruft; Gunther, ein schwächling voll Haß gegen seine Schwester; Hagen tapfer, hinterlistig, grausam, doch in dem Maße, daß er Theilnahme erregt; Brunhilde männerhassend, voll Eifersucht und Rachgier; Dietrich von Bern sanft, doch tapfer und männlich-liebenswürdig. Das Nibelungen-Lied könnte unsere deutsche Ilias werden—ist es nicht, wie man in dem bekannten Ausspruch von Müller's findet. Warum und wie es zu dieser Stufe erst gelangen soll, ist mir jedesmal,

so oft ich das las, oder das Gedächtniß diese Aeußerung mir zurückrief, aufgefallen und einigermaßen paradox erschienen, da es trotz aller Gegenäußerungen eher auf diese Ehrenstelle Anspruch macht, als irgend sonst ein episches Produkt deutscher Poesie. Denn welches deutsche Epos macht ihm wohl diesen Rang streitig? Etwa das unepische Gedicht Goethe's, Hermann und Dorothea, welches die knechtischen Goethefrösche mit ihrem ewigen Koaren gern als das erste und einzige Epos Deutschlands ausgeschrieen hätten und wirklich ausgerufen haben, ohne jedoch Nachschreier und Nachrufer zu finden, welches nicht einmal idyllisch, sondern nach Weise der niederländischen Malerschule ein deutsches Klein- und Stillleben malt, und fern im Hintergrunde nicht einmal eine große Landes- und Weltbegebenheit, sondern einen Zug armer Flüchtlinge auf Wagen und Mauleseln bilden läßt? Oder will man Klopstock's tiefreligiösen, frommbegeisterten Hymnus auf den Messias in das Geschlecht des Epos hinüberpfropfen, wie viele kritische Botaniker versucht haben? — Wohl ist es ein kühn sich hinaufwindendes Gewächs im großen deutschen Garten der Poesie, aber keine epischkräftige, kühnaufstrebende, männliche Eiche. Das Nibelungen-Lied aber ist diese tausendjährige gewaltige Eiche, die im Laufe der Jahrhunderte sich also entfaltet hat und unverlezt geblieben ist im Sturm der Zeiten, die heilige Eiche des deutschen Riesengottes, woraus er zu uns redet mit allgewaltiger Stimme: Es ist unsere Ilias.

Ein Angriff auf die Romantik in dem „Kunst- und Wissenschaftsblatte,“ einem Beiblatte des bekannten „Sprechers“ oder „Rheinisch-westfälischen Anzeigers,“ der 1820 in Hamm erschien, veranlaßte Heine zu einer Entgegnung, die er in jenem Blatte abdrucken ließ. Sie lautete:

Die Romantik.

Das Dymnrecht nicht begreift, sind Träumereien.

H. W. von Schlegel.

No. 12 und 14 dieser Blätter enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu glossirte Satire wider Romantik und romantische Form. Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache selbst nutzen würde? No. 124 der Hall. allgem. Literatur-Zeitung enthält die Rezension einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu sein scheint, welche auch jene Rarsunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich—Achseljuden. Ich wenigstens möchte daher, nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Nock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Nock steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch manches mit unter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitsweder, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Drisflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische

Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mittheilen.

Im Alterthume, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Beherrschung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfangen zu ahnen, daß es noch etwas besseres gibt als Sinnenrausch, als die unüberschwenglich befelgende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern jederzeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühte, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben, nämlich: ein Gemengel von spanischem Schmelz, schottischen Nebel und italienischem Geflinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenpiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergößen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen ebenso klar und mit ebenso bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon

ergößlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen, verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. v. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind. In Goethe's Faust und Liebern sind dieselben reinen Umriffe, wie in der Iphigentie, in Hermann und Dorothea, in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischem Rom. D., möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen!

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuern Einfluß das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtete schon längst auf dem Altare unserer Poesie; kein Priester brauchte noch geweihtes Del hinzuzugießen und kein Ritter brauchte mehr bei ihr die Waffengewalt zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrschling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deßhalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffekirtes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachthendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Delblatt auf unserm Paranaßus hervorgrünt.

Ueber Gedichte und Poesien für Liebe und Freundschaft

von J. B. Rousseau.

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen, ist uns nicht bekannt; doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüth? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt in's Menschengewühl und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich in's Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen, und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigene Weise, und da auch wir das Recht haben, unsern eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns

nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Ausprüchen, Thätigkeiten und anderen Aeußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen und frei und schlicht, oft großartig-ehrlieh und kindlich-natürlich, ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüth abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantiker-Schule befolgt, und hat, statt nach der bekannten, falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargibt, das Ideallische selbst uns sichtbar entgegentritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maas der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmuzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitsfinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, daß sie sich zu einem schönen, ächt-poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes ächte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rhein-Gegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volks-Charakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, ob schon dieses mehr ansprechendes und kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben

Seine. VII. H

weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausdrückt; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder—und wer es nicht weiß, erfahre es hier—daß die Leidenschaft ebensogut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät, oder der Patriotismus, oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkel-Aesthetiker, die vielleicht einen zärtlichen Rutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Lebensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maaß der Kraft desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Ton-Arten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten süblichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volkslied-Formen zu erfassen, und mit der Kenntniß desselben nach unserm Bedürfniß gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener

Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig.—Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, „Tempel der Liebe“ überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebes-Sonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundschaft“ zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. von Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen, sich scheut, von diesem ehrenwerthen Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen; Babel liegt nicht an der Seine, das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das verffizirte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweig geschmückt, daß Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothlügeln zu bewerfen; wenn solches nicht geschieht, so ist es Jammer schade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.—

Erwiderung Heine's auf einige schmählige Verdächtigungen in deutschen Blättern zur Zeit seines Aufenthalts in Caunteret's und später in Paris.

Vorläufige Erklärung.

Verlegte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Schelmsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art haben nicht selten die Tagespresse benützt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimath wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrolliren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flößen öffentlich herumzubeugen. Wenn ich heute dem Publikum das ergößliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Mißstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, daß die französische Sitte, die dem persönlichen Muthé gegen schändliche Preßbengelerei eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, daß mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen!—Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, daß die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und daß der königlichste Genius gehalten sein muß, dem schäblichsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselkopf desselben nicht mit dem gehörigen Respekt gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm' sich unser, alle gleich! Das ist die Konsequenz jener demokratischen Prinzipien, die ich selber all mein Lebtag versöchten. Ich habe dieses längst eingesehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Ge-

nugthuung in Bereitschaft. Wer dieses bezweifelte, hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahinlautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der Mainzer Zeitung behauptet wird, ist, ebenso wie die dabel mitgetheilte Erzählung von der Infultrung meiner Person, eine reine oder vielmehr schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgendjemand auf den Straßen von Paris infultrirt worden, und der Held . . ., der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eigenes, alleiniges Zeugniß, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenwortes bekräftigt, ist ein bekannter armer Schluher, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der . . . bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefälschte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der Mainzer Zeitung, und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pyrenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe etwas erfahren und widersprechen konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Rechenkünste.—Was soll ich aber von einem Korrespondenten der Leipziger Allgemeinen Zeitung sagen, der jeder fremden Arglist so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt, meinem Reumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen.— Die Redaktionen deutscher Blätter, die den obenerwähnten Lügen eine so schnelle Publizität angedeihen lassen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.—Cauterets, den 7. Julius 1841.

Oeffentliche Erklärung.

(Aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

Deutsche Blätter, namentlich die Berliner Zeitungen, haben über meinen Gesundheitszustand, sowie auch über meine ökonomischen Verhältnisse einige Nachrichten in Umlauf gesetzt, die einer Berichtigung bedürfen. Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt), oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatirt, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moelle épinière oder eine deutsche Rückgratsschwindsucht—so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen: — ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe,“ wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus vergeblich, während man meinem Collegen Nr. 1 den Titel eines großherzoglich-weimarischen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübssinnige Nazarener heiter herablächelt—ich bin jetzt nur ein armer todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! Soviel über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Lebensquelle. Was meine Vermögensverhältnisse betrifft, so sind sie, ich gestehe es, nicht überaus glänzend; doch die Berichterstatter

der obenerwähnten Tagesblätter überschätzen meine Armuth und sie sind von ganz besonders irrthümlichen Annahmen befangen, als habe sich meine Lage dadurch nur noch verschlimmert, daß mir die Pension, die ich von meinem seligen Oheim Salomon Heine genossen, seit dem Ableben desselben entzogen oder vermindert worden sei. Ich will mich mit der Genesis dieses Irrthums nicht befassen, Erörterungen vermeidend, die ebenso kummervoll für mich, wie langweilig für andere sein möchten. Aber dem Irrthum selbst muß ich mit Bestimmtheit entgegenreten, damit nicht mein Stillschweigen einerseits die Freunde in der Heimath beunruhige, die just das edelste Gemüth träge, das jemals sich mit schweigendem Stolz in einer Menschenbrust verschlossen hielt. Trotz meiner Abneigung gegen Besprechung persönlicher Bezüge finde ich es dennoch angemessen, folgende Thatsachen hier vorzustellen. Die in Rede stehende Pension ist mir seit dem Ableben meines Oheims Salomon Heine, ruhmwürdigen Andenkens, keineswegs entzogen noch vermindert worden, und sie wurde immer richtig, bei Heller und Pfennig ausgezahlt. Der Verwandte, der mit diesen Auszahlungen belastet, hat mir, seitdem sich mein Krankheitszustand verschlimmert, noch außerordentliche trimestrielle Zuschüsse angedeihen lassen, die, zu gleicher Zeit mit der Pension ausgezahlt, den Betrag derselben fast auf das Doppelte erhöhten. Derselbe Verwandte hat ferner durch eine großmüthige Stipulation zu Gunsten des viel theuren Weibes, das mit mir ihre irdische Stütze verliert, auch die bitterste aller Sorgen von meinem Krankenlager verscheuht. — Mancherlei Anfragen und Anträge, die in liebevollen, jedoch mitunter sehr fehlerhaft adressirten Zuschriften aus der Heimath an mich ergingen, dürften in obigem Geständnisse ihre Erledigung finden. — Den Herzen, welche verbluten im Vaterland, Gruß und Thräne!

Paris, den 15. April 1849.

B r i e f e.

I.

An Friedrich Steinmann.

1.

Göttingen, 29. October 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich eben im Begriff einen himmel- und höllezersprengenden Fluch herauszubonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie (Almansor) schließen wollte, als ein königlich hannover'scher Postbeamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete, und mir einen Brief von Dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen der Schaden ist so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schlägt mir einen Nerger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder in's Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmählig meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter *Behmuth* hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. *Fraulein Neue* — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: Du hättest in *Bonn* bleiben sollen.

Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilfst's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine und die ganze Tonleiter durch-

seufze! — Ich habe es ja nicht besser gewollt und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Aerger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamirte, so will ich Euch doch ehrlich bekennen, daß ich mich hier furchtbar ennuyre. Steifer, patenter, schöner Ton. Jeder muß hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut oxsen kann man hier. Das war's auch, was mich Herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beuls*) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglänze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Döhsens, in Schlafrock und Pantoffel, mit der einen Hand Madelvey's Institutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgias Augustas. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerawscht:

Döhs, deutscher Jüngling, endlich,
Reite deine Schwänze nach,
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertröbelt manchen Tag!

Klingt das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn d'rin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie Ihr an der Aufschrist ersehen könnt, ist an Euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es anfangen sollte, jedem von Euch privatim zu schreiben; stntemal ich doch sehr gut weiß, daß das, was ich dem Einen schreibe, dem Andern nicht gleichgiltig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirst Du gewiß schon an — — — erzählt haben; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den 3. Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter

*) Dorf bei Bonn, wo sich Heine die Ferien hindurch aufhielt.

die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eignes Selbst hineingeworfen, mitsammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Berrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne weiteres dem Druck. Es wird schon auf's Theater kommen—gleichviel wann.—Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, daß eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerel auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht.—Ich habe mich ganz an den Comment des Aristoteles gehalten und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poeste in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im Cervantes von Hofrath G. Döring. Ueber meine Gedichte nächstens.—Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich gegen meine Gewohnheit viel auf einmal gedichtet habe. Von Dir hoffe ich dasselbe zu hören. Mit wie viel hundert Stanzas ist Deine Muse niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schöne nicht das kritische Amputirmesser, wenn's auch das liebste Kind ist, daß etwa ein Budelchen, ein Krüpschen oder ein anderes Gewächsen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen Dich selbst; das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, Dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten“ geht's, Gottlob, recht gut. Er hat bisher, wie Du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch Demagogia manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerlaze wollte. Ich darf mich rühmen, daß ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt und über Beide den ehelichen Segen ausge-

sprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben;—doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, Du wirst vor Verwunderung die Augen aufsperrn, wenn Du siehst, welch ein tüchtiger Poet unser „Poet“ jetzt geworden ist. Er hat meine Ermahnungen beherzigt und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten ohne dabei zu denken“ und das solenische*) Kraftworteresiren endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so hübsches und zartes gelesen, wie eins seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungen-Liedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen, endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umfungen hat, duftet und flimmert wie gold'ner Johannisberger in einem schöngeschliffnen Krystallpokal. — Du weißt, ich lobe selten; aber wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir um so unaufhaltsamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet; den Lorbeer verdienst Du, und daß man ihn Dir nicht vorenthalten soll, dafür laß nur mich sorgen. Aber Du mußt mir auch folgen. Kümmere Dich nicht um bellende Hunde! Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbelln. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde. Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes? Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekanntschaft von Dr. Schulz gemacht. Mit seinem Associe habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von Weiden aufgenommen worden. Aber mein wunder süßes Bräutchen, Fräulein Romantik, geborne Poesie, hat sich dort sehr ennuyr. Ich habe meinen Vorsatz ausgegeben, auf den Sandsteppen der Markt einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen, und den Samen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit dem Unterhaltungsblatte ist durchaus nichts anzufangen. Dr. Schulz

*) C. Solen, der bekannte, in Amerika verunglückte Literat.

hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim'schen Schule. Ich habe zwar Deine Gedichte, welche Du mir mitgegeben, demselben zugestellt, lieber Steinmann. Doch bei obiger Bewandniß der Dinge zweifle ich nicht, daß es mit dem Abdruck sehr saumselig zugehen wird.—Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach Euch, liebe Freunde, nächsten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, Ihr werdet einer auf den andern wohlthätig gewirkt haben. Rousseau wird sich an Steinmann's löbliche plastische Umriffe gewöhnt haben und Steinmann an Rousseau's romantischen Farbenschmelz und Wortfluß. Aber keiner soll sich an der Eigenthümlichkeit des andern vergreifen. — Ich werde Euch nächstens mehr schreiben über meine Studien, mein Poetistren, meinen Umgang 2c. Ich habe Dr. Hundeshagens sämtliche Aufträge richtig besorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde, da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch etwas zu schreiben.—Denkt Euch, Hofrath Beneke ist hier der einzige, welcher über altd Deutsche Literatur liest, und nur (horribile dictu) neun, sage neun Zuhörer hat. Zu diesen gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen im nächsten Sommer über Nibelungen lesen wird, so möchte mich dies wahrscheinlich nach Bonn zurückziehn. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, daß ich Deinen Brief erbrochen (in England steht der Galgen darauf) erhalten habe. Schreibt mir nur recht viel; ich hatte lange auf Briefe von Dir gewartet, und erhalte nach so langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unsere Freunde. Leb' wohl, sonst geht mir noch die Post ab. Schreibt, schreibt, schreibt bald!

2.

Göttingen, 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — Ich habe hier das Consilium abeundi erhalten! —

Ich habe wegen allerlei Mißheiligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht, und wurde endlich vorige Woche

wegen Uebertretung der Duellgesetze

auf ein halb Jahr consilirt. Nur unter dem Vorwand, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An — — — kannst Du diese Nachricht zeigen, aber Du mußt ihm erst das Wort abnehmen, daß er sie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düsseldorf'er würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst Dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnüchtig Spleße von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, so sehe ich schon den ganzen Morgen und schrieb so eben Jemand in's Stammbuch:

Selig bämmernb, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm,
Da kommt plötzlich wie's Verhängniß
Des Consiliums Bedrängniß
Und weit fort von seinen Lieben
Muß der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, daß man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich begeben soll. Wahrscheinlich wird es Berlin sein. Ich werde Euch dieses näher anzeig'n.

Mit Vergnügen sehe ich, daß Du Dir die Schuße mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erglimmen. Ich
Seine. VII. I

habe mit herzlichem Wohlbehagen Deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch daß Du mein Urtheil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im Allgemeinen, um nicht zu wissen, daß man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigst um die strengste Beurtheilung bittet, daß man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und daß, wenn man auch den ehrlichen Beurtheiler deswegen just nicht hassen wird, man ihn doch deshalb nicht noch desto mehr lieben wird. Denn die Menschen sind die eitelsten unter allen Kreaturen und die Poeten sind die eitelsten unter allen Menschen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und das macht mich eben allgemein verhaßt, daß ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe es Dir an, guter Steinmann, Du hast mich beim Rod erfaßt, und bestehst d'rauf, daß ich mich über Deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da Du es doch dringend verlangst, über meine eigne Tragödie sprechen.

Ich habe mit aller Kräfteanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor; überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blüht und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. Eine Tragödie muß drastisch sein — murmelt er, und das ist

das Todesurtheil der meinigen.—Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke Dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so präziös, geglättet und gerundet wie in der Phèdre oder in der Zaire. Du wunderst Dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Deshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegel's Jon, nämlich weil letztere ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach Deinen Probeszenen zu urtheilen, glaube ich nicht, daß Deine Dramen diesen Fehler haben werden. (Von der Ueberschrift dramatisches Gedicht nehme ich keine Notiz; so etwas besticht mich nicht.) Wenigstens wirst Du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? Das ist die Frage — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausstehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünfzüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expositionsszenen, wie in Deiner Anna von Cleve. Der Anfang von letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich Dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flichwortsrüden, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold,“ dem ich, wie Du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwei Proben sehen aus wie König Pharo's magere Kühe. Was mich am meisten bei Dir wundert, ist, daß alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die Anna von Cleve fertig. Ich glaube, Du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn Du Anspielungen auf den Prozeß der jetzigen Königin von England

einwebtest. Studire jenen Prozeß. Aber überhaupt sei streng gegen Dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug anzupfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Sadi:

Streng sei gegen Dich selbst. Beschneide die üppigen Reben,
Desho fröhlicher wächst ihnen die Traube bereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas anderes als das unbesonnene Gedicht-auto-da-fé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wissen, daß ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daß er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beifsetlegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theurer sein als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu erstern aber ungeheure Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat Dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt daran ergöhen. Ich habe es wenigstens schon 20 Mal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt. Den rheinisch-westfälischen Almanach habe ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet?“ Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst Du? Ich spreche jetzt sehr oft von Dir mit Demem Freunde——Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas klares, reines, bestimmtes, heiteres. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamsiol Walved ist ein sehr guter Poet, und wird mal viel leisten. Ich habe durch Wort und Beispiel beide tüchtig angespornt, habe denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei letzterem dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird.—Erzähle mir doch

frei, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind?*) Nun muß ich endlich doch in einen sauern Apfel beißen und Dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir Unrecht, wenn Du glaubst, daß ich an der Verzögerung der Herausgabe schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichsten Antwort: daß er gar zu sehr in diesem Augenblick mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, daß ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

H. Heine,
St. Juris.

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der Poet, Ihr könnt mir daher nicht eher schreiben, bis ich Euch nochmals geschrieben habe. Dies soll in vier Wochen geschehen.

*) Es waren die Gebrüder Gogler, von denen der eine zur Zeit Franziskanermönch zu Paderborn ist.

Berlin, 10. April 1821.

Lieber Steinmann! Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe im Rückstande ist. Sollte ich es sein, was auch sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte mich zu entschuldigen.

Was Du auch erdenken magst, das mich entschuldigen könnte, so wirst Du leider immer die Wahrheit treffen. Aergerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmuth und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwei Jahren die hervorstechendsten Punkte in dem Leben Deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der Frix verlangt nicht, daß du alte und neue Wunden aufreißest und Herzblut in Briefconvent ihm zuschickst. Aus manchen meiner trüben Lieder, das ihm hie und da an's Ohr geklungen sein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes ausfließt; — am meisten aber beschwichtigte ich mich mit der Unkenntniß Deiner Adresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monaten; ich erfuhr, daß Du in Münster bist, dem Christian gab ich viele Grüße mit für Dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck rollen, weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Stelle rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird als die Erde von Hunderttausenden, dieser Christian soll bürgen, daß meine Gesinnungen gegen Dich unverändert geblieben, wie oft und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen besten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber wer bürgt mir für Dich? Auch da soll mir Dein bloßes Wort genügen, Du guter, ehrlicher Steinmann! Von Deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem manches zu Gesicht gekommen, und das meiste hat mich auf ungewöhnliche Weise angesprochen. Aber auch vieles hat mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von Alters her meine

ehrlüche Strenge und strenge Ehrlichkeit in solchen Dingen, und wenn Du noch der Alte bist, und noch das alte Zutrauen zu mir hast, so wird Dich ein solches Urtheil gewiß nicht verlesen. Einige Deiner Lieber haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben hätte ich über das alte, wohlbekannte holprige *h o l d* fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauerspielchen Achtung und Beifall in Anspruch nahm, so wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desselben fast erfroren. Ich hoffe, daß Du etwas schreiben wirst, was mehr für die Bühne geeignet wäre.—Meine Tragödien haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will Dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein ächter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrannt und Wurzel schlägt, und daher viel unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knallerbsen. Kennst Du den *Carl Immermann*? Vor diesem müssen wir Beide den Hut abziehen, und Du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren Wenige gibt.—Ob Du mir mal schreiben wirst, das hängt ganz von Dir ab; wenigstens sollst Du nicht die Ausrede haben, daß Du meine Adresse nicht kennst. Diese ist an *H. S. aus D.*, abzugeben bei *M. Moser*, neue Friedrichsstraße No. 47.

Ich reise in 14 Tagen von hier ab; aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. Anbei erfolgt ein Exemplar meiner Tragödien.

Helgoland, 6. Juli 1830.

— — Ich selber bin des Guerillekrieges müde und verlange nach Ruhe. Es ist wahrlich seltsam, daß gerade ich aus meinem beschaulichen Leben herausgestört ward, um meine armen deutschen Landsleute gleichfalls herauszustören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineintreiben und mich mit Polizei und Censur herumzuheben. Was mußte ich auch Reisebilder schreiben, politische Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Interessen ablagen, den armen deutschen Michel aus seinem tausendjährigen Dachschesel aufschütteln? Was half's mir? Er schlug die Augen auf, um sie gleich darauf wieder zu schließen; er gähnte, um sofort wieder nur noch stärker zu schnarchen; er redete seine steifen ungelenteten Gliedmaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette seiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beste, worauf die „stillen Leute“ ruhen, und wo es Betten gibt, die man „kühl,“ „kalt,“ „still“ und „düster“ nennt. Doch nein — für diese Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutschland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwischen Frankreich, England, Italien und Nordamerika, wenn mich nicht am Ende der Sultan, der sich meinen „Almansor“ gelesen hat, und mehr für ihn schwärmt als für seine Fatimen im Harem, noch zu sich einladet und mich zu seinem Hofleibarzt ernennt, da er weiß, daß ich in Bonn und Göttingen studirte, und man in Deutschland den Ragenjammer am besten kennt, weil er am häufigsten hier vorkommt und am gründlichsten und schmachhaftesten mit Häringsalat zu heilen weiß. — Doch — im Ernst. Gib mir Rath, wohin ich gehen soll? Ueberlebe Dich nicht und schreibe mir offen Deine Ansicht; ich bleibe wenigstens noch vier Wochen unter dem Schuß und Schirm des komfortablen, brittischen Gouverneurs des einsamen Eilandsfelsens.

II.

An Dr. Schultz,

(Redacteur des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“ in Hamm.)

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wadere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1821 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtniß. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche (Gastwirth) Overweg zu Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Frits von B., Sie, Wundermann (Buchhändler und Miteigenthümer der damaligen Schulz-wundermann'schen Buchhandlung), die Alterthümer in Soest, selbst die Paderborner Haide, alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: „Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten!“ Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wanderer, steh! hier hat Armin den Varus geschlagen.“—Man muß zu Fuß und zwar wie ich in österreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will.— —

III.

An Friedrich Naßmann,

(Herausgeber des „Rheinisch-westfälischen Musenalmanachs.“)

Einlegend erhalten Ew. Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum Rheinisch-westfälischen Musenalmanach.

Aus den paar Worten, die ich im Gesellschafter über den Almanach gesagt habe, ersieht Ew. Wohlgeb., daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlag der Maurer'schen Buchhandlung unter dem Titel „Gedichte von H. Heine“ nächsten Monat erscheinen wird. Da ich befürchtete, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathsam, etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor vier Monaten schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgeb. für die Dichtergalerie biographische Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine äußern Verhältnisse kennt! Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir die Copie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, daß mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgeb. wünschen, etwas von meiner Persönlichkeit dem Namenverzeichnisse des Almanachs beizufügen, so bitte ich bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen:

„H. Heine, 24 (?) Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studirte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt.“

Ueber meine literarischen Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeb. und bin mit ausgezeichnete Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebener

H. Heine,

Behrenstr. No. 71, 3. Etage.

Berlin, den 20. October 1825.

—
IV.

An August Lewald.

1.

Paris, den 11. April 1835.

— Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft mir die gute Ausrede zu insinuiren, daß Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit October hat nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, Niemand sehe ich und höchstens entfährt mir ein Säufzer, wenn ich an die Freunde denke und so hab ich oft darüber gesäuft, daß Sie mein Stillschweigen mißverstehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und das ist Alles was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rothgen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des König Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Comödianten schreiben, und die Stücke werden gewiß aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht meine Tragödien als Comödien und meine Comödien als Tragödien auf dem Zettel anzukündigen.

Lesen Sie das hohe Lied von König Salomo: ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

H. Heine.

2.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau, 3. Mai 1836.

— Seit gestern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer überreilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch.—Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und M. erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denke ich daran, mich nebst sie zu vergiften oder zu asphixiren; wir werden uns wahrscheinlich auf eine andere Art um's Leben bringen, etwa durch eine Lectüre, bei der man vor Langeweile stirbt.—

Herr M. hatte ihr so viel Rühmlisches über meine Schriften gesagt, daß sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel *) ging und die französische Ausgabe der Reisebilder für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blaß wie der Tod wurde,

*) Name des Verlegers.

an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin gestoßen, und eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, daß ich vor ihrer Regierung einer andern gehuldigt haben sollte; ja, ich mußte ihr versprechen, daß ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine realsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefstnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserablen Zeitereignisse in hinlänglich trüben Zustand gerathen, als daß ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasiren will. Ich zittre vor ihrem Messer.—Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Rasirt bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muß nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt! Zumal wenn er sich nicht selbst rasiren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen! — Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich—man hat sie diesen Morgen statt mit Wicse nur mit Thran beschmeert! Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Contrast mit Paris, wo ich noch vorgestern Abend das Meisterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levasseur schreibt noch wie ein Waldesel. Welch ein Meisterstück! Es wird mir schwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meisterstück!—

— Ich lege Ihnen dringendst ans Herz das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären und sie werden doch am Ende einsehen, daß sie mir ein positives Unrecht thun, daß sie mir ohne Urtheil und Untersuchung mein armes Eigenthum antasteten, daß sie directe Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Veraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoir in's Feuer geworfen und statt dessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich
K
Seine VII.

die A. J. drucken wird. Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht in deutschen Blättern etwas, was sich auf meine wirklichen Interessen bezieht, so bitte ich Sie mir Nachricht davon zu geben. Ich lese jetzt auch nicht mal mehr die A. J. und das Morgenblatt.

Ich hoffe das Morgenblatt hat meine zweite florentinische Nacht schon zu drucken begonnen. Sonntag ist sie auch französisch in der Revue erschienen. Aus dieser zweiten florentinischen Nacht werden Sie vielleicht ersehen, daß ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch von Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amusement. Man muß aber Alles können in schlechten Zeiten.

Ich würde Ihnen mehr schreiben, rächen meine Stiefel nicht allzustark nach Ithran. Von Mignet habe ich die Vorrede noch nicht erhalten; sogar die solidesten Franzosen sind die Unzuverlässigkeit selbst. Ihre Abreise von Paris war für mich ein trüber Verlust.—

3.

Aix, den 5. November 1836.

— Sie erhalten diesen Brief aus Aix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provenz und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passiert sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Haven von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollt ich nach der spanischen Küste und das Schiff bekam einen Led. Es ist in den Sternen geschrieben, daß ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt und meine Gesundheit ein milderes Klima rathsam macht. Auch auf der Seine war ich unlängst in Gefahr zu ersaufen, das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdeck schrien wie wahnstinnig, ich beruhigte sie

aber, indem ich rief: Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi!—Aber wie dürfte ich ersaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittschrift? Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, sondern reell. Deshalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Carnevalzeit nach Paris und ich werde Ihnen Alles mündlich erklären. In vierzehn Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre nichts von Deutschland und man könnte mich dort todtschlagen, und ich erführe es nicht.—Seit drei Monaten habe ich kein Wort deutsch gesprochen.

4.

Lyon, den 21. November 1836.

— Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimath. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daß ich bis zum Frühjahr dort bleiben muß, da M. allzusehr jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwägen lasse. Aber immer liegt mir Spanien im Sinne und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den Donquixote in der Mancha lesen; auch hoffe ich mich im Affonanzenbau dort sehr zu vervollkommen. — Wenn sie den Baron C. sehen, so empfehlen Sie mich ihm auf's freundlichste; ich habe das höchste Zutrauen zu ihm und ich betrachte es als ein großes Glück für uns alle, daß er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Uebrigens gedenke ich ihm von Paris aus, im Fall ich mich entschließe dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte dies zu thun.

5.

Paris, den 13. December 1836.

— M. läßt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihren Wittwenstuh hielt; ich habe vernommen, wie man sie in Deutschland verläumdete hat; die Art und Weise dieser Verläumdung macht dem deutschen Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ährenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschem Unflath.

6.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu viel zu schreiben hat, unterläßt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — Ihrem Style muß ich die höchsten Lobsprüche zollen. Ich bin competent in der Beurtheilung des Stils. Nur bei Leibe vernachlässigen Sie sich nicht und studiren Sie immer fort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Lessing, Luther, Goethe, Barmhagen und H. Heine; Gott erhalte diesen letzten Classiker! —

Durch Herrn . . . werden Sie den schönen Teppich erhalten haben, den M. für Sie gestickt hat. Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, daß sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiß eben so wenig gefehlt wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugniß ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daß diese Madam Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weiß gemacht, als dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intriguen gesponnen. — Sie glauben

kaum, mit welchem liebevollem Fleiße meine M. an dem Teppich arbeitete, als sie wußte, daß ich Ihnen denselben zum Geschenke bestimmte.—Wir leben beide sehr glücklich, d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . Ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitz en müßte, und ich habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert einen nicht am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundliche Theilnahme, womit Sie sich für meine pecuniären Interessen bemühen, meinen Dank. Das Project durch eine Ausgabe meiner Gesamtwerke mir in dieser betrüblichen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiß wichtig genug, und will es jetzt auch durchaus executiren; früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer flecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde, und der es wohl verdient, daß ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage. Vor etwa zwei Monat schrieb mir die . . . Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, daß es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr . . ., bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stehe. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern, liebster Freund, erhielt ich nun einen Brief von der . . . Buchhandlung, worin sie wieder mich drängt ihr über den Verlag meiner sämtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszusahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Gesamtausgabe bestimmte Offerten mittheilen, so wär mir das sehr lieb; denn wie

gesagt, ich habe große kostspielige Reiseprojecte und brauche viel Geld. Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältnis täglich versöhnlicher und sogar in Preußen haben die höchstgestellten Staatsmänner, ja die einflussreichsten, sich zu meinen Gunsten ausgesprochen. In Oestreich ist der Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne daß ich nöthig habe auch nur ein Wort gegen meine Ueberzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwillen zurück. Freilich sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jakobinern und wie mein Streben kein politisch-revolutionäres ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der Gesellschaft sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es Literarisch-Neues gibt; ich höre nichts—und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schliesse, sehe ich wieder gar nichts.—

7.

Paris, den 1. Febr. 1837.

— Ueber den Verlag meiner sämtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiseplan mich nöthige hierüber endlich sobald als möglich in's Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl weil ich des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müßte und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckortes nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer, sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde. Bei der Kenntniß meines antidemagogischen Wesens, werden Sie wissen, daß meine Mißverständnisse mit den Regierungen wo nicht in kurzer Frist doch immer sehr balde ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht nichts riskirt.—

Sie hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Aeußerung wieder gefunden, die mir mal im Gespräch mit Herrn . . . entfallen ist. Hat dieser etwas über mich geschrieben und was?—Ueberhaupt was gibt es Neues, was mich interessiren könnte?

8.

Paris, den 11. Febr. 1837.

— Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rathe ich Ihnen den Göttern dafür auf's schönste zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Jüste-milieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und ohne Poesie. In dieser widerwärtigen Periode mußte mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach . . . an meinen Freund K. einen zarteste gefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge auf's zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre — — — Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige hundert Francs, was ich aus der Abrechnung ersehen werde, die ich ihm schon seit sechs Monaten abfordere. Es ist freilich für mich vom größten Werthe, das Geschäft sobald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojecte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch mich nicht zu übereilen. Das Gebot von N. ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preussens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Concessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so viel: sein grader, ehrlicher, bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unter-

dessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Mißbe, die in allem was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

9.

Paris, den 28. Febr. 1837.

— Herr F. war hier, und war sechsmaal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen (weil ich gar keiner Deutschen annehme), schrieb mir endlich, daß er bald abreise und reiste ab, ohne daß ich ihn sah. Jetzt höre ich, daß er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm dieser Tage selber, daß ich bedaure ihn nicht gesehen zu haben.—

10.

Paris, den 10. April 1837.

— Liebster *! In Beziehung auf meinen letzten Brief, sende ich Ihnen anbei einige Zeilen für—; ich glaube doch, das wird ihm Zutrauen einflößen, daß ich auf Rechnung dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassiren. Vergessen Sie das nicht.—An den Grabbe habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen.—Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Project will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben.—G.'s Scandalsucht ist sehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

11.

Granville, den 2. Junius 1837.

— Zentnerschwer lag es mir auf dem Herzen, daß Sie mein langes Stillschweigen mißdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, daß wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage wir.

Sie haben mir in jüngster Zeit zu viel thätige Freundschaft gezeigt, als daß ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf und erst heute kann ich Ihnen sagen, daß mich Ihre Briefe unter der Adresse Mr. H. Heine poste restante à Granville, Departement de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, theils des Fischfangs wegen, theils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in Betreff des Venseekrieges interessant sind.— Ich studiere gern Geschichte an Ort und Stelle.— M. hat es dies Jahr durchgesetzt mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Jahrzeit zu genießen. Aber diese Begleitung hat viel Beschwerliches, wegen der Wildheit der theuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe in diesem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich, mit Humor, von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede.—

Ich höre und sehe nichts aus Deutschland. Lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine literarischen Nachrichten. Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer?—Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und viel! Sie versteh'n mich!

12.

Paris, den 18. Sept. 1837.

Liebster *! Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für die freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausdrückt. Ich verließ Havre früher als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu consultiren. In Rouen

konnte ich fast gar nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Cour bin ich hier, unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

13.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig,
im Jahr der Gnade 1837.

Liebster Freund! Aus Ihrem letzten Brief ersah ich mitummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergestellt.—

Schicken Sie mir doch auch, was über unseren armen D. geschrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt.— Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, daß der Herr Wiehl einen Musenalmanach mit mir herausgebe; widersprechen Sie doch dergleichen überall, aber so, daß jener Monsieur nicht merkt, daß ich selbst diesen Widerspruch provocirt; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern, nur besucht hat er mich einige Mal.—M. freute sich kindisch über die Nachricht, daß Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, sobald ich Sie wirklich hier sehe.—Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deshalb heilsam dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden.—

14.

Paris, den 4. December 1837.

— Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der Presse erschienen

ist und vielleicht als das Beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen im Stande war; ich glaube aber auch in Deutschland ist nie geistreicher über die Reisebilder geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so wenig vom französischen Esprit, daß er ihn nur verhungern könnte; ich werde ihm das Er des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er auf's Beste in's Deutsche übersetzt und abgedruckt worden.—Für die Uebersendung der Aushängebogen danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der ersten Briefe hat ** das Hundegebet gestrichen und somit ist die feinste Wigintention verloren worden. Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ statt des Accusativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen—aber ist es nicht schön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Andern alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Theater gibt es nichts Vorzügliches, außer etwa Rita l'Espagnole, welches unterhaltsam.—Den Spinoza habe ich erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie.—Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues.—Seit das deutsche Lesecabinet errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches als ehemals.—Grüßen Sie mir gefälligst Frau ***, die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett bin ich geworden.—Wissen Sie mir kein literarisches Unternehmen, wodurch ich mit leichter Mühe einige Groschen gewänne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anständig unterhalten.

Erster Januar 1838, um 8 Uhr.

— Angeregt von einigen jungen Deutschen, beschäftige ich mich bereits seit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Project's und es war zuerst die Rittner'sche Kunsthandlung, mit welcher ich es auf's brillanteste zu realisiren dachte, aber von Rittner mußte ich abgehen und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillantesten Keepsack, den je die deutsche Welt gesehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind.—Da der Keepsack nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, daß Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel stelle. Schlimmsten Falles ist an diesem Verbote nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft.—Oestreich, mein theures Oestreich aber desto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Rußland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger—übrigens kostete es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundsatz des *laissez venir*, theils auch Angst, man könnte die harmloseste Handlung als *Servilismus* auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen.—So viel in der Eile; Ende dieser Woche mehr—denn ich bin in großen Bewegungen, muß alle Tage mehre Stunden reisen um M. zu besuchen—denn sie wurde jüngst so krank und dabei so eigenstinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, daß ich sie in ein *maison de santé* einsperren mußte, welches an der *Barrière St.-Jacques* gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam ein *inflammation des intestins*, und hätte ich nicht energische Maßregeln genommen, sie wär mir gestorben und ich hätte wieder ein Buch *Trauerlieder* schreiben müssen.—Sonderbar, die glückliche Liebe schreibt gar keine Verse, kaum erlaubt sie einem in Prosa zu schreiben.—

— Daß ** mir das Hundegebet gestrichen, entsetzt sehr, ist sehr verdrießlich; der alte ** hätte es nicht gethan. Der hielt viel auf mich und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge ** sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Parthei nimmt. Ist in der Vierteljahrschrift ein interessanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband.— Herr B. hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt—aber Geduld, ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben mich anzulecken und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

16.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück einen Freund zu besitzen, dem wir unsere materiellsten Interessen offenbaren können, ohne zu befürchten, daß er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! welche Bequemlichkeit zugleich, daß ich so vieles gar nicht nöthig habe Ihnen zu sagen, daß wir nur Außendinge zu besprechen haben, im Wesentlichen aber uns schweigend versteh'n—!

So werden Sie gewiß bei dem Gerüchte, daß ich hier eine „Pariser Zeitung“ herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich daß ich einestheils viel Geld gewinnen will um meine Kriege zu führen, anderes Theils, daß ich in diesem Kriege eine formidabile Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muß man küssen) und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flammberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.—

Schon seit Jahr und Tag trag ich mich mit jenem Projecte, aber die Mißverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußi-

schen Regierung wollte ich nicht kommen, das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es mußte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde, und ich mit Würde sie anreden dürfte. Diese Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen der Höchstgestellten der preussischen Regierung freimüthig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preussischen Staaten erlauben würde? In etwa acht Tagen muß ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen—sind die Leute klug, so verstehen sie, daß ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen, brauche ich nur dem eigenen Willen zu folgen, um den preussischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Allirten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Combination ausgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit zehn Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau, daß ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe!—Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und

Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direct nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger als die Blätter, deren Pariser Correspondenzen dem Verdacht des Daheimfabricirten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Correspondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Correspondenten controliren? Monate vergehen ehe man dort bemerkt, daß der Correspondent in Paris seine Correspondenz sich von der hiesigen Polizei extra bezahlen läßt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploittirt, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Correspondenz von dem ersten besten Lumpian besorgen läßt, oder gar verrückt geworden ist, wie der *** Correspondent der Allgemeinen Zeitung. Statt daß diese bei ihrer Pariser Correspondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Correspondenzen täglich, die sicher und surveillirt sind—so z. B. daß jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgevählten Correspondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen die französische Correspondenz der Allgemeinen Zeitung nicht blos glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer klatschthümlischen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, daß ich mich mit meinem Namen als Redacteur en chef der Pariser Zeitung nenne—jeder versichert mir, daß der Name sie nicht blos auf's brillanteste und von selbst annonciren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, daß ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zuzubelte, wie jeder sich gern unter meine Fahne stellen will, und wie man mich als den legitimsten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch als auf den Talisman meines Namens und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntniß dieser geheimsten Parthie des Journalismus bieten. Seit

nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet und ich auch mit andern Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammen lebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Theil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neu-gestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen;—mit einem Wort ich bin in der Ligue der Annoncencourtiers.—Gestern noch—
(eben unterbricht mich mein Barbier)

gestern morgen noch wollte jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50,000 Frcs. pachten. Früher ward mir angeboten gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncencourtier (es war die Societät, wobei mein bester Freund Compagnon) theilen wollte, so daß ich im ersten Jahr, wo neuentstehende Journale sehr wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganzgefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffnements, die im Annoncengeschäft seit einigen Jahren statt finden. Hier werden Journale gestiftet, wo die natürlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde—wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. la Presse verdient jetzt schon jährlich 100,000 Francs an Annoncengebühr.—

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung so entsehrlich vertheuert, nämlich um 18 Francs den Jahrgang eines Exemplars, daß mir das Herz in die Hosen fällt, daß ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbstvertrauen verliere, daß ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponirt steht, in tiefster Seele zittere. Ich soll nämlich mit meiner Ehre gutstehen für

das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Capitalien zum Theile verloren gingen, wäre ich, wie schuldblos ich auch sei, in der öffentlichen Meinung compromittirt—kurz, ich habe eine jaghafte Abneigung fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin—und diese Verlegenheit treibt mich Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Combination gerathen, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Postporto), nicht unter 50 Francs jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Francs monatlich als Redacteur en chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten—nur die Inserationsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen so hohen Preis zahlen? Kann man auf sehr großen Absatz rechnen bei so hohem Preise? Ich weiß nicht—ich weiß nicht! In dieser Ungewißheit projectire ich folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die „Pariser Zeitung“ wird in Paris geschrieben, in Paris redigirt, in Paris ist ihr Redactionszimmer, und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expedirt wird. Die Execution dieses Projectes ist keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin, auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den Grenzort, wo die Zeitung gedruckt werden soll, noch nicht genau bestimmen kann. Doch um Ihnen von der Execution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall die Zeitung solle in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigirte ausländische Parthe des Journals, nämlich faits du jour, die Tages-Correspondenzen und Briefe aus England und dem Westen, um 6 Uhr

Nachmittags von hier mit der Post abgehen (welche günstige Stunde!!) nach Straßburg, wo jemand das Paquet gleich von der Post abholt und nach Kehl hinüber nach der Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Theil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so daß diese, wenn die Post von Kehl abgeht (was erst spät, da sie in Straßburg gewiß eine geraume Zeit verweilt) gleich nach Deutschland weiter expedirt werden kann. Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung den französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. Da doch die Post überall eine Weile stille hält, so läßt sich, wenn man in dieser Combination noch einen täglichen Zwischencourir bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Post den Vorsprung abgewinne, sehr hinlängliche Zeit zum Drude der Zeitung gewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten auf's frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie doch nicht wegen der hiesigen *faits du jour*, sondern wegen der hiesigen Correspondenzartikel und deutschen Nachrichten ein Interesse findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Correspondenzen nach Deutschland die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze ist, der Redactionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Pariser Zeitung, und erfährt man auch, daß sie etwa in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, daß der gleichen geschieht um die Nachrichten schneller zu befördern—es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Courier (Staffette) nach Kehl—was aber auch in außerordentlichen Fällen geschehen muß. Auch kann man vorschützen; man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutschen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt werden—und in der That, die Schwierigkeiten werden zum Theil dadurch gleich gehoben.—

Wahrlich, bei der Execution dieses Projects steht wenig zu riskiren und enorm viel zu gewinnen.—

• Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Project einer deutschen Zeitung sich herum tragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Project präjudiciren könnten. Es ist der miserable B.**, der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herum intrigirt, als Redacteur en chef den unglücklichen P., der sich bei der untergegangenen Monde ausgezeichnet, mit sich herum schleppt, und außerdem einen berühmten Börsenspieler als Hauptactionär in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgibt.—

M. ist auf der Besserung. Gestern ist sie zuerst wieder ausgegangen, und ist mit mir nach der opéra comique gegangen—nachdem sie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute—wo ich bis 5 Uhr mich müde, todtmüde lief—so daß ich heute vor Ermattung kaum schreiben kann. Ueberhaupt habe ich die ganze Woche dem Carnevall gehuldigt. Das ist auch Schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von Pf. noch nicht ganz gelesen habe. Was wollen Sie, ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben.—

17.

Paris, den 6. März 1838.

— In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daß mir von Berlin der erfreulichste Bescheid zu gekommen,—2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die österreichischen Staaten zu sichern.—In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die größte Zuverlässigkeit.—

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Project die glänzendsten Auspicien; nach neuen Combinationen habe ich ausgefunden, daß in diesem Fall die Kosten geringer wären, als ich zuerst meinte.

18.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da M. ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrete ich von Tage zu Tage auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte jemand schon vor zehn Tagen nach Berlin reisen, der meine Sache gewiß in Ordnung gebracht hätte,—und durch sonderbares Mißgeschick noch nicht abreisen konnte; endlich ließ sich auf Ihr vorleptes Schreiben nichts Positives sagen—daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojecte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen.—Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgetheilt, als die ingenioseste Combination fest—nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaction in Paris und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehen einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hülfsmittel überflügeln könnte.

Daß ich dieser Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redacteur en chef zufüge, ist nicht die Hauptidee, sondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daß ich von den deutschen Regierungen ob meines Namens chikanirt würde, weiß ich Mittel diese Chikanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeste einzubüßen.—

— Wegen des Herren von B seien Sie außer Sorge. Dieser und der Lumpian *, welcher sich wegen des Bankrottes der Monde noch nicht öffentlich sehen lassen darf, haben sich associirt, behaupten

ten, ein gewisser Herr von M. habe ihnen Geldunterstützung zur Errichtung der Zeitung zugesichert (woran kein wahres Wort ist). Die preussische Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge)—und Alles dieses um schon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armseliges Leben zu fristen.—

— Sie kennen ja diesen Menschen; in Berlin weggejagt wegen schlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulette abgerissen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr gestohlen; von der hiesigen Polizei hat er sich als Agent provocateur bei den deutschen Handwerkern gebrauchen lassen; kurz der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch—daher meine Behutsamkeit. — Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für C., es ist weitläufig zu erzählen. Ist C. mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen.—

19.

Paris, den 16. November 1839.

— Ihren lieben Brief vom 9. October hat mir vor vierzehn Tagen unser lebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, daß jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohl thut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug zu glauben, daß wir uns auch ohne Correspondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder mißfällt, was ich billige oder mißbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — aber ehrlich gestanden, ich mußte in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche, womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich allirten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen und es vergiften — Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner

Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Haß nachtrugen.—Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem **, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vorn herein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die man Ihnen nachsagt? — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der Reisebilder, die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt.—Und vom Buch der Lieder, worin dieselben Gedichte, die in den Reisebildern, geht die dritte Auflage rasend ab.—

— Ich erwähne das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen.—Daraus werden Sie ersehen, weshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte.—Mögen sie sich immerhin einbilden, ich fürchte sie—ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen blos sagen, daß ich mich auf Ihre Hieherkunft freue. Ach! lassen Sie dieses Project nicht zu Wasser werden.—

Wenn Sie hieherkommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Bisage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hieherkommen, finden Sie auch noch Laube, der ein waderer Mensch, und zuverlässiger als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. M. der tolle Engel, grüßt Sie herzlich.—

20.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider aber schickte man sie mir nicht sous bande, sondern in einem Brief, so daß ich 17 Francs und 6 Sous dafür zahlen mußte — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so daß ich deshalb die Seebäder brauchen muß. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung befeelt mich in diesem Augenblick, wo ich dem

alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, einen Liebedienst angehe. In heftigen Lebensnöthen habe ich Sie immer so hülfreich und thätig für mich erfunden!—Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Mißempfindung, die Andre mir einflößen.—Jetzt erfahre ich, daß G. bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, und das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campe's zu bemächtigen und ihn zu meinem Nachtheil auszubenten wußte.—

— Sie haben keinen Begriff, welch ein Luxus von Insanien es gibt, die ich Ihnen erzählen werde, sobald ich Sie wiedersehe, denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die hamburgischen und überhaupt die literarischen Cloaken Deutschlands zu gut, um nicht das meiste zu errathen. Bei der Anarchie unserer Tageblätter wird es dem edlen M. leicht gelingen durch seine Rotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfide Artikelchen gegen mich einzuschmuckeln.—Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art und Weise. Ich lebe im Ausland, stehe in keinem literarischen Verkehr mit niemand, bin ganz isolirt, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln.—Handeln Sie also schnell, jede Zögerung bringt Gefahr.—

M. ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch wie der beste in Krähwinkel.—In diesem Augenblick erscheint bei Campe der vierte Theil des Salons, ein Buch, dem ich mehre sehr gute Gedichte und die Theaterbriefe einverleibt habe.—Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchstreife dann die Bretagne und in fünfzehn Tagen

denke ich wieder in Paris einzutreffen.—Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber.—

21.

Paris, den 13. October 1841.

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badekur in den Pyreneen so traurig unterbrach, an dem alten Uebel sehr leidet; ja, letzteres hat sich so verschlimmert, daß mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat.—Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen kranken Zustand, als sie das schändliche Complot gegen mich losließen, das ich gottlob so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Vöberei einsehzt, eben so gut wie die verständigen im Publikum, das weiß ich nicht, glaub ich auch nicht, und in dieser Beziehung ist es gewiß gut, wenn noch etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Pressfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten.—

— Zu meiner höchsten Freude erhielt ich dieser Tage den beliegenden Artikel der Breslauer Zeitung, der mir ganz aus der Seele geschrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor nicht weiß; leider ist dieses Blatt nicht im Süden sehr repariert, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern, am liebsten wäre mir der Nürnberger Correspondent, diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben schien. Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen im Nürnberger Correspondenten etwas kosten sollte, müßte es geschehen, und ich will Ihnen gern das vergüten, nur muß nicht erwähnt werden, daß es Inserat.—Die Vöberei, womit ich leider zu thun habe, ist so groß, daß ich meine Freunde angehen muß, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen.—

— Ich stehe ganz allein,— aber ich habe etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen lassen und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfelen.— Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunsch zu Ihnen nach Deutschland zu kommen, es läßt sich jetzt nicht ausführen.— Daß ich einige Tage vor dem Duell, um M.'s Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit gesetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben.— Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis einer von uns beiden getödtet, ist gewiß gefährlicher als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse!— Welche Fülle von Intriguen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff.— Damaelus ist wahrlich kein Märchen!—

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wieder sehen möchte— ich hätte bald die Augen zugemacht für immer.—

Dieser Tage bin ich umgezogen und meine Adresse ist jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben bei einem deutschen Dichter zu sein.—

22.

Paris, den 17. October 1842.

— So eben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, daß er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, daß man ihm Uebertriebenes gemeldet, denn ich kann mir's gar nicht denken, daß dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht, er ist so gut und wacker! Ich lieb ihn sehr und diese Liebe für einen Freund treibt mich dem andern Freunde zu schreiben.—

Seine VII.

M

Meine Frau läßt grüßen. Sie treibt heut ihre Hauswirthschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich corpulenter.

V.

An Julius Campe.

Bareges, in den Pyrenäen, October 1846.

— — „Meine Meinung, hinsichtlich meiner Krankheit, geht dahin, daß ich nicht mehr zu retten bin, daß ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder zwei Jahre, in einer trübseitigen Agonie mich hinfristen kann. Nun, das geht mich nicht an, das ist die Sorge der ewigen Götter, die mir nichts vorzuwerfen haben und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdselige Bewußtsein ein schönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele selbst in dieser kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten. Unter uns gesagt, dieser letztere ist das wenigst Furchtbare; das Sterben ist etwas schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod gibt. Der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube. Was soll ich zu dem Zufall sagen, der eben in jetziger Zeit eine falsche Todesnachricht von mir in Deutschland verbreitete? Diese hat mich eben nicht ergötzlich gestimmt. Zu andern Zeiten hätte ich darüber gelacht. Zum Glück hatte ich fast gleichzeitig einen Artikel in der Allgemeinen Zeitung, der meinen Feinden gewiß eine Freude verdorben hat, wenn sie nicht etwa selbst jene Nachricht geschmiedet. Daß ich Ihnen den Troll noch nicht geschickt, ist wahrlich nicht meine Schuld; die Familiengeschichten hatten mir alle gute Laune geraubt, und die zunehmende Krankheit verhinderte mich, das Gedicht nachträglich so auszurüsten, wie ich es gern thäte; jetzt aber will ich es, wie es

auch gehe, schnell fördern und werde es bei meiner Ankunft in Paris schnell vornehmen. Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch gewedt, aber nicht so beseligend heiter, wie in den Tagen meines Glücks.“ —

VI.

An Alfred Meißner.

Paris, den 1. März 1852.

Liebster Meißner!

Ich danke Ihnen aus vollem Gemüthe für die viele liebevolle Theilnahme, die sich in Ihrem lezten Briefe ausspricht. Ich kann ihn heute nur in aller Kürze beantworten, da ich in einem Zustande bin, wo jedes Wort eine Anstrengung kostet. Es geht mir nämlich seit zwei Monaten immer schlimmer und ich verliere sogar die Lust zu klagen. Ruhe ist mir in diesem Augenblicke die höchste Krankenpflicht und ich enthalte mich daher mancher Expectorationen, die solche gefährden könnten. Ich habe Ihr „Weib des Urias“ bis auf diese Stunde noch nicht erhalten, werde aber dafür Sorge tragen, daß es mir baldmöglichst zu Handen komme, für die zwei Bändchen „Gedichte und Jisla“ danke ich schönstens. Ich habe in beiden wieder viel Schönes gefunden, aber die neuen Gedichte habe ich nur zum Theil angehört, da mir Jemand beide Bändchen fast gewaltsam ablieh und nicht wieder zurückbrachte. Règle générale: Wenn man mir ein gutes Buch abborgt, kann ich dessen kaum je wieder habhaft werden, während man mir die mittelmäßigsten Bücher immer gewissenhaft zurückbringt. So habe ich z. B. Herrn — — Gedichtsammlung schon siebenmal verliehen und schon zum siebenten Male sind diese Böglein wieder zu mir in ihr Nestchen zurückgefaltert. Ich werde sie daher unter keiner Bedingung mehr verleihen, sondern nur verschenken. — Ich bin neugierig auf Ihren Urias, um die Beklagnisse beurtheilen zu können, die man gegen Sie ansieht. Wie die Sachen zusammenhängen, habe ich leicht begriffen, nachdem mir einige Indicationen

über die Personagen gegeben, die Sie mit ihrer Scheelsucht verfolgen.—Es ist in der That eine sehr bedenkliche Propaganda, der kein Mittel zu schmutzig erscheint . . . Aber getrost! Solche Aergernisse werden Sie früher oder später überwinden und desto siegreicher aus dem Treffen hervorgehn. Ich habe mit noch weit schlimmeren Subjecten zu thun gehabt und wahrlich nicht diese haben mich zu Boden geworfen. „Jedes große Talent,“ schrieb mir einst der selige Wolf, „hat seine Laus“ und Sie wissen, wen er darunter meinte . . . Ich hatte aber eigentlich zwei Läufe und die eine davon lebt noch ihr miserables Scheinleben. Sie, liebster Freund, haben noch etwas Schlimmeres als eine Laus, nämlich ein Paar fetter Wanzen, die in der bekannten Hausirerweise überall umherkriechen.—Lassen Sie sich nichts merken, Liebster, von dem, was ich Ihnen hier sage, es ist gut, daß Sie die Dinge wissen und es wird sich bei ruhigem Abwarten der Dinge schon Abhilfe finden. Nur Gelassenheit! Ich habe Ihnen ein großes Beispiel gegeben, folgen Sie mir auch hierin.—Wäre ich nur minder leidend, wie viel Erfreuliches würde sich bieten! Unbegreiflich ist es mir, daß ich in meinem jetzigen tiefsten Misere noch den Romancero schreiben konnte. Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß seit Buchhändlergedenken kein Buch bei seinem Erscheinen und gar eine Gedichtsammlung ein solches Glück gemacht hat. Zwei Monate nach seinem Erscheinen war schon die vierte Auflage (sogar eine Stereotypausgabe) vergriffen und Campe gesteht mir, daß er nie unter 5—6000 Exemplaren bei jeder Auflage druckte. Und nun, liebster Freund, leben Sie wohl. Ich werde Ihnen bald wieder schreiben und Ihnen unumwunden meine Gedanken aussprechen, denn ich vertraue ganz Ihrer Discretion. Bei meiner Frau sind Sie in heiterster Erinnerung und sie läßt Sie freundlichst grüßen. Ueber Politik schreibe ich Ihnen heute nichts und wie es hier ausseht, werden Ihnen die Lacunen der hiesigen Blätter berechtigt genug melden.

Ihr Freund und Zeitgenosse

Heinrich Heine.

VII.

An Alexander Dumas.

Mein lieber Dumas!

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt als geschrieben und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie erdrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.

Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval.

VIII .

An die Mouche.

1.

November 1855.

Liebste holde Freundin!

Ich danke für die süßherzlichen Zeilen—bin froh, daß Sie wohl sind—ich leider bin immer krank, schwach und unwirksam, manchmal bis zu Thränen über den geringsten Schicksalschabernack afficirt. — Jeder Kranke ist eine Ganasche. Ungern lasse ich mich in solchem miserablen Zustande sehen, aber die liebe mouche muß ich dennoch sumfsen hören. Komm Du bald—sobald Ew. Wohlgeboren nur wollen—sobald als möglich, komm mein theures, liebes Schwabengesicht—das Gedicht habe ich aufgetrixtelt—pure Cha-
renton-Poesie—der Verrückte an eine Verrückte.

S. S.

2.

Wenige Tage später:

Mittwoch 3 Uhr.

Liebste Seele!

Bin sehr elend. Hustete schrecklich vierundzwanzig Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen—deshalb bitte ich die Süßeste, statt morgen (Donnerstag) lieber Freitag zu mir zu kommen. Bis dahin muß ich hungern. Mein Serinsky *) hat für die ganze Woche sich krank melden lassen. Welche unbehagliche Mißstände! Ich werde fast wahnsinnig vor Aerger, Schmerz und Ungeduld. Ich werde den lieben Gott, der so grausam an mir handelt, bei der Thierquälergesellschaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdessen küsse ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche.

Dero Wahnsinniger

S. S.

*) Damit ist Deine's letzter Secretär gemeint.

3.

Am 1. Januar.

Liebes Kind!

Ich gratulire Dir zum neuen Jahre und schicke Dir anbei eine Schachtel Chocolate—die wenigstens de bon gout ist. Ich weiß sehr gut, daß es Dir nicht ganz recht ist, wenn ich dergleichen Convenienzen beobachte, aber es geschieht auch unserer äußeren Umgebung wegen, die in der Nichtbeobachtung der üblichen Aufmerksamkeit einen Mangel an wechselseitigem Estime sehen würde. Ich liebe Dich so sehr, daß ich für meine Person gar nicht nöthig hätte, Dich zu estimiren. Du bist meine liebe Mouché und ich fühle minder meine Schmerzen, wenn ich an Deine Zierlichkeit, an die Anmuth Deines Geistes denke. Leider kann ich nichts für Dich thun, als Dir solche Worte, „gemünzte Luft“ sagen. Meine besten Wünsche zum neuen Jahre, ich spreche sie nicht aus—Worte.

Ich bin vielleicht morgen im Stande, meine Mouché zu sehen, dann lasse ich es ihr wissen. Jedenfalls aber kommt sie übermorgen zu Ihrem

Nebukadnezar II.,

ehemaliger preuß. Atheist, jetzt Kotosblumenanbeter.

4.

Drei Tage später:

Liebste Mouché!

Ich bin sehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu und ich kann fast nicht mehr schreiben. Aber ich liebe Dich sehr und denke an Dich, Du Süßeste! Die Novelle hat mich gar nicht ennüvort und gibt gute Hoffnungen für die Zukunft, Du bist nicht so dumm, als Du aussehst! Zierlich bist Du über alle Maßen und daran erfreut sich mein Sinn. Werde ich Dich morgen sehen? Eine weinerliche Verstimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt spasmatisch. Diese baillements sind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt!

Tiefster Jammer, dein Name ist

H. Heine.

5.

Leptes Billet. *)

Liebste Freundin!

Ich stecke noch immer in meinem Kopfschmerz, der vielleicht erst morgen endigt, so daß ich die Liebliche erst übermorgen sehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin so krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das seiner zu spotten scheint. Leb wohl.

5.

*) Vier Wochen vor des Dichters Tod geschrieben.

Anmerkungen der Verleger.

Siehe Seite 5—48.

„Ältere Gedichte.“ Ein großer Theil der unter dieser Abtheilung stehenden Gedichte war in der ältesten, im Jahr 1822 in Berlin erschienenen Sammlung „Gedichte von H. Heine“ abgedruckt und wurde in der zweiten Ausgabe, dem „Buche der Lieder“ ausgelassen. So die „Minnelieder“ 1—5, die Romanzen „die Weihe“ und „Ständchen eines Mauren,“ die Gedichte „Traum und Leben,“ „die Lehre,“ „An Franz von S.“; ferner die Sonette 1—8 und die „Uebersetzungen aus Byrons Werken.“—Die übrigen, von uns passenden Orts eingeschalteten und wo es möglich war, nach den Entstehungsjahren geordneten Gedichte wurden von Friedrich Steinmann, einem Jugendfreund des Dichters, in seinem Buche „H. Heine; Denkwürdigkeiten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm,“ theils nach Handschriften in seinem Besitze, theils aus alten Zeitschriften gesammelt, mitgetheilt.

Siehe Seite 27.

„Ein Prolog zur Harzreise,“ den Heine zuerst schrieb und dann durch den mit „Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe“ beginnenden ersetzte. (Siehe sämtliche Werke I. Seite 47.)

Siehe Seite 57—76.

Gedichte aus seinem Nachlasse. Sämmtliche dieser Abtheilung angehörige Gedichte gehören zu dem Nachlasse des Dichters und wurden von Freunden desselben in verschiedenen Schriften der Deffentlichkeit übergeben.

Siehe Seite 66.

„Die Libelle.“ Wahrscheinlich der erste Entwurf des gleichnamigen in den „neuesten Gedichten“ (S. sämtliche Werke V. Band) enthaltenen Gedichts.

Siehe Seite 71.

„Für die Mouché.“ Alfred Meißner theilt dieses Gedicht in „seinen Erinnerungen“ mit. Es ist nur kurze Zeit vor des Dichters Tod geschrieben und wahrscheinlich das letzte, was Heine gedichtet. Ueber die „Mouché,“ an welche das Gedicht gerichtet ist, berichtet Meißner:

„Es war um diese Zeit, wenige Monate vor seinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches seit früherer Jugend für ihn begeistert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von seltener geistigen Anlage, in dessen anmuthigen Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Er bat sie den Besuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne sie kaum einen Tag bestehen. Wohl an hundert Blätter liegen von Heine's Hand mit Bleistift geschrieben vor mir, die er aus der Einsamkeit seines Krankenzimmers an das Mädchen sandte, um die beinahe Unentbehrliche herbeizurufen. —“ (Siehe Nachträge zu den vermischten Schriften: Briefe.)

Siehe Seite 79.

„Das Nibelungen-Lied.“ Diesen kleinen Aufsatz, den Fr. Steinmann handschriftlich besitzt und in „seinen Denkwürdigkeiten“ veröffentlicht, schrieb Heine, angeregt durch Schlegel's Vorlesungen über das genannte Heldengedicht während seines Aufenthalts in Bonn.

Siehe Seite 81.

Die Romantik. Romantische Schule. Dieser Aufsatz wurde hervorgerufen durch Angriffe auf die romantischen Dichter in dem „Kunst- und Wissenschaftsblatte,“ einem Beiblatte des „Sprechers“ oder „Rheinisch-westfälischen Anzeigers.“ (Siehe Biographien.)

Siehe Seite 84.

J. B. Rousseau, ein Studentengenosse Heine's in Bonn; in seinen Briefen an Fr. Steinmann stets „der Poet“ genannt. (Siehe Briefe und Sonette.) Den vorliegenden Aufsatz theilt Steinmann mit, ohne das Entstehungsjahr anzugeben. Wahrscheinlich 1823 oder 1824.

Siehe Seite 137.

Diesen charakteristischen Brief schrieb Heine wenige Monate vor seinem Tode.

Heinrich Heine.

(Eine biographisch-literarische Skizze)

von

Godfrid Becker.

(1)

„Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern.“

(Seine bei Meißner: Erinnerungen.)

„Seine ist so recht in all' seinen Eigenthümlichkeiten der Sprößling einer Uebergangsperiode. Die Morgenröthe der neuen Zeit ist bereits in ihm aufgegangen. — Seine kennt bereits die religiöse, politische und sittliche Freiheit, die das Ziel der neuen Zeit ist, und spielt ihren begeistertsten Propheten, aber er spielt ihn nur.“

Herm. Heitner

Erstes Buch.
Junge Leiden.

1797 — 1825.

„Ich wücht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht, am Boden muß ich kleben,
Umträgt, umflücht von allem Wurmgezücht.“

„Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt—“

„Aus meinen Thränen sprießen
Viel blühende Blumen hervor—“

Erster Abschnitt.

Die Knabenjahre.

In den trüben Tagen mittelalterlicher Glaubensfinsterniß und Mystik mag es ein einträgliches Geschäft pfißiger Astrologen gewesen sein, bei der Geburt hoher und allerhöchster Kinder eine günstige Constellation auszubüfeln und dem angehenden Erdensohne die Hülfe und den Schutz der himmlischen Gestirne von vornherein zu sichern. Unter welchem Sterne bist du geboren? fragte man und in der Antwort lag das ganze Geheimniß des Lebens versteckt. Mit welcher Behaglichkeit schildert noch Goethe in seinem Lebensromane die Constellation bei seiner Geburt! Heute ist uns mit dem düster-mittelalterlichen Glauben auch die trügerische Sterndeuterei abhanden gekommen, und statt nach den, sich nach ewigen Gesetzen regelnden Constellationen im Weltenäther, wenden wir unser wissensdurstiges Auge nach den Gestirnen am geschichtlichen Himmel, die uns allein sichere Gesichtspunkte für die naturgemäße Entwicklung der Menschheit wie des Individuums in derselben bieten können.

(III)

Wir treten in das Jahr 1797. Am politischen Himmel Europa's war ein neuer, großer Stern aufgegangen, welcher bedeutungsvoll das ganze Leben unseres Dichters durchstrahlte.

Die große französische Revolution nahte sich dem Ende ihres Kreislaufes. Der den Ring schließen sollte, hatte eben mit seinen ersten Großthaten die Bühne der Weltgeschichte beschritten. Napoleon Bonaparte hatte seinen ersten großen Feldzug in Italien beendet; in den geheimen Artikeln des Friedensvertrages von Campo Formio war schon die kommende Schmach Deutschlands besiegelt, und am 9. December wurde der Friedenscongrès in Raftatt eröffnet, welcher das heilige römische Reich deutscher Nation in seiner ganzen Jammerhaftigkeit altentmähig bloßstellen sollte.

Um diese Zeit wohnte auf der Volkerstraße zu Düsseldorf am Rhein der Kaufmann Samuel Heine. Er war eben von einer Geschäftsreise von London zurückgelehrt, als ihn, am 12. Dec. 1797, seine Gattin Luise, geb. van Geldern mit einem Söhnchen beschenkte. Einem Londoner Geschäftsfreunde zu Ehren erhielt der Knabe den Namen Harry, den er selbst erst in späteren Jahren in Heinrich umwandelte.

Als Heinrich Heine's Geburtsjahr war bisher in fast allen Biographien das Jahr 1800 angegeben und zwar sollte er in der Neujahrsnacht geboren, also „einer der ersten Männer unseres Jahrhunderts“ sein. Er selbst hat in den letzten Jahren seines Lebens dem französischen Schriftsteller St. René Taillandier auf dessen Verlangen über sein Geburtsjahr folgende Notiz zugehen lassen: „Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daß das Datum meiner Geburt in den Biographien nicht genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag, unter uns gesagt, die Folge eines absichtlich begangenen Fehlers zu meinen Gunsten während der preussischen Invasion sein, man wollte mich dadurch vom Dienste Sr. Maj. des Königs von Preußen befreien. Seitdem sind nun fast alle unsere Archive durch wiederholte Feuerbrünste in Hamburg vernichtet worden.—Indem ich meinen Tauffchein zu Rathe

ziehe, so finde ich daselbst als meinen Geburtstag den 12. Dec. 1799. Wichtig ist nur, daß ich geboren und zwar an den Ufern des Rheins geboren wurde.“ — Als eine zuverlässigere Autorität mag aber hier der jüngere Heine angesehen werden. In einer am 20. October 1821 geschriebenen biographischen Notiz⁹⁾ gibt er nämlich sein Alter auf „24 (?) Jahre“ an. Darnach war sein, wenn auch bezweifelt angegebenes Geburtsjahr 1797 und dieses ist, wie sein Jugendfreund Fr. Steinmann mehrmals aus seinem Munde gehört hat und wie er es auch in dessen Stammbuch einschrieb, das einzig richtige.

Man legt in neuerer Zeit bei Lebensbeschreibungen hervorragender Menschen ein großes Gewicht auf die Herkunft, als ein bedeutendes Moment der Erklärung von Fähigkeiten und Charakteranlagen. Leider macht sich aber hier schon der Mangel aller tiefern Forschung über des Dichters Lebensgeschichte in hohem Grade fühlbar. Wissen wir doch selbst von seinen Eltern bis auf den heutigen Tag kaum mehr als die Namen.

In dem schon oben erwähnten Schreiben an St. René Lallandier sagt er unter Anderem auch: „Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals stolz auf diese Abkunft.“ Man kann ihm dies allerdings nicht vorwerfen. „Dieses Urübelvölk“, sagt er, „kam aus Egypten, dem Vaterland der Krokodille und des Priesterthums und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren, brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, etre sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen an die man glauben, und heilige Ceremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand „die Menschenmärelei“, das Proselytenmachen, der Glaubenszwang und all jene heiligen Gräuel, die dem Menschengeschlecht so viel Blut und Thränen gekostet. O, dieses Egypten! seine Fabrikate troßen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüßlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren alten Buchstabenwindeln, ein ver-

härtet Stüd Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechselln und alten Hosen handelt.“ Das klingt allerdings nicht sehr schmeichelhaft und sieht beinahe wie eine Verwahrung gegen alle Gemeinschaft mit dem Judenthume aus; doch äußert er sich auf der andern Seite gegen Alfred Meißner: „Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre ebenso lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre Einer.“

Mag Heine übrigens in späteren Jahren sein Verhältniß zum Judenthum so oder anders aufgefaßt haben; gewiß kann es, wenn man nur bedenkt, in welche untergeordnete bürgerliche Stellung die Israeliten zu jener Zeit, wie ja theilweise noch in unsern Tagen, in einem großen Theile Deutschlands gedrängt waren, kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese jüdische Abkunft von Einfluß und zwar nicht geringem Einfluß auf die Charakterentwicklung desselben werden mußte.

Des Dichters Vater war aus Hannover gebürtig, wo seine Eltern in den dürftigsten Umständen lebten. Mittellos mußten deren Kinder in die Welt hinaus, um sich da mit eigener Kraft eine sichere Zukunft zu gründen. Dem Herrn Samuel scheint das Glück nirgends besonders hold gewesen und sein ganzes Sein in dem Kampfe um die Existenz aufgegangen zu sein. Aller Mangel an näheren Nachrichten über sein Leben, sowie die Thatsache, daß der Sohn ihn in seinen Schriften beinahe vollständig ignoriert, während er der Mutter so oft liebend gedenkt, weisen wohl darauf hin, daß er kein bedeutender Mensch gewesen. Er starb frühe, während Heinrichs italienischer Reise.³⁾ Eine bedeutendere Rolle spielte sein älterer Bruder Salomon Heine, der bekannte Bankier in Hamburg, der später seinen Neffen Heinrich so freigebig unterstützte. Steinmann schildert ihn als einen „Ehrenmann im vollsten Sinne und weitesten Umfang des Wortes, weit über Hamburgs Gebiet hinaus als Wohlthäter und Stifter mehrerer bedeutenden, milden und gemeinnützigen Anstalten bekannt, der Armen Freund, Hort und Schutz.“

Des Dichters Mutter war aus Düsseldorf. Das Wenige, was wir von ihr wissen, verdanken wir ihm selbst. So sagt er im Buch „Le Grand“: „Düsseldorf ist eine Stadt am Rhein; es leben da sechszehntausend Menschen, und viele hunderttausend Menschen liegen noch außerdem da begraben. Und darunter sind Manche, von denen meine Mutter sagt, es wäre besser, sie lebten noch, z. B. mein Großvater und mein Oheim, der alte Herr v. Geldern und der junge Herr v. Geldern, die beide so berühmte Doctoren waren und so viele Menschen vom Tode kurtirte, und doch selber sterben mußten. — — — Die Stadt Düsseldorf ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt und zufällig dort geboren ist, wird einem wunderbarlich zu Muth. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müßte ich gleich nach Hause gehen. Und wenn ich sage nach Hause gehen, so meine ich die Volkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen soll. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum soviel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben schreiben lehrte—ach Gott! wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat das meiner armen Mutter genug Mühe gelostet.“

Die Mutter scheint nicht nur die Erziehung des Knaben allein geleitet, sondern auch auf seine geistige Entwicklung vorzugsweise eingewirkt zu haben. In seinen „Geständnissen“ erzählt Heine, wie sich der alte Rektor Schallmeyer, der sich als Freund der Familie besonders für ihn interessirte, oft mit der Mutter über seine Erziehung und künftige Laufbahn besprochen und in einem der Sonette „an meine Mutter“ im „Buch der Lieder“ sagt er:

„Doch, liebe Mutter, offen will ich's sagen:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In Deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.
Ist es Dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchbringet
Und blitzend sich zum Himmelölichte schwinget?“

Selber sind eben diese wenigen Andeutungen auch Alles, was wir über das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn in dieser ersten Jugendzeit, so wichtig und bedeutsam es gewesen sein mag, bis jetzt wissen.

Harry war der Erstgeborene, ihm folgten noch mehrere Geschwister, von denen die, von ihm innig geliebte einzige Schwester Charlotte, verehlichte Emden, sowie die Brüder Gustav, früher in östreichischen Militärdiensten, jetzt Literat in Wien, und Maximilian Heine, Medicinalrath in russischen Diensten, ihren berühmten Bruder überlebt haben.

Harry Heine erhielt seinen ersten Unterricht durch Privatlehrer im elterlichen Hause und ward darin für den Besuch des Lyceums seiner Vaterstadt vorbereitet. Seine Knabenzeit fiel in die Zeit von Napoleons größtem Ruhm und Deutschlands tiefster Erniedrigung. Was Jener in seinem ersten italienischen Feldzuge begonnen, hatte er nach seiner Rückkehr aus Egypten im zweiten vollendet. Oestreichs Kaisermacht war gebrochen. Die kleinern deutschen Fürsten erkauften die Sicherheit ihrer Herrschaft um den Preis ihrer Unabhängigkeit; sie wurden Vasallen des „Kaisers“ Napoleon; der Rheinbund entstand und das deutsche Reich ging unter, in beinahe allen seinen ehemaligen Provinzen schaltete der große Günstling des Kriegsgottes mit souveräner Willkür. „Damals hatten die Franzosen alle Grenzen verrückt; alle Tage wurden auf den Landkarten die Länder neu illuminirt; die erst blau gewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth; die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht, daß kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten

sich ebenfalls, Zichorien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterher laufende Landjunker zu sehen waren; auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Complimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus und die Venezianer waren nicht schlau genug; unter den Fürsten gab es viel Avancement; die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königsthümer wurden gebaden und hatten Absatz wie frische Semmel, manche Potentaten wurden von Haus und Hof gesagt und mußten auf andere Art ihr Brod zu verdienen suchen."

So erzählt Heine selbst. Auf den Knaben mußten die Kriegsthaten Napoleons den tiefsten Eindruck machen, er ward ein Freund des Franzosenthums und ein enthusiastischer Bewunderer des großen Usurpators, und er blieb es sein Leben lang. „Wie ward mir," schreibt er, „als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hosianah! den Kaiser. Er war eben in der Allee des Hofgartens; als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Thaten und Schlachten und dennoch zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei 5 Uhr. Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. — Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt ruhig mitten durch die Allee; kein Polizeidiener widersetzte sich ihm." Es war dies Anfangs November 1810. Das Ereigniß regte den Knaben zu einem ersten poetischen Versuch an, den uns Steinmann aufbewahrt hat und in welchem der Schalk schon sichtbarlich hervortritt. Diese Verse des dreizehnjährigen Poeten lauten:

„Im Hofgarten zu Düsseldorf
Der Kaiser ritt durch die Allee
Mit grünem Rock und kleinem Hut,
Auf einem Rappen weiß wie Schnee.

Der alte Kurfürst auf dem Markt
Bedenklich schüttelte den Kopf,
Woran die Krone gewachsen war
Wie an dem Nacken der Jozf.

Das Reiten bei fünf Thaler ist
In der Allee verboten.
O Polizei, wagst dich nicht an
Den Kaiser mit deinen Pfohn!“

Es darf aber hier nicht übersehen werden, daß das Franzosenthum für die jüdische Familie Heine's noch eine ganz andere Bedeutung haben konnte. Dasselbe mußte als Befreier von dem erniedrigenden Joche angesehen werden, unter welches die Juden gebeugt waren. Mußte der Jubel, der ihm im engen Kreise der Familie entgegenscholl, sich nicht unauslöschlich dem Gemüthe des Knaben einprägen? Man hat später so oft Heine's „Vorliebe für das Franzosenthum“ verdammt; man hat sich aber nie besondere Mühe gegeben, den Ursachen dieser Erscheinung tiefer nachzuforschen.

Der Umgang mit dem beweglichen, ledern, unter Siegen frech gewordenen Volke war gewiß nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des Charakters des Knaben. Man darf wohl annehmen, daß durch denselben die ersten Keime jener großen Beweglichkeit und Gewandtheit des Geistes, jenes ledern Humors, aber auch jener poetischen Libertinage und Leichtfertigkeit des Charakters geweckt wurden, die in seinem spätern Leben so vielfach zur Erscheinung kamen.

Zu jener Zeit besuchte Heine bereits das Lyceum. Ueber den Unterricht in dieser Anstalt berichtet er selbst: „Es wurde viel auswendig gelernt, die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, Deutsche Sprache, Kopfrechnen—Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon—alles mußte auswendig gelernt werden.— Ich aber hatte in der Schule meine Noth mit den vielen Zahlen! mit dem eigentlichen Rechnen ging es noch schlechter. Am besten begriff ich das Subtrahiren und da gibt es eine sehr praktische Hauptregel: „Vier von drei geht nicht, da muß ich Eins borgen“—ich rathe aber Jedem, in solchen Fällen immer einige Groschen mehr zu borgen, denn man kann nicht wissen. Was aber das

Lateinische betrifft, so haben Sie gar keine Idee davon, Madame, wie das verwickelt ist. Den Römern würde gewiß nicht Zeit genug übrig geblieben sein, die Welt zu erobern, wenn sie Latein erst hätten lernen sollen.—Aber, Madame, die *verba irregularia*—sie unterscheiden sich von den *verbis regularibus* dadurch, daß man bei ihnen noch mehr Prügel bekommt—sie sind gar entsetzlich schwer.—Vom Griechischen will ich gar nicht sprechen; ich ärgere mich sonst zu viel. Die Mönche im Mittelalter hatten sonst ganz Unrecht nicht, wenn sie behaupteten, daß das Griechische eine Erfindung des Teufels sei. Gott kennt die Leiden, die ich dabel ausgestanden. Mit dem Hebräischen ging es besser, denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obgleich sie bis auf diese Stunde meinen guten Namen kreuzigen; aber ich konnte es doch im Hebräischen nicht so weit bringen, wie meine Taschenuhr, die viel intimen Umgang mit Pfänderverleihern hatte und dadurch manche jüdische Sitte annahm—z. B. des Sonnabends ging sie nicht.—Indessen von der deutschen Sprache begriff ich viel mehr und die ist doch gar nicht so kinderleicht. Denn wir armen Deutschen, die wir schon mit Einquartirungen, Militärpflichten, Kopfsteuer und tausenderlei Abgaben genug geplagt sind, wir haben uns noch außerdem den Adelung aufgesackt und quälen uns einander mit dem *Accusativ* und *Dativ*. Viel deutsche Sprache lernte ich vom alten Rektor Schallmeyer, einem braven geistlichen Herrn, der sich meiner von Kind auf annahm. Aber ich lernte auch etwas der Art von Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rausten.—

— „Auch in der Mythologie ging es gut; ich hatte meine Liebe Freude an dem Göttergesindel, das so lustig nackt die Welt regierte.—Am allerbesten aber erging es mir in der französischen Klasse des Abbé Daulnoy, eines emigrierten Franzosen, der eine Menge Grammatiken geschrieben, und eine rothe Perücke trug, und gar pffiffig umhersprang, wenn er seine *art poétique* und seine *histoire allemande* vortrug; er war im ganzen Gymnasio der

Einzig, welcher deutsche Geschichte lehrte. Indeß auch das Französische hat seine Schwierigkeiten, und zur Erlernung desselben gehört viel Einquartirung, viel Getrommel, viel apprendre par coeur und vor Allem darf man keine bête allemande sein.“

Im Jahre 1815 hatte Heine das Lyceum absolvirt. Außer den gewöhnlichen Gymnasialstudien hatte er den neueren Sprachen großen Eifer und Fleiß gewidmet und verstand das Französische und Englische in einem solchen Grade, daß er mit Leichtigkeit jeden Schriftsteller lesen konnte. Auch das Studium der italienischen Sprache hatte er in den letzten Ferien begonnen, da sein Vater, welcher ihn zum Handelsstande bestimmt hatte, die Kenntniß derselben für nothwendig erachtete.

Heine war also an dem Zeitpunkt angelangt, wo seine spätere Laufbahn entschieden werden mußte.

Zweiter Abschnitt.

Kaufmann oder Dichter?

Herr Samuel Heine hatte seinen Sohn Harry schon im Jahre 1814 mit nach der Frankfurter Messe genommen, „damit er sich in der Welt einmal umsehe; das sei bildend.“ Allein die Erfahrungen, welche der Knabe da gemacht, scheinen nicht der Art gewesen zu sein, ihm besondere Lust zum Kaufmannsstande beizubringen. Gegen seine Neigung wurde er im folgenden Jahre wieder nach Frankfurt am Main gebracht, um dort im Comptoir eines Banquiers „das Geschäft“ zu erlernen. Aber Harry hatte offenbar von seiner Mutter geistige Anlagen ererbt, welche mit der geistigen Richtung des Vaters bedeutend kontrastirten. Und er war sich seiner geistigen Kraft bewußt, seine Seele sehnte sich nach einem höheren Fluge. Wie konnte er da an der schalen eintönigen Beschäftigung, umgeben von lauter Zahlenmenschen und lebendigen Interessentabellen auch nur die geringste Befriedigung finden? Mit Widerwillen und Ekel unterzog er sich anfänglich

den ihm zugewiesenen Arbeiten und der Prinzipal überhäufte seinen Vater mit Klagen über den geschäftsuntauglichen Lehrling. Seine äußerte in den letzten Jahren seines Lebens gegen seinen zu Besuch anwesenden Bruder Gustav über diesen Aufenthalt in Frankfurt:

„Ich war öfters in Frankfurt und kenne daher die Stadt so gut. Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit daselbst zurück. Ich sollte aus besondern Rücksichten im Bureau des Banquiers meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort und benutzte seitdem meine junge, uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studiren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Bureau des Banquiers meines Vaters brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: „ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Banquier im Dienste gestanden.“ Gott weiß, ich wäre gern Banquier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Banquiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle.“

Der Jüngling nahm keinen sehr günstigen Eindruck von Frankfurt mit hinweg. Er haßte das „Krämerneß“, wie er sich gewöhnlich ausdrückte, und als dasselbe im Jahr 1821 projektirte, Goethe ein Denkmal zu setzen, schrieb er in seinem Grolle ein bitteres Sonett, das unsere Leser unter den „älteren Gedichten“ des vorliegenden siebenten Bandes finden. Sein Judenthum mag ihm in Frankfurt auch die ersten herberen Erfahrungen eingebracht haben.. Er lernte da so recht eigentlich die „Heimath“ des deutschen Juden, die Judengasse, und die demüthigende Stellung seiner Glaubensgenossen kennen.)

Er war in das elterliche Haus zurückgekehrt und sein Vater wußte nicht Rath, was mit dem „untauglichen Jungen,“ bei dem alle Ermahnungen nichts fruchteten, anzufangen sei. Welchen Beschäftigungen Dieser inzwischen oblag, läßt sich nur vermuthen.

Das Studium unserer deutschen Literatur ward wohl derzeit mit Eifer betrieben; der dichterische Genius hob die Schwingen und trug ihn sicheren Fluges seiner künftigen Bestimmung entgegen.

Aus dieser Zeit stammen Heine's erste bedeutendere Gedichte. Den Helben seiner Jugendträume, „Napoleon den Großen,“ hatte das allgewaltige Schicksal erreicht. Was der Kraft und Geschicklichkeit seiner kleinen Gegner nicht gelungen, hatten Hunger und Kälte in den Schneesteppen Rußlands vollbracht. Seine Armee, seine Stärke war gebrochen. Jetzt athmeten die Fürsten, die so Jammerhaft und erbärmlich über ein Decennium hindurch nach seiner Pfeife getanz, wieder freier auf; aber auch das deutsche Volk war aus seinem Todesschlummer erwacht. Das Joch der Fremdherrschaft ward gebrochen, freilich nur um in der Folge dem heimischen Joch neue Wege zu bahnen. Das französische Kaiserreich war vernichtet und Napoleon als der Gefangene des einst von ihm unterjochten Europa's am 18. Oct. 1815 „auf der öden Insel des großen Weltmeeres“ angekommen. „Nach den blutigen Revolutionscenen und Kaiseractionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späßchen und zartlegitimen Bonmots und graziose hüpfst herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln und Hintendrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen.“ Auch in Deutschland begann die Restauration zu floriren. Am alten Topfe zog man die alten todten Zustände wieder in das politisch rührig gewordene Leben herein. In Wien ward das Resultat der „Befreiungskriege“ hinweg diplomatisirt. Die Völker hatten, von Versprechungen trunken gemacht, die Kastanien aus dem Feuer geholt und die Fürsten verzehrten sie jetzt beim festlichen Schmause. Es ward der Grund gelegt zu einer neuen Zeit politischer Gleichgültigkeit und Versunkenheit des deutschen Volkes. Ach, und „die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen“ blieben auch da nicht aus.

Unsere Leser finden auf den ersten Blättern des vorliegenden 7. Bandes zwei Gedichte: „Deutschland“ und „Der Traum,“

beide aus dem Jahre 1815, in welchem der Jüngling seinem Fühlen und Denken über das Vaterland Ausdruck gibt. Ein anderes Gedicht „Die Grenadiere,“ welches Heine in sein „Buch der Lieder“ aufgenommen, datirt aus derselben Zeit und zeugt von seinem glühenden Enthusiasmus für Napoleon.

Aller Wahrscheinlichkeit nach fiel auch in das Jahr 1816, welches er beinahe noch ganz in Düsseldorf zubrachte, das erste Aufkeimen jener süßen Leidenschaft, von der er später sang:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in meinem Herzen
Die Liebe aufgegangen.“

Der Gegenstand seiner ersten feurigen Jugendliebe war Eveline van Geldern, eine Nichte seiner Mutter, das „Engelköpfchen auf Rheinweingoldgrund,“ das so lange die liebliche Muse seiner schmerzlich-süßen Liebeslieder blieb. Ueber die Geschichte dieser Jugendliebe ist leider bis heute wenig in die Deffentlichkeit gekommen. Wie oft wurde der ganze Liebeschmerz, welcher jene Gedichte durchweht, als ein erheuchelter dargestellt. Erst Steinmann berichtet die Thatsache, soweit wir sie verzeichnet haben; in einem Briefe Heine's vom 21. April 1821 wird des „Verlusts des Allerliebsten“ erwähnt und hieran knüpft Jener seine kurze Erzählung. Das bekannte Gedicht „Ein Jüngling liebt ein Mädchen,“ *) dessen Schlusstrophe lautet:

„Es ist die alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wem sie lust passiret;
Dem bricht das Herz entzwei—“

soll die ganze Geschichte dieser Jugendliebe in wenigen Zeilen enthalten. Eveline war zu Anfang des Jahres 1821 die Gattin eines „Andern“ geworden.

Heine's Vater hatte sich inzwischen bei seinem Bruder Salomon in Hamburg Rath's erholt und dieser wollte den „dummen Jun-

gen", wie er ihn stets nannte, in sein Geschäft aufnehmen, um einen letzten Versuch, ihn zum Kaufmann zu bilden, mit ihm vorzunehmen. So kam Harry gegen Ende des Jahres 1816 nach Hamburg in das Comptoir seines Oheims, des Banquiers Salomon Heine. Allein alle Anstrengungen, aus dem Poeten einen Kaufmann zu machen, waren vergebens, Harry wollte nur studiren und es gelang ihm am Ende, den Oheim für seine Pläne zu gewinnen. Doch stellte dieser die Bedingung, daß Harry sich dem Studium der Rechte widme und promovire, um später als Doctor juris utriusque zum Advokaten in Hamburg befähigt zu sein.

So war das Jahr 1819 herangekommen. Obgleich der Jüngling aber in dem Comptoir des Banquiers nicht zu brauchen war, scheint er doch keineswegs unthätig gewesen zu sein. Je verhaßter ihm das prosaische Zahlenwesen wurde, desto tiefer führten ihn seine poetischen Neigungen in literarische Studien. Seine jugendliche Muse pflückte die ersten Blumen zu dem unverwiltlichen Lieberkranze, der ihn unsterblich gemacht. Die Jahre 1817 und 18 gehören zu den liebreichsten in Heine's Leben. In dieser Zeit begann er auch, Gedichte drucken zu lassen. Aber noch wagte er es nicht unter seinem eigenen Namen aufzutreten. Aus „Harry Heine“ und „Düsseldorf“ förderte er durch Buchstabenversetzung des Pseudonym Sy Freudhold Riesenharf und mit diesem schwerfälligen Dichternamen trat er zuerst im Jahre 1817 in dem in Hamburg publizirten „Wächter“ in die Oeffentlichkeit. Die Nrn. 17 und 25 des genannten Blattes enthielten die Gedichte: „Der Traum“ (Ein langer Traum gar fürchterlich.—S. Buch der Lieder) und „Die Weihe“ (Einsam in der Waldkapelle.—S. ältere Gedichte im vorliegenden Bande). Sämmtliche in der später zu besprechenden ersten Sammlung von Gedichten abgedruckten Lieder und Balladen, rühren mit wenigen Ausnahmen aus der Zeit dieses ersten Aufenthaltes in Hamburg her.

Im Frühjahr 1819 endlich bezog Heine, von dem Oheim Salomon hinlänglich mit Mitteln ausgerüstet, zu seiner weitem wissenschaftlichen Ausbildung die neugegründete Universität Bonn.

Dritter Abschnitt.

Charakter der Literaturepoche. Die romantische Schule. *)

Es ist hier, ehe wir Heine's Leben und dichterischer Thätigkeit weiter folgen, an der Zeit, einen Blick auf den Charakter jener Literaturepoche und besonders auf die Dichterschule zu werfen, unter deren Herrschaft derselbe herangewachsen ist. Wir sprechen von jener Zeit, in welcher, neben Lessing, Herder und Wieland, hauptsächlich Schiller und Goethe einerseits die moderne Classicität in der Dichtkunst schufen, anderseits die „romantische Schule“ sich zu entwickeln begann und in mancherlei wechselnden Gestaltungen in die Erscheinung trat. Und dieser „romantischen Schule“ haben wir ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen; erst durch das Verständniß ihres eignen Wesens wird uns der Dichter Heine, und zwar von seinem ersten Auftreten bis zu seinem nur zu romantischen Ende, der ganze Heine auch vollkommen verständlich. Denn nicht allein ist er unter dem phantastischen Regime dieser Schule aufgewachsen, er wurde beinahe vollständig in derselben erzogen. Ich sage beinahe vollständig; denn er ragte frühzeitig, noch in seiner jugendlichen Entwicklung, wie wir später sehen werden, schon hinein in die neue Zeit, welche der Romantik in Wissenschaft und Kunst sowohl, als im Leben den Todesstoß versetzte; ja, er ward einer ihrer fürchtbarsten Gegner; er prügelte nicht allein, wie er einst sagte, seine Schulmeister: mit dem scharfen Pfeile seines tödtlichen Witzes traf er sie mitten in's Herz.

Man wird nie einen Dichter verstehen, wenn man die Zeit nicht versteht, in welcher er gelebt und gewirkt hat. Kunst und Leben stehen immer und überall in der innigsten Wechselbeziehung; so zwar, daß die Kunst günstige Vorbedingungen ihrer Entwicklung im Leben finden muß, um erst zu gedeihen und dann wieder bildend und verschönernd auf das Leben zurückzuwirken. Daher finden wir keine wirklich vollendete, durch und durch untadelhaft große Kunst in kleiner Zeit.

Die große, gütige Natur nimmt aber keine Rücksicht auf unsere Menschenhändel und Menschenschöpfungen; nach unabänderlichen, ewigen Gesetzen schreitet sie erschaffend dahin. Ihrem fruchtbaren Haupte entspringt auch in kleiner Zeit das künstlerische Genie, aber nicht gerüstet und gewappnet, wie die göttliche Pallas Athene aus dem Haupte Kronions, sondern nur gewickelt in die menschlichen Windeln einer Zeit, welche es auffüttern und in die Schule nehmen muß und welche die ihm innewohnenden Kräfte nur entwickeln kann mit den Mitteln, die ihr selbst zu Gebote stehen. Günstigere Mittel werden aber immer vorhanden sein, ehe das Leben selbst die zeitweilig höchst mögliche Stufe einer schöneren Entwicklung erreicht hat, weil der Geist in seinem theoretischen Fluge der langsam schreitenden praktischen Verwirklichung mit riesiger Schnelligkeit voraussetzt; und so sehen wir in geistig regsamer Zeit das künstlerische Genie auch inmitten einer öden Lebenswirklichkeit empor tauchen, sich zu hoher Blüthe entfalten und als prophetisch leuchtendes Gestirn den Weg zum künftigen Helle zeigen, während es in geistig stumpfer Zeit im Sumpfe des rohen Lehens erstickt wäre.

Solche Gestirne waren es auch, die schon in Heine's Jugendzeit am Himmel unserer modernen Poesie weithin leuchteten. Mit dem Mittelalter, in welchem Wissenschaft und Kunst mit dem Leben in vollem Einklang gestanden; in welchem Alles romantisch, Alles katholisch und nur katholisch war—mit dem Mittelalter war auch die alte romantische Poesie zu Grabe getragen worden. Die Reformation brachte die Zeit eines neuen herrlichen Aufschwungs der Geister und also auch der Poesie. Aber es kam nicht über die Anfänge hinaus. Der Geist, der bisher in den Banden des Katholizismus gelegen, war nur befreit worden, um auf's neue gekettet zu werden an den todten Buchstaben der „heiligen Schrift.“ Dazu kamen die verheerenden Kämpfe der Parteien; Alles zersplitterte sich, und in Wissenschaft, Kunst und Leben war kein Einklang mehr zu bringen. Das künstlerische Genie watete im Sumpfe und konnte sich nicht erheben, und nur wenige Talente schwebten

wie Irrlichter darüber hin. Beim Beginne des 18ten Jahrhunderts war die deutsche Poesie zur slavischsten Nachahmung der Fremden herabgesunken.

Da kam eine neue geistige Regsamkeit in das deutsche Volk, das auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst zu raschem Aufschwung führte. Der Kampf der Reformation, der so vorzeitig abgebrochen worden war, wurde wieder aufgenommen; man rang darnach, den herrschenden Zwiespalt zwischen Wissenschaft, Kunst und Leben, Gott und Mensch, Pfaffenthum und freier Weltlichkeit zu schlichten. Freilich blieben vorläufig alle Errungenschaften dieser Kämpfe ein Privilegium der Bildung; in das öffentliche Leben vermochten sie nicht sich Bahn zu brechen, und dasselbe blieb traurig öde wie zuvor.

Aber der geistige Kampf war einmal da und in ihm erstarkten die Fähigkeiten. Lessing kam mit seinem kritischen Secirmesser und riß den alten Dienstmägden der französischen Hofclassiker die staubigen Perücken von den Köpfen und hob ihre Schüsseldecken ab und zeigte, daß Nichts darunter war. Dann griff er zu der schweren Keule seiner Polemik, schlug Alles nieder, was dem Emporbühen von Wissenschaft und Künsten hindernd im Wege stand und ebnete und zeigte durch eigene geniale Schöpfungen die Bahn für eine Reihe von glänzenden Talenten.— So stehen wir denn an der Schwelle jener Literaturepoche, die uns unter dem Namen der classischen bekannt ist.

Der Dichtergenius war erwacht und rang in kühnem Schöpfungsdrang nach gewaltigen Thaten. Aber der schönen Seele fehlte der schöne Leib. In ängstlicher Hast, ohne Rast und Ruh eilend und irrend suchte sie in der öden Wirklichkeit des Lebens, wo sie sich in schöner Gestaltung verkörpern könne. Aber umsonst! Die unschöne Realität stößt den Genius ab und er wirft sich einem einseitigen Idealismus in die Arme, während das geringere Talent, welches sich begnügt ohne künstlerische Rücksicht die Wirklichkeit zu copiren, in rohem Naturalismus untergeht.

Am treffendsten hat uns Schiller ganz unter den Eindrücken einer solchen Zeit in seinem Briefwechsel mit Goethe die verschiedenen Wege gezeichnet, die damals möglich waren und welche die Literaturepoche, von der wir sprechen in ihren verschiedenen Hauptrichtungen charakterisiren. „Zweiterlei,“ sagt er, „gehört zum Poeten und Künstler, daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch.“

Die Kluft zwischen Poesie und Leben lag offen zu Tage. Der dichterische Genius stand schmerzlich bewegt vor der Thatsache:

„Ach noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra
Freudig zu wecken.“

Die Kunst brach mit der Wirklichkeit und gab sich ganz der Form hin. Diese ward die Hauptsache. Die Kunst verlor den zeitgemäßen Boden unter den Füßen hinweg; das sinnlich Greifbare, lebendig Warme verschwindet, um Gestaltungen der Reflexion oder gar der auf sich selbst gestellten, geschlossenen Phantasie Platz zu machen. Statt einer schönen, lebendigen Spiegelung der Wirklichkeit, welche wir verstehen und die uns zu ergreifen und erschüttern versteht, erhalten wir hier einen einseitigen ästhetisirenden Idealismus, der sich in mehr oder minder großartigen, künstlerischen Versuchen ergeht, die wir bloß anstaunen und bewundern können; dort das willkürliche Spiel der Phantasie, die sich selbst Zweck ist, sich als den wahren Mittelpunkt alles Lebens und Seins erklärt, allem Wirklichen und Sinnlichen den Krieg

erklärt und ein Leben für sich schaffen will, bis sie endlich in der eigenen bodenlosen Tiefe versinkt.

Je größer der Genius, desto weniger weit wird er auf solchen Nebenwegen abirren. Schiller und Goethe, welche jenem ästhetischen Idealismus sich in die Arme warfen, konnten sich dennoch den Eindrücken der Wirklichkeit, den Bedürfnissen der Zeit, den Anforderungen einer schönen künftigen Entwicklung nie ganz entziehen. Sie lehren immer wieder zum Leben zurück, wie sie sich selten zu weit von ihm entfernen. Schiller, so recht eigentlich geschaffen zum vollendeten dramatischen Dichter im Sinne der Neuzeit, stand mit seinen Jugendschöpfungen mitten im sprudelsten Leben, fußte in Wirklichkeit und Geschichte, aber er rang mit der künstlerischen Form, Naturalismus und Tendenz herrschten vor. Von dem Leben zurückgestoßen, dessen Gehalt er in jugendlichem Sturme für sich erschöpft hatte, warf er sich der Form in die Arme und experimentirte vom Wallenstein bis zum Wilhelm Tell. Aber wie erschütternd traf trotz Alledem der historische Gehalt des Wallenstein und die ethische Bedeutung des Tell, obgleich formellen Anforderungen die Wahl der Stoffe verdankt werden mag, so recht mitten in das Bewußtsein der Zeit. Und Goethe! Von den lebensvollen Gestalten der Geschichte und Wirklichkeit ausgehend, verirrte er sich bis zur schattenhaftesten Symbolik, bis zu personificirten Begriffen, wie z. B. in der „natürlichen Tochter.“ Aber selbst da kann er das Leben nicht verläugnen; die „natürliche Tochter“ ist nur ein verunglückter, unvollendeter Versuch, zu seiner eigenen Beruhigung über die—französische Revolution zu philosophiren. Und wie lebt er in den späteren Wahlverwandtschaften wieder mitten in der Zeit.

Goethe und Schiller verlassen nur die Wirklichkeit, welche sie umgibt, nicht aber die Wirklichkeit überhaupt, nach deren Schein sie wenigstens im schlimmsten Fall immer noch streben. Ganz anders die Romantiker; sie verlassen die sie anwidernde Natur und Wirklichkeit ganz und gar und ziehen sich schwelgend in ihr Inneres zurück. Der Ekel an der Prosa des Lebens treibt sie zur poe-

tischen Verherrlichung des schrankenlosesten, süßlichsten Gefühlsdusels, in welchem sie ihr eigenes Mark aufzehren, um ihren diabolischen Heißhunger zu stillen.

Ja, diese jugendlichen Romantiker waren von der innigsten Liebe zur Kunst von der maßlosesten Begierde nach den von ihr gebotenen Genüssen erfüllt. Sie haben gekostet von dem Baume der Erkenntniß, der eben neue Früchte zu treiben begonnen und ihre einmal erregte Phantasie gibt sich ganz planlos dem Laudel hin, in welchen sie ihre Raschhaftigkeit versetzte. Es fehlte ihnen leider die Kraft, sich wieder zu ermannen. Der Rausch, welchen sie sich aus dem Becher voll schäumenden Nektars geholt, den zu ertragen ihre Nerven zu schwach waren, wollte nicht mehr verfliegen, sie kamen nicht wieder zu Besinnung und am Ende hielten sie ihren Rausch für den Normalzustand, seine Gaukeleien und Nebelbilder für das Wirkliche und alles Wirkliche für eitel Nebel und Gaukelei.

Kunst und Poesie und deren Element und Organ, die Phantasie, lehrten sie, sei das allein Wesenhafte und Lebendige und alles Uebrige, Leben und Wirklichkeit, sei als platte Prosa für das wahre Genie ohne Bedeutung und überhaupt vom Uebel. Die Phantasie ist das Ein und All der romantischen Schule, das selbstherrlich gefesselt Schöpferische, wie das Erschaffene. Daher weder feste Form, noch lebendiger Gehalt. Die Phantasie schwelgt gegenstandslos in sich selbst. Sie wollen von der Wirklichkeit nichts wissen; sie sehen dieselbe nicht mehr; denn „alle Beschränkung der Phantasie durch die Wirklichkeit ist eine Beschränkung und Entwürdigung des menschlichen Wesens, ein Verlust seiner angeborenen Unendlichkeit.“ Nur die Phantasie ist der wahre und ganze Mensch.

Sie übersehen ganz die großen Kämpfe des Geistes für die kulturelle Entwicklung der Menschheit über den nüchternen poesielosen Zuständen und Sitten ihrer Zeit und liefern höchstens eine phantastische, weiblich süßliche Karrikatur von jenen Kämpfen. Goethe und Schiller hatten mit männlicher Kraft das Leben be-

zwungen und sich zu einer harmonisch schönen, humanen Bildung emporgearbeitet; die romantischen Schwächlinge flüchteten sich vor der Rauheit des Lebens feige in das Nichts des Traums und die Poesie der Lieberlichkeit.

„Es ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das es kein schöneres Symbol gibt, als das Gewimmel der alten Götter.“ So spricht Friedr. Schlegel, der Doktrinär der Schule, in seinem berühmten Gespräche über Poesie. Ebendasselbst heißt es weiter: „Das ist romantisch, was uns einen sentimentalischen Stoff in einer phantastischen Form darstellt.“ Also doch noch Stoff! Welches ist aber der romantischste Stoff? Eben das Stoffloseste: „Die liebliche Stille, das Säufeln des Geistes, welches in der Mitte der innersten und höchsten Gedanken wohnt;“ vage Stimmungen und unbestimmte Empfindungen. Alles Lebendige, Plastische, Körperliche stößt diese sentimentalischen Schwächlinge ab. „Warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichts ausmachen;“¹⁾ Alles, nicht nur

„Liebe denkt in süßen Tönen,
Denn Gedanken streben zu fern.“

Wie der Inhalt so die Form. Wo Jener nicht ist, kann sich Diese nicht entwickeln und befestigen. Daher alles willkürlich, nebelhaft und verschwommen, wie das Traumleben: Maßlosigkeit ist das einzige Maß; daher kein organisch in sich vollendetes und abgeschlossenes Ganze, sondern nach Laune und Willkür der Phantasie geschaffene, kaum innerlich zusammenhängende Bilder. Aber selbst darin ist ihnen noch zu viel Realität. Kaum haben sie ihren Schöpfungen Gestalt verliehen, daß sie selbstständig existiren zu wollen scheinen, da kommt wieder die gewaltige Selbstherrscherin Phantasie und—handelte es sich auch um das Heiligste—und lacht uns Weltkinder aus, daß wir an die Gegenständlichkeit der Produkte ihrer souveränen Laune glauben konnten, und löst die Ge-

haltungen wieder auf in eitel Rebel und Dunst. Es ist dies die sogenannte romantische Ironie, die anfangs von rein ästhetischer Bedeutung, später im Leben in so großen Verruf kommen mußte, indem sie zum frechen Spiel mit den höchsten und heiligsten Interessen der Menschheit herabsank.

Doch die Phantasie findet sich endlich in sich selbst nicht mehr so recht heimisch. Sie ist ermattet in dem beständigen Aufgehren ihrer eigenen Kraft und sehnt sich wieder hinaus in die Natur und das Leben. So sehen wir die Romantiker nun nach diesen zwei Seiten hin ihre Thätigkeit entfalten.

Die Phantasie eilt mit trunkener Begierde auf einmal aus sich heraus in die schöne Natur und singt „Das freie Waldlied der Romantik;“ das klingt in der Luft und duftet im Walde; die thautrunkenen Blumen schütteln ihre schimmernden Perlenbaldeme und die erfrischten Gräser neigen und beugen sich so traumhaft, während das Geläute der Heerbenglöckchen melodisch über die Trift hinschallt oder die Besperglocke vom nahen Gotteshaufe feierlich in die Einsamkeit herübertönt. In der

„Mondbeglänzten Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,“

erstarkt die Phantasie wieder zu neuer Schöpferkraft. Jetzt verlegt sie ihr eigenes Wesen in die Natur; Alles wird personifizirt und phantastisch belebt, so daß zuletzt Formen, Farben, Duft und Schall nur noch verkappte oder verzauberte Naturgeister sind. Die alten Sagen- und Märchenschätze werden wieder hervorgeholt und ausgebeutet. Elfen und Kobolde, Feen und Berggeister, Wichtelmännchen und Alräunchen schlüpfen aus ihren Bersteden hervor und treiben ihr tolles Wesen in schönster Frische. Aber es bleibt nicht lange lautere Freude, was da lüchert und lacht; die krankhafte Phantasie erlabt sich ebensogern an dem Dämonischen, Geheimnißvollen und Grauenhaften. Die harmlosen Naturgeister verwandeln sich in schreckhafte Gespenster, die boshaft auf der Lauer liegen, um das Glück der Menschen zu trüben oder

gar zu zerstören. Der Mensch steht nicht mehr in der Natur als ein Theil von ihr; diese steht über ihm, ihn beherrschend oder vernichtend mit aller Willkür der Phantastik. Von hier aus war denn nur noch ein Schritt zu thun, um in die bodenlosen Untiefen der christlichen Mystik des Mittelalters zurückzufallen.

Auf diesem Irrwege wurden die Romantiker durch ihre Bestrebungen, das Leben mit ihren ästhetischen Experimenten und Anschauungen in Einklang zu bringen, nur gefördert. Man muß es den Romantikern zu Gute halten, daß sie von Anfang an auf eine rein nationale Kunst gedrungen hatten, und es mochte dies nicht wenig dazu beigetragen haben, sie von der Nachahmung der Antike, die sie bei Schiller und Goethe bekämpften, zurück und in die Irrgärten der Phantastik zu treiben, wo wir sie fanden. Uebrigens ging auch die Großheit der antiken Plastik über ihre weichseligen Charaktere hinaus; es fehlte ihnen die Kraft, sie in voller Bedeutung zu fassen und ihr nachzustreben. Viel mehr fühlten sie sich angezogen von der glaubens- und liebeseligen Poesie des Mittelalters, die ihrer eigenen Gefühlsrichtung besser entsprach, und nach welcher die Schule sich daher auch, ohne daß sie auch nur eine Ahnung von ihrem kläglichen Ende gehabt haben konnte, die romantische nannte.

Ja, diese jugendlichen Dichter waren anfangs nichts weniger als Betbrüder. Da sie das Volksleben nicht mit ihren ästhetischen Anschauungen im Einklang fanden, suchten sie wenigstens ihr eigenes Dasein möglichst poetisch zu gestalten und die überreizte Phantastik führte sie auf die schlüpfrigsten Abwege. Sie schafften eine gentilsch thurende Libertinage, eine sich nobel gerierende Lieberlichkeit, als deren bedeutendstes Evangelium man Fr. Schlegel's Lucinde ansehen kann. Die seichte, sich tugendhaft spreizende Aufkläreret ihrer Zeit, mit ihren hausbadenen, poesielosen Moralpredigten, besträrkte sie einerseits in dieser Lebensrichtung und wies sie zugleich auch stets wieder zu den, in ihren poetischen Spiegelungen wenigstens schönern, gemüthstiefem Glaubenszeiten des Mittelalters zurück. Sie sehnen sich nach einer auf das Leben

schaffend und gestaltend wirkenden Religion. Schleiermacher und Novalis, beide tiefreligiöse Naturen, bahnen diesen Weg zur Religion zurück. Sie wollen ihr religiöses Gefühl mit ihrer modernen Weltbildung in Einklang bringen und finden denn endlich, daß der, in der neuern Poesie wiedererwachte Gefühlsbusel mit dem Wesen der Religion schlechtthin ein und dasselbe, daß Religion, die nicht einmal den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit nothwendig erfordere, nichts Anderes sei, als der Inbegriff aller höheren Gefühle. Dies ist aber nur der erste Schritt. War die Religion einmal als Summe und Brennpunkt des Gefühlslebens erkannt, so lag die Anschauung nicht mehr fern, daß sie im Grunde nichts Anderes sei, als die in jedem Menschen schlummernde Poesie: die Poesie ist „produktive Religion,“ ohne Kunst keine Religion, wie ohne Religion keine Kunst!

So ferne man aber damit noch dem Boden einer der positiven Religionen stand, so zeigte sich doch bald in der ganzen Schule ein energisches Streben, auf die Wiederherstellung einer lebendigen Religion hinzuwirken. Wie sich Schiller und Goethe von ihrem höheren und reineren Kunststandpunkt mit Vorliebe der Mythologie und Symbolik der Alten zuwandten, so kehrten die Romantiker bei ihrer größern Gefühlschwärmeret und träumerischen Innerlichkeit bei dem farben- und formenreichen Katholizismus des Mittelalters und seiner Mystik ein. Freilich handeln sie hier noch nach rein künstlerischen Anforderungen; sie reißen zur Erreichung ästhetischer Zwecke ein Stück nach dem andern vom Katholizismus ab und arbeiten sich immer tiefer in denselben hinein. Nebenher laufen, von unbedeutenderer Nachwirkung, die Studien über den Orient und seine Poesie.

Die katholischstrende Richtung gewinnt aber bald mehr als eine ästhetische Bedeutung. Friedrich Schlegel und Novalis vergessen zuerst, daß alle Bestrebungen ihrer Schule von der unbeschränkten Selbstherrlichkeit der Phantasie und Poesie ausgegangen und daß sie auch die Religion nur von diesem Standpunkte zur Berechtigung hatte gelangen lassen: sie stellen sich in den Dienst der

Kirche und dienen deren selbstsüchtigen Zwecken. In dem 1799 geschriebenen Fragment „die Christenheit oder Europa“ sagt Novalis: „Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa Ein christliches Land war, überall Eine Christenheit, Ein großes gemeinschaftliches Interesse, Ein Oberhaupt.“ Diese Einheit gedachten sie ja längst wieder herzustellen; sie hatten so manches verfehlte Experiment gemacht;—sezt sollte der wirkliche wahre Katholizismus helfen und sie brachten es bis zum abgefäimtesten Jesuitismus. Schritt für Schritt gehen sie weiter. Wie sie den mittelalterlichen Katholizismus für das Leben wieder erwecken wollen, so wollen sie auch das Leben und die Politik wieder nach dem Katholizismus zuschneiden, sie wollen auch hier die mittelalterlichen Zustände wieder einführen und preisen die hierarchisch-christliche Staatsform und die vergangene Herrlichkeit des alten, deutschen-Feudalismus. Sie sind endlich auch in den Dienst der politischen Reaction getreten. Daher konnte Arnold Ruge später den „Romantiker“ als einen Menschen definiren, „welcher mit den Mitteln unserer Bildung der Epoche der Aufklärung entgegentritt und das Prinzip der in sich befriedigten Humanität auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der Ethik (und der Politik) verwirft.“

Wir haben hier in allgemeinen Zügen die „Schule“ charakterisirt, in welche Heine gegangen ist. Es wird nun nachzuweisen sein, in wie weit er von derselben beeinflusst wurde und in wie fern er sich von ihr zu emancipiren wußte.

Vierter Abschnitt.

In Bonn und Göttingen.

Heine hatte bereits das einundzwanzigste Lebensjahr überschritten, als er um Ostern des Jahres 1819 zur Universität kam. Sein Studiengenosse und Jugendfreund Steinmann gibt uns über seinen Aufenthalt in Bonn und Göttingen die ersten genaueren Berichte. Er erzählt:

„Das Studium der Rechtswissenschaft war zum sogenannten Brodstudium nach dem Willen des Oheims gewählt. Wie wenig seine Phantasie und sein reich poetischer Sinn sich durch Justinians Institutionen und Pandekten angezogen fühlten, bedarf kaum der Erwähnung. Daß er unter diesen Umständen die juridischen Vorlesungen zu „schwänzen“ für kein Verbrechen hielt, ergibt sich daraus von selbst.

„Mit desto regerem Fleiße und ununterbrochener Aufmerksamkeit wohnte er dagegen den übrigen Vorlesungen in denjenigen anderen Fächern bei, welche seine Neigung gewählt hatte; der Besuch derselben war trotz ihrer großen Zahl unausgesetzt von seiner Seite regelmäßig und pünktlich, so daß keiner seiner Kommilitonen hierin ihm Rang und Vorzug streitig machen konnte.

„Geschichte, besonders deutsche Geschichte, sowie Alles, was sich auf deutsche Literatur bezog, war sein Haupt- und Lieblingsstudium während seines akademischen Aufenthaltes auf der Rhein-Universität. Die Vorlesungen Hüllmann's, Rablo's und (A. W.) Schlegel's hörte er sämtlich ohne Ausnahme; seine Hefte waren vollständig und sauber geschrieben; denn er schrieb schnell und schön zugleich—eine Kaufmannshand—und revidirte täglich seine Aufzeichnungen; denn in seinen Lieblingsstudien war er gewissenhaft wie Einer.“

Die Universität Bonn war im vorhergehenden Jahre neu begründet worden und zählte unter ihren Lehrkräften berühmteste Namen. Außer den bereits Genannten, wollen wir nur noch Arndt, Nees von Esenbeck, Diesterweg, Welcker, Madelbey, Mittermater und Ennemoser anführen. „War aber das lehrende Element derzeit seiner Stellung würdig und an Zahl dem Kreise seines Wirkens angemessen“—fährt Steimann fort—„so war auch das lernende Element nicht minder in reicher Zahl versammelt (es überstieg die Zahl von 700 Studirenden), und der Bedeutung seines Berufs und seines Strebens sich bewußt. Der Geist, der alle beseelte, war ausgezeichnet in jedem Betrachte, und Bonns Studentenwelt zeichnete sich durch hohen Grad von Sitt-

lichkeit, durch tiefe Erkenntniß ihres hohen Zweckes, durch richtige Ergründung des akademischen Lebens und Studiums und ihrer späteren Stellung als wissenschaftlich gebildete Glieder in Kirche, Staat und Wissenschaft auf das Vortheilhafteste aus. Fern von wüstem Treiben, zügelloser Rohheit und Gemeinheit, in innigem Verkehr und vereintem Streben nach Ausbildung mit und zu einander wechselten Studium und Austausch der Ideen mit den Freuden des geselligen Verkehrs in makelloser Sittenreinheit und bewährter Ehrenhaftigkeit.

„Es hatten sich damals auf der Rheinuniversität Adams, Bauerband, Böding, Daniels, Dieffenbach, Kleinich, H. Gopler, Grundschöttel, Hagenbach, Hagnauer, H. Heine, Hengstenberg, Hoffmann (von Fallersleben), Jarde, Liebig, Linde, Wolfgang Menzel, Johannes Müller, Reuter, J. B. Rousseau, Stmrock, Willberg und andere zusammengesunden; wir alle hielten uns—wie man in Göttingen testirt—„Studirens halber“ dort auf, wir waren alle an der Reife des vorigen oder im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts geboren, lebten in burschenschaftlichem Verkehr mehr oder minder mit einander, trugen ungestraft die schwarz-roth-goldenen Farben an Mütze, Uhrband und Tabakspfeifenquasten, die nicht lange nachher unter dem demagogienriechenden campß-zschoppeschen Regimente mit Relegation und Haft verpönt waren, und trennten uns darauf in den nächstfolgenden Lebensjahren, mehr oder minder in den verschiedensten Bestrebungen und Richtungen in Ansicht, Gesinnung und Ueberzeugung auseinandergehend.

„Mir war nicht bekannt, als ich im Herbst 1819 nach Bonn kam, daß Heine da sei. Am Tage nach meiner Ankunft daselbst traf ich ihn am Rheinufer, wo er mit mehreren zusammenstand und Fischern im Rahne zuschaute. Da hörte ich den ersten „Wiß, den er riß,“ indem er seiner Umgebung zuraunte: „Seid auf Eurer Hut, daß Ihr nicht in's Wasser fallet! Man fängt hier Stodfische.“ Dabei reckten sich seine Mundwinkel scharf auseinander und der alte bekannte satyrische Zug spielte um seine Lippen.—

Die erste Reise nach Bonn war im Herbst 1818
als er nach dem Tode seiner Eltern in Bonn
eintrat. Er blieb dort bis zum Sommer 1820
und besuchte die Universität Bonn. In Bonn
erlebte er die ersten Anzeichen der Krankheit,
die ihn später zum Tode führte. Er starb
am 1. März 1821 in Bonn.

Die zweite Reise nach Bonn war nach dem
Tode seiner Eltern im Sommer 1820. Er
blieb dort bis zum Herbst 1821 und starb
am 1. März 1821 in Bonn. Er war
ein sehr talentvoller Dichter und
Prosaist. Seine Werke sind in Bonn
abgedruckt worden.

Die dritte Reise nach Bonn war nach dem
Tode seiner Eltern im Sommer 1820. Er
blieb dort bis zum Herbst 1821 und starb
am 1. März 1821 in Bonn. Er war
ein sehr talentvoller Dichter und
Prosaist. Seine Werke sind in Bonn
abgedruckt worden.

Die vierte Reise nach Bonn war nach dem
Tode seiner Eltern im Sommer 1820. Er
blieb dort bis zum Herbst 1821 und starb
am 1. März 1821 in Bonn. Er war
ein sehr talentvoller Dichter und
Prosaist. Seine Werke sind in Bonn
abgedruckt worden.

des siebenten Bandes finden wir drei an A. W. Schlegel gerichtete, in welchen Heine ihm die herzlichste Verehrung und den innigsten Dank zollt:

— — — — —
„Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem gü't'gen Wort läßt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.“

Fretlich schlug dieser Dank später in das schlimme Gegentheil um; in seiner „romantischen Schule“ hat Heine den greisen Schlegel in der boshaftesten Weise mißhandelt.

In welcher Weise Heine durch Schlegel's Vorlesungen ange-regt wurde, beweisen auch die zwei frühesten prosaischen Aufsätze, die uns von ihm erhalten worden und welche beide in den „Vermischten Schriften“ des siebenten Bandes zu finden sind. Sie handeln über „das Nibelungen-Lied“ und „die Romantik.“ Den ersteren hat Steinmann, welcher das Manuscript besitzt, erst kürzlich veröffentlicht, der letztere wurde schon damals in dem westfälischen Blatte: „der Sprecher“ gegen einen Angriff auf die Romantik publicirt. Es genügt, diese Aufsätze als Jugendarbeiten zu erwähnen.

Außer wenigen Gedichten entstand in Bonn noch die Tragödie „Ratcliff,“ auf welche wir später ausführlicher zurückkommen werden.

Beim Herannahen der Herbstferien des Jahres 1820 faßte Heine den Entschluß, eine andere Universität zu beziehen. Er entschied sich nach langem Schwanken für Göttingen. Als die Vorlesungen geschlossen waren, begab er sich nach Beul, einem Bonn gegenüberliegenden Dörfchen, wo er während der Ferien den Muses lebte. Um die Mitte Septembers reiste er nach Göttingen ab, um daselbst, wie er in einem Briefe an Steinmann schreibt, „die Schwänze nachzureiten“ und „endlich zu ohsen.“⁹⁾

Über es geht ihm gar nicht in der alten Kaiserstädtstadt. Wittingens Hauptbedenke war darüber die Furchterne an seinem wundenwunden Himmel zu haben. Jährlich zog er seinen Studien nach hatte nur geringen Besuche mit seinen Commilitonen, unter denen nur wenige hervorragende Namen finden. Der Bedeutendste unter seinen Freunde war der nachmalige bekannte Oberbaurath **Schick** in Berlin.

Der Lehrer zur Göttingen auch später in seinen Reisebildern ein so langes Verfall prägt: „Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Bücher und Unversität, gehört dem Könige von Hannover und enthält 999 Häuser, diverse Kirchen, eine Entbindungshaus, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Buchhändler, wo das Bier sehr gut ist. Der vorbeifliegende Bach heißt „die Leine“ und dient des Sommers zum Baden; das Wasser ist so kalt und an einigen Orten so breit, daß Läder wirklich einen Anlauf nehmen mußte, als er hinüber sprang. Die Stadt selbst ist schön und gefällt einem am besten, wenn man sie mit dem Rücken ansieht. Sie muß schon sehr lange stehen; denn ich erinnere mich, als ich vor fünf Jahren dort immatriculirt und bald darauf censurirt wurde, hatte sie schon dasselbe graue, altfluge Ansehen und war schon vollständig eingerichtet mit Schnurren, Pudeln, Disertationen, Ibedansants, Wäscherinnen, Compendien, Lendenbraten, Quelfenorden, Promotionsklutchen, Pfeifenlöpfen, Hofrätthen, Justizrätthen, Relegationsrätthen, Profaren und anderen Faren. Einige behaupten sogar, die Stadt sei zur Zeit der Völlerwanderung erbaut worden; jeder deutsche Stamm habe damals ein ungebundenes Exemplar seiner Mitglieder darin zurückgelassen, und davon stammten alle die Vandalen, Friesen, Schwaben, Teutonen, Sachsen, Thüringer u. s. w., die noch heut zu Tage in Göttingen horbenweis und geschieden durch Farben der Mützen und der Pfeifenquäste über die Weenderstraße einherziehen, auf den blutigen Wahlstätten der Rasenmühle, des Mitschenkrugs und Boddens sich ewig unter einander herumschlagen, in Sitten und Gebräuchen noch immer wie zur Zeit

der Völlerwanderung dahinleben, und theils durch ihre Duces, welche Haupthähe heißen, theils durch ihr uraltes Gesehbuch, welches Comment heißt und in den legibus barbarorum eine Stelle verdient, regiert werden.“

Wie in dieser Stelle erwähnt ist, wurde Heine schon sehr bald von der Unterstät weggeschickt; er schrieb am 4. Februar 1821 an Steinmann: „Stayne! staune! staune! ich habe hier das Consilium abeundi erhalten. Ich habe wegen allerlei Mißhelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt, ward von manchem fatalen Pech heimgesucht und wurde endlich in voriger Woche wegen Uebertretung der Duellgeseze auf ein halb Jahr konfliktirt. Nur unter dem Vorwande, daß ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben.“

Neben seinen juristischen Studien war Heine in Göttingen besonders mit seiner Tragödie „Almansor“ beschäftigt, welche er während des Aufenthalts in Beul begonnen hatte. Auch hatte er einen Versuch gemacht, seine gesammelten Gedichte erscheinen zu lassen. Er hatte sie dem Buchhändler Brochhaus in Leipzig zum Verlag angeboten; allein dieser war „zu sehr überladen mit Verlagsartikeln,“ als daß er diesen reichen Lieberschatz hätte würdigen können.

Heine verließ Göttingen, durchstreifte den Harz, eine Tour, welche er im ersten Bande seiner „Reisebilder“ mit dem sprudelndsten Humor beschrieb, und ging dann nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen.

Fünfter Abschnitt.

In Berlin.

Heine's Aufenthalt in Berlin war für seine geistige Entwicklung sicher von ganz besonderer Bedeutung. Aus der Schule der romantischen Dichter-Philosophen, die wohl seine lebhafteste, üppige Phantastie angenehm beschäftigten, aber mit ihren vorzeitlichen, Heine. VII.

abgestandenen Idealen auf seine jüdische Verstandesbildung nicht kräftig einwirken und ihn zu keiner festen Gestaltung seiner Anschauungen führen konnten, kam er nun in die philosophischen Collegia Hegel's, und aus den beschränkten studentischen Kreisen, in welchen er sich bis jetzt bewegt hatte, trat er hinaus in die große Gesellschaft.

Seine selbst schildert den Eindruck der Hegel'schen Vorlesungen auf sich in seiner Weise: „Ich sah, wie Hegel mit seinem fast komisch ernsthaften Gesichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern (des Atheismus u.) saß und ich hörte sein Gaderen. Ehrlich gesagt, selten verstand ich ihn, und erst durch späteres Nachdenken gelangte ich zum Verständniß seiner Worte. Ich glaube, er wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulirter Vortrag, daher auch vielleicht seine Vorliebe für Personen, von denen er wußte, daß sie ihn nicht verstanden. — — — Eines schönen hellgefirnten Abends standen wir beide neben einander am Fenster und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffee getrunken, und ich sprach mit Schwärmerel von den Sternen, und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Ausfluß am Himmel.“ Um Gotteswillen—rief ich—es gibt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daß Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um — — — Ich empfand nie eine allzugroße Begeisterung für diese (die Hegel'sche) Philosophie und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie abstrakter Denker und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Doctrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daß nicht, wie meine Großmutter

meinte, der liebe Gott, der im Himmel residirt, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluß auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, daß ich dadurch die brilliantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiß außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugniß."

Heine schrieb vorstehende Zeilen kurz vor seinem Tode, als schon jahrelange Krankheit ihn niedergehalten hatte. Wir wollen nicht untersuchen, was Wahrheit oder Dichtung an dem Gesagten ist. Unverkennbar ist in seinen spätern Schriften die dialektische Schärfe des Gedankens ein Resultat seiner philosophischen Studien bei Hegel.

Die literarischen und schöngeistigen Zirkel, in welche er eingeführt wurde, waren ganz geeignet jene Einwirkung der Schule zu erweitern und fortzusetzen. Außer Goethe, für den beinahe ein wahnsinniger Cultus sich ausgebildet hatte, war Hegel der einzige „große Mann“ des Jahrhunderts. Alles hegelianisirte in Berlin. Eine „spinnwebige Dialektik," war in alle Kreise gedrungen, mit Hülfe deren man alles Bestehende logisch rechtfertigte und den ganzen Weltentbau auf die bequemste Weise in Ordnung brachte.

Großen Einfluß auf Heine übte B ar n h a g e n von E n s e und seine geistreiche Gemahlin R a c h e l aus, welch' letztere sich seiner besonders liebevoll annahm. Ihre schöne Schwägerin, F r i e d e r i k e R o b e r t (Siehe Heine II. S. 134) war seine neue Muse und in ihren Salons kam er mit den ausgezeichnetsten Männern der neuen philosophischen Schule zusammen.

Nicht minder wohl aufgenommen war er in den Gesellschaften der Dichterin E l i s e v o n H o h e n h a u s e n. Ein Hr. F. v. H. veröffentlichte darüber 1853 im Märzheft des „Magazins für die Literatur des Auslandes" einen Aufsatz, dem wir folgende Schil-

berung der hervorragenden Persönlichkeiten jener Zirkel entnehmen wollen:

„In dem Hause der Dichterin Elise v. Hohenhausen war damals der Sammelplatz gewesen; jeder Dienstag führte dort die genügsamen Berliner bei einer Tasse Thee zusammen. Viele literarische Notabilitäten waren darunter: Barnhagen, mit den feinen, aristokratischen Manieren; Chamisso, dem das lange, graue Lockenhaar phantastisch um das magere, aber edle Gesicht wallte; Eduard Gans, dessen auffallend schöner Kopf mit dem frischen Colorit, den stolz gewölbten Brauen über den dunkeln Augen, an einen geistigen Antinous erinnerte; Bendavid, der lebenswürdige Philosoph und Schüler von Moses Mendelssohn, übersprudelnd von Wit und köstlich erzählten Anekdoten.——

Die Meinungen über Heine's Talent waren noch sehr getheilt; die Wenigsten hatten eine Ahnung von seinem dereinstigen, unbestrittenen Dichterruhm. Elise von Hohenhausen, welche damals mit ihren Uebersetzungen des gefeierten Briten, Lord Byron, beschäftigt war, proklamirte ihn zuerst als dessen Nachfolger in Deutschland, fand aber viel Widerspruch; bei Heine jedoch sicherte ihr diese Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Wie schwer es zu jeder Zeit gewesen ist, das Talent in der Knospe zu erkennen, bewies auch der Umstand, daß Heine damals nur mit Mühe einen Verleger für seine Gedichte finden konnte, nachdem er von Brockhaus abgewiesen worden. Gleichzeitig mit ihm entfaltete sich eine andere Dichterblume, die ebenfalls nicht gleich den rechten Sonnenschein fand, um die herbe grüne Knospe zu sprengen. In dem Hause der Frau von Hohenhausen wurden damals Immermann's Erstlingsdramen verlesen und vielfach beachtet, Heine's spätere Bekanntschaft mit Immermann dort vermittelt. In dem unbedeutenden westfälischen Lokalblatt „der Sprecher“ fanden sie öfter mit ihren ersten Erzeugnissen nebeneinander und in der freilich nicht sehr poetischen Fehde gegen Platen ward Immermann tapfer von Heine unterstützt.——Er war zu jener Zeit 22 bis 23 Jahre alt, klein und schwächlich von Gestalt, blond und

blaß, ohne irgend einen hervorstechenden Zug im Gesichte zu haben, doch von eigenthümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war selbst mehr empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ihn auszugeben.“

Gerade in diesen Berliner Gesellschaften, wo sich neben der Geistreichigkeit und Gelehrsamkeit auch eine geschwäpige, scheinretterische Hohlheit und Blasirtheit offenbarte, wurde der Grund zu jener furchtbaren Spottlust gelegt, der später nichts mehr heilig war. Wie konnte dem scharfen Blick des schon lebenserfahrenen jungen Mannes der Widerspruch zwischen dem ausgehängten prunkenden Schein und der armseligen Wirklichkeit entgehen. Er lernte wohl selbst „mit den Wölfen heulen“ und arbeitete sich in jene Widersprüche zwischen Ideal und Leben, zwischen Gestinnung und Handeln hinein, welche später leider einem so großen Theil seines literarischen Wirkens anklebten.

Eduard Gans, C. Zuns und M. Moser stifteten im Jahre 1822 einen „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden,“ dessen thätiges Mitglied Heine wurde; er hielt, wie Steinmann berichtet, in den Sitzungen desselben mehrmals geistvolle Vorträge, u. A. bei einer öffentlichen Jahresfeier einen höchst anziehenden, zunächst an die israelitischen Frauen gerichteten. Ferner begann er, durch den Verein angeregt, die Ausarbeitung einer größern Schrift, von welcher man nur den Titel: „der Rabbi“ weiß. Beide Produktionen sind verloren gegangen.

Aber Heinrich Heine bewegte sich nicht allein in „höheren Zirkeln“ und gemeinnützigen oder wissenschaftlichen Vereinen; auch in den tiefern Schichten der Kneipengesellschaften machte er seine Lebensstudien. In den Weinstuben lernte er die letzten Reste der wilden Gesellschaft von Ludwig Devrient kennen und tobte sich mit den jungen Stürmern und Drängern dieser Periode, mit Gr a b e, U e c h t r i s z und Andern aus. Was in den hohen Zirkeln schüchtern angedeutet worden, eine zu hoffende totale Umgestaltung

aller bestehenden Verhältnisse, und die Ideen einer neuen, kommenden Weltreligion, welche endlich das Leben in das rechte Geleise bringen sollte, — dies Alles wurde da mit jugendlichem Feuereifer hinter den klingenden Polaken besprochen und abgemacht.

Daß sich Heine überhaupt in einen Strudel von Vergnügungen stürzte, welche, wie seine Feinde, die ihm auf allen Wegen und Pfaden nachgetroffen zu sein scheinen, später vielfach behaupteten, zu allen möglichen Ausschweifungen geführt haben sollen, ließe sich auch noch aus einem Ereigniß, das ihn um die erste Zeit seines Aufenthalts in Berlin schwer traf, wenigstens theilweise leicht erklären. Eveline, seine Cousine, der seine erste feurige Jugendliebe geweiht war, hatte endlich „den dümmsten der dummen Jungen“ geheiratet, den er später dafür unsterblich machte.

Natürlich lag Heine bei einer solchen Masse von Zerstreuungen seinen Fachstudien nicht mit besonderm Fleiße ob; es kann dies aber umfoweniger verwundern, als er in den verschiedenen Gesellschaften, die er besuchte, auch stets wieder zu neuen poetischen Produktionen angeregt wurde, welche seine Zeit in hohem Maße in Anspruch nahmen. In den Zirkeln Rachel's und der Hohenhausen las er seine Gedichte vor und fand von beiden Frauen Anerkennung und Bewunderung. Er veröffentlichte zuerst im „Berliner Gesellschafter“ von Gubitz unter dem Titel „Poetische Ausstellungen“ Auszüge aus seiner Gedichtsammlung, die vielseitig mit Jubel begrüßt wurden. Nun fand er bald einen Verleger in dem Buchhändler Maurer in Berlin, bei welchem die erste Sammlung „Gedichte von Heinrich Heine“ im Jahre 1822 erschien.

Zunächst arbeitete nun Heine an der Vollendung seiner Tragödien „Almansor“ und „William Ratcliff“, welche zusammen mit einem Rachel gewidmeten „lyrischen Intermezzo“, 1823 bei Dümmler in Berlin erschienen. Heine sagt bei Gelegenheit eines spätern Wiederabdrucks des Ratcliff: „Ich schrieb denselben zu Berlin unter den Linden, in den letzten drei Tagen des Januars 1821, als das

Sonnenlicht mit einem gewissen, lauwarmen Wohlwollen die schneebedeckten Dächer und die traurig entlaubten Bäume beglänzte.“ Diese Daten stimmen mit allen andern uns vorliegenden nicht überein; den letztern nach müßte es wenigstens heißen: Januar 1822, da er, wie wir gesehen, erst Februar 1821 Göttingen verließ. Uebrigens war der „Ratcliff,“ wie Steinmann erzählt, schon in Bonn begonnen worden.“

Im Sommer 1822 unternahm er eine Reise nach Polen, um einen Freund zu besuchen, welchen er in einem der Briefe aus Berlin, vom 16. März desselben Jahres, mit folgenden Worten charakterisirt: „Mein köstlichster Freund, der Liebenswertigste der Sterblichen, Eugen von Breza, ist vorgestern abgereist. Das war der einzige Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheltern vermochten und in dessen edlen, süßen Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes reines Blumenleben führte und mich noch nicht besleckt hatte mit dem Haß und mit der Liebe.“ — Dieser Reise verdankt der Aufsatz „Ueber Polen“ (Siehe Heine V. S. 377), der zuerst, freilich von der preussischen Censur in schlimmer Weise verstümmelt, im „Berliner Gesellschafter“ veröffentlicht wurde, seine Entstehung.

Eine poetische Arbeit von größerem Umfange mag um ungefähr dieselbe Zeit entstanden sein. Für Joseph Klein in Köln schrieb er einen Operntext unter dem Titel „der Batavier,“ welcher durch die Schuld des Componisten selbst leider bis heute noch nicht bekannt geworden ist.

Außerdem war Heine für verschiedene Zeitschriften thätig. So schrieb er 1822 seine „Briefe aus Berlin,“ sechs an der Zahl, für das, mit dem „Rheinisch-westfälischen Anzeiger“ verbundene Kunst- und Wissenschaftsblatt und verschiedene Recensionen und Kritiken über literarische Erscheinungen für Berliner Blätter. Unter Andern erzählt Steinmann von einer umfangreichen „Kritik über eine Tragödie von W. Smets,“ dem Sohne der großen Schauspielerin Sophie Schröder, die den Titel „Lasso's Tod“ führte:

„Die Recension geht weit über den üblichen Gehalt solcher Produktionen hinaus und enthält einen Schatz von gebiegenem kritischen Golde.“ Dieser Aufsatz ist ebenfalls noch nicht wieder abgedruckt worden. Dagegen finden wir im siebenten Bande unter den „Bermischten Schriften“ eine der erwähnten Arbeiten unter dem Titel „Ueber Gedichte und Poesien für Liebe und Freundschaft von J. B. Rousseau.“

Wir haben endlich eine große Zahl von Liedern und kleinen Gedichten zu erwähnen, die in Berlin entstanden sind und später meistens dem „Buche der Lieder“ einverleibt wurden. Eine Anzahl davon, welche verloren war, finden die Leser in der Sammlung des vorliegenden Bandes.

Ueber Heine's Abgang von Berlin sind die Nachrichten durchaus widersprechend. Die Einen lassen ihn schon 1823 nach Göttingen zurückkehren, während Steinmann ihn bis 1825 in Berlin weilen läßt.

Sicher ist, daß er 1825 nach Heiligenstadt reiste, wo er sich am 28. Juni der evangelischen Kirche anschloß und mit den Vornamen: Christian Johann Heinrich in's Taufbuch eingetragen wurde. Sein Taufzeuge war der Superintendent Dr. Bontz aus Langensalza. Daß Heine diesen Schritt nicht religiösen Ueberzeugungen zuliebe, sondern lediglich aus „praktischen“ Rücksichten unternahm, indem dem jüdischen Rechtsgelehrten in Hamburg keine Carriere offen gestanden wäre, werden wir später klar genug sehen.

Von Heiligenstadt begab sich Heine nach Göttingen, wo er sich am 20. Juli in öffentlicher, üblicher Promotion die juristische Doctorwürde unter dem derzeitigen Decan der Fakultät Hugo erwarb, der in seiner Rede zugleich des Promovirenden Verdienste als deutschen Dichters hervorhob.

Von Göttingen wandte sich Hr. Doctor juris utriusque Christian Johann Heinrich Heine nach Hamburg.

Sechster Abschnitt.

Die Tragödien.

Wenn wir die ersten „Gedichte“ Heinrich Heine's, die wir mit dem später erschienenen „Buch der Lieder“ im Zusammenhange besprechen wollen, übergehen, so haben wir zunächst die „Tragödien“ als größere poetische Erstlingswerke zu besprechen.

Wir haben es hier im vollen Sinne des Worts mit „jungen Leiden“ zu thun; es sind pathologische Erscheinungen, in welchen das schmerzliche Ringen der Jünglingsseele nach Lösung der Lebensräthsel zu Tage tritt. Er sagt selbst in der „Zueignung“ an seinen Oheim Salomon Heine:

„Meine Qual und meine Klagen
Hab' ich in dies Buch gegossen,
Und wenn Du es aufgeschlagen,
Hat sich Dir mein Herz erschlossen.“

Der junge Dichter hatte bereits einen tiefen Blick in das wirre Getriebe der Welt gethan. Mit der Restauration war eine dumpfe, schwüle Zeit über Deutschland hereingebrochen. An die Stelle der Aufregung in den „Freiheitskriegen,“ deren Resultat nur eine Vermehrung des despotischen Druckes war, war eine Abstumpfung der Geister getreten, in der sich das Leben zur trostlosen Dede verflachte. An die Stelle des Ringens trat das Gebet. Die Frömmigkeit kam in die Mode und in den Mantel der Gottseligkeit gehüllt schritt das Laster prunkend einher. Die Heuchelei und der Schein überkleisterten die wirkliche Existenz und entzogen ihre Gebrechen den stumpfen, scheuen Blicken; die romantische Lüderlichkeit mit ihren reaktionären Tendenzen und ihrem ästhetisirenden Jesuitismus hatte wieder ein weites Feld. Es war eine Zeit bodenloser Trostlosigkeit, in welche Heine's Jünglingsalter fiel.

In den Herzen der Beweglicheren und Bessern regte sich der „Welt Schmerz.“ Solchen Resultaten gegenüber fühlte man sich

im Recht, alle alten Anschauungen von der Weltordnung, das ganze Dasein zu verdammen und sich dem Schmerz der Verzweiflung über die Unerreichbarkeit aller Ideale hinzugeben. Die ersten Zeichen des Kampfes gegen alle Geseze und Anschauungen, auf welche sich die abgelebten Zustände der Zeit basirt hatten, zuckten durch die Gesellschaft, und die wissenschaftliche Revolution, die, besonders durch Hegel, bereits zu einem ersten Abschluß gekommen war, deren Resultate bald für die Menge breitgetreten und mundgerecht gemacht wurden, konnte den Ausbruch des Kampfes nur fördern. An der Spitze jener Kämpfer aber finden wir Heinrich Heine.

Ueber Inhalt und Bedeutung des „Ratcliff“ spricht sich Heine selbst in der Vorrede zu den „Neuen Gedichten,“ welchen er die kleine Tragödie später beigelegt, also aus: „Dieser Tragödie oder dramatisirten Ballade gewähre ich mit gutem Fug jetzt einen Platz in der Sammlung meiner Gedichte, weil sie als eine bedeutsame Urkunde zu den Prozesakten meines Dichterlebens gehört. Sie resumirt nämlich meine poetische Sturm- und Drangperiode, die sich in den „jungen Leiden“ des Buchs der Lieder sehr unvollständig und dunkel kundgibt. Der junge Autor, der hier mit schwerer, unbeholfener Zunge nur träumerische Naturlaute lallt, spricht dort, im Ratcliff, eine wache, mündige Sprache und sagt unverholen sein letztes Wort. Dieses Wort wurde seitdem ein Lösungswort, bei dessen Ruf die fahlen Gesichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalt erbleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im Radcliff brodelt schon die große Suppenfrage, worin jetzt tausend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich schäumender überkocht.“

Der „Ratcliff“ ist eine „dramatisirte Ballade,“ kein Drama nach den Anforderungen der Kunstgeseze. Das Studium der altenglischen Volkspoesie und Shakespeare's leiteten ihn auf Stoff und Form: der Inhalt entspricht der blutigen, gespensterhaften Romanantik der altenglischen Ballade; der Ton ist den wildesten Scenen Shakespeare's nachgeahmt; im Hintergrunde der Fabel mag auch

hie und da seine eigene Liebestragödie mit Eveline van Geldern, die ihm in der Maria vorschwebte, durchgeblüht haben.

Durch die lose zusammenhängenden Scenen, die sich nicht organisch zu einem abgeschlossenen Ganzen entwickeln, zieht sich allerdings jene „Suppenfrage,“ die Anklage des Niedern gegen den Hohen, des Armen gegen den Reichen, wie ein rother Faden hindurch. Die Kritik der gesellschaftlichen Zustände hatte bereits, wenn auch in beschränkten Kreisen und oberflächlich, begonnen, und der junge Stürmer konnte sich den Einwirkungen derselben nicht entziehen. So sehen wir denn mit dem romantischen, gespenstisch-blutigen Stoff alter Balladen die ersten wilden Kraftausbrüche des modernen Sozialismus verwoben:

„ — — — Robin ist
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet wie die Pfennigseelen,
Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,
In Sammt und Seide schimmern, Ausern schlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doctor Grahams ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
Und stolz herabseh'n auf den Hungerleider,
Der, mit dem letzten Hemde unterm Arm,
Langsam und seufzend nach dem Leihhaus wandert.

(Bitter lachend.)

D seh't mir doch die klugen, satten Leute
Wie sie mit einem Walle von Gesetzen
Sich wohlverwahrt gegen allen Anbrang
Der schreiend überläst'gen Hungerleider!
Weh' dem, der diesen Wall durchbricht!
Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen,—
Je nun! manchmal giebt's Leut', die das nicht scheu'n.

To m.

So dacht' ich auch und theilte ein die Menschen
In zwei Nationen, die sich wild bekriegen;
Nämlich in Satte und in Hungerleider.“

Der „Ratcliff“ ist, wie wir bereits gesagt haben, kein Kunstwerk; er ist als Drama wie als Ballade verfehlt. Nichtsdestoweniger hing Heine mit ganz besonderer Vorliebe an diesem Stück, das einige düster schöne Stellen abgerechnet, sehr wenig anspricht.

Von größerer Bedeutung ist die Tragödie „Almansor,“ obgleich sie als dramatisches Kunstwerk ebenfalls verworfen werden muß. Heine hat darüber in Briefen an Steinmann selbst abgeurtheilt. So schrieb er ihm aus Göttingen: „Ich habe jetzt bis auf einige Zeilen den dritten Akt meiner Tragödie Almansor geschlossen, das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mit sammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hass und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne Weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen, gleichviel wann.“ Später schrieb er aus Berlin: „Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht einmal den Namen Tragödie verdient. Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor; überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier bligt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. Eine Tragödie muß drahtisch sein — murmelt er, und das ist das Todesurtheil der meinigen.“

Freilich wurde er noch später wieder anderer Meinung, indem er 1823, als die Tragödien erschienen waren, an denselben Freund

schrieb: „Meine Tragödien haben soeben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen, aber ich will Dir im Vertrauen gestehen, sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtsammlung, die keinen Schuß Pulver werth ist.“—Die Kritik wie das Publikum waren freilich ganz anderer Meinung.

Im „Ratcliff“ fuhr der „Weltschmerz“ gleich grellen Streiflichtern durch das gespenstische Grauen mittelalterlicher Romantik, im „Almansor“ bricht er sich in breitem Strome ungehindert Bahn. Man könnte den „Almansor“ den Versuch einer „Tragödie des Weltschmerzes“ nennen.

In diesem Stücke ist eine Tendenz unverkennbar. Es gilt bereits den Kampf gegen das Christenthum. Wir haben früher gesehen, welche Resultate der junge Dichter aus seinen philosophischen Studien in Beziehung auf die Religion im Allgemeinen gewonnen hatte. Hegel brütete „die Eier des Atheismus“ aus und Heine nahm die „Synthese seiner Philosophie“ ungeprüft an. Dem emancipirten, geistreichen, ästhetisch gebildeten jungen Juden war die Religion seiner Väter mit den starren Dogmen und todtten, unschönen Formen längst gleichgültig geworden; was ihn noch daran fesseln mochte, war wohl einzig das Gefühl der Mitleidenschaft mit seinen unterjochten Stammesgenossen. Dagegen hatte er das Christenthum frühzeitig hassen gelernt. Die Widersprüche zwischen den Lehren der Religion und dem Leben, das verächtliche Pfaffenthum mit den süßen Worten der Liebe auf den Lippen, aber unbändiger Herrschgier und blutiger Rachsucht im Herzen, die Bundesgenossenschaft zwischen Kirche und weltlicher Tyrannet—Alles dies mußte der Knabe schon aus der Geschichte seines Volkes mit ihren Judenhehen und Scheiterhaufen in schroffster Auffassung kennen gelernt haben. Und je höher derselbe in der Erkenntniß stieg, desto weiter entfernte er sich von dem Glauben, desto tiefer arbeitete er sich aber auch in den Haß gegen das pfäffische Christenthum hinein.

Der Stoff des „Almansor“ ist für die eigenthümliche Stellung,

welche Seine dem Christenthum gegenüber einnahm, trefflich gewählt. Die Fabel des Stückes ist folgende:

In Granada lebten zwei edle Mauren, Abdullah und Aly, in inniger Freundschaft. Aly's Gattin stirbt bei der Geburt seines Sohnes Almanfor, welcher von Fatymen, der Gemahlin Abdullah's, die bald darauf ein Töchterchen, Zuleima, gebärt, groß gezogen wird. Zur Befestigung der beiderseitigen Freundschaft kommen Abdullah und Aly überein, Almanfor und Zuleima schon als Kinder zu verloben, und zwar soll Aly die Zuleima für seinen Sohn und Abdullah den Almanfor für seine Tochter erziehen; so werden die Kinder vertauscht, Zuleima hält Aly für ihren Vater, wie Almanfor den Abdullah. — Da wird Granada von den Spaniern erobert; Zuleima wird für das Christenthum gewonnen und Aly, der nicht wollte „zurück in's dunkle Land der Barbarei,“ wird ebenfalls ein Christ. Abdullah, ein fanatischer Moslem, verläßt mit Weib und Pflegekind das Land und wandert nach Arabien. Er stirbt, ohne dem Pflegesohn das Geheimniß seiner Geburt enthüllt zu haben; doch Fatyme hat Almanfor vor ihrem Tode geboten, Zuleima ihren letzten Ruß zu bringen. Die zärtlichsten Neigungen zu der Gespielin seiner Kindheit erwachen mit Macht in Almanfor und er kehrt heim nach Spanien. Obgleich gewarnt und zurückgehalten von Hassan, einem alten treuen Diener seines Pflegevaters, den er in den Ruinen von Abdullah's Schloß findet, eilt er dem Palaste seines Vaters Aly zu, in welchem Zuleima eben ihre Verlobung mit einem christlichen Ritter feiert, der übrigens nur ein gemeiner Gauner in adelichem Costüm ist.

Gleich an der Thüre wartet seiner ein schlimmer Empfang. Er verlangt Obdach und man weist ihn in das Wirthshaus, denn:

„— was die alte Gastlichkeit betrifft,
So ist das eine jener Heidensitten,
Wovon dies christlichfromme Haus gesäubert.“

Almanfor findet Alles umgewandelt, bis auf die Namen, die umgetauft wurden. „kehr' um,“ ruft er sich zu:

„— — denn der alte Glaube
Ist ausgezogen längst aus diesem Hause;
Rehr' um, Almansor, denn die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgestoßen,
Und laut verlacht ihr leises Todeswimmern,
Verändert sind die Namen und die Menschen;
Was eh'mals Liebe hieß, heißt jetzt Haß.“

Mit einem alten, ihr wohlbekannten Liede lockt er Zuleima auf den Balkon und sie erkennt den todtgesagten Geliebten. Am Morgen überrascht er sie im Garten, wo ihm Alles so bekannt und freundlich entgegen lacht. Nur ein Christusbild macht ihn stutzen. Er erinnert sich:

„Wohl traf ich schon auf meinem Weg das Bildniß,
Am Tage meiner Rückkehr nach Hisranien.
Links an der Straße, die nach Keres führt,
Steht prangend eine herrliche Moschee;
Doch wo der Thürmer einst vom Thurme rief:
„Es gibt nur einen Gott und Mahomet
Ist sein Prophet!“ da klang jetzt und herab
Ein dröhnend dumpfes, schweres Glockenläuten.
Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgellöne,
Die hoch aufrauschten und wie schwarzer Sud
Im glüh'nben Zauberkessel qualmig quollen,
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust und stachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kass,
Und Simurgh's Schnabel pickte mir in's Herz.
Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied,
Das heiß're Singen wunderlicher Männer,
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häupfern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Gesang der weiß- und rothberockten Knaben,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen,
Und blanke Weihrauchfässer dampfend schwangen.

Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische nickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe;
Doch überall sah schmerzensebleich und traurig
Des Mannes Antlig, den dies Bildniß darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslaß,
Hier spie man ihm verachtungsvoll in's Antlig,
Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn an's Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite—Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, die hielt auf ihrem Schooße
Des Märtermannes abgekehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen,—
Da hör' ich eine gellend scharfe Stimme:
„Dies ist sein Blut,“ und wie ich hinsah, schaut' ich
(Schaubernb.)

Den Mann, der eben einen Becher austrank.“

Zuleima's Sinne sind schon zu befangen; sie verteidigt den
christlichen Kultus gegen diese ergreifende Schilderung des Moslem:

„In's Haus der Liebe trat dein Fuß, Almanfor!“

Dies Wort umspinnt alle seine Sinne; er hört nicht die my-
stisch-symbolische Lobrede, welche auf die „Religion der Liebe“ von
Zuleima's Lippen strömt; er hat nur den einen süßen Klang ver-
nommen:

„Du sprachest aus, Zuleima, jenes Wort
Das Welten schafft und Welten hält zusammen;
Du sprachest aus das große Wörtlein: „Liebe!““

Almanfor ist überglücklich:

„Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almanfor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almanfor's Gott, Zuleima's Kreuz

Sei auch Almanfor's Hort, dein Christus sei
Almanfor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet."

Doch die „Religion der Liebe“ hält nur im Jenfets's Wort.
Man hört plötzlich in der Ferne Glodengeläute und Kirchengesang.
Zuleima erschrickt und auf Almanfor's ängstliche Frage—
„Hast du den Tod geschaut?“—antwortet sie:

„Der Tod, der trennet nicht, der Tod vereintigt,
Das Leben ist's, das uns gewaltsam trennt.
Hörst du, Almanfor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf: Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almanfor heißt.“

Die „Religion der Liebe“ hat sich plötzlich enthüllt: dulden und
entsagen sollst du hienieden, an „deines Gottes Kreuz“ dich aber-
mals kreuzigen lassen, um dereinst nach dem Tode, dort oben im
Reich gläubiger Phantasie und tröstlicher Träume—deinen Lohn
zu erhalten. Wahnsinn erfasst Almanfor. Der alte Hassan über-
rascht ihn bei Selbstmordgedanken und stachelt ihn zur Rache auf;
am Hochzeitstage soll er Zuleima rauben. Die „Religion der
Liebe“ hat ihm hienieden verweigert, was die Natur geboten hatte;
jetzt will er vergelten:

„Zuleima's Leib ist's, was ich jetzt verlange;
Ich will ein glücklich Thier sein.“

Der Kampf entbrennt in Aly's Palast, noch weiß Almanfor
nicht, daß dieser sein Vater ist; er trägt Zuleima hinweg auf einen
nahen Felsen, während der sterbende Hassan den alten Aly über
Almanfor aufklärt. Als Zuleima aus ihrer Ohnmacht erwacht,
glaubt sie sich im Himmel und ist erstaunt, ihren Almanfor da zu
finden, da ihr „der fromme Abt“ versichert hat, nur Christen wer-
den selig und den Moslem dürfe sie nicht lieben; aber

„— in dem Himmel
Bedarf es der Verstellungskünste nicht
Und frei darf ich gesteh'n. Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almanfor!“

Da naht Aly, seinen Sohn zu umarmen, seine Zuleima zu retten; Almansor fürchtet die Verfolger, er faßt einen verzweifelten Entschluß:

„ — — — Die Jäger haben schon,
Mein Reh zu schlachten! horten kirt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt ich in den Armen.“

Mit diesen Worten stürzt er sich mit Zuleima in den Abgrund. Jetzt erscheint Aly auf der Schreckensstätte und schleudert die furchtbare Anklage gegen das Christenthum:

„Jetzt, Jesu Christ, bedarf ich keines Wortes
Und keines Gnabentrosts und keines Beispiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung sagt mir: ausgeräutet wird
Die Lilie und die Myrthe auf dem Weg,
Vorüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen soll in stolzer Majestät.“

Mit dieser Tragödie hat Heine dem officiellen Christenthum den Krieg erklärt, welchen er mit den schärfsten Waffen bis an sein Ende gegen dasselbe fortsetzte. Ich habe deshalb und besonders auch, weil dem „Almansor“ bis jetzt stets zu wenig Aufmerksamkeit gezollt wurde, etwas länger dabei verweilt. Die christlich-germanische Literar-Kritik hatte natürlich von vornherein den Stab über ein Stück mit so „gottloser Tendenz“ brechen müssen. Hier, wo wir in dem Gewirr des Sektenwesens, dem Gestöhne und Gewimmer der Frömmerei und umgeben von dem tollen Jauchzen und Springen des religiösen Wahnsinns, wie in einem Siechenhaus des Christenthums leben, muß ich es dem Leser als eine sehr zuträgliche Kost bestens empfehlen.

Siebenter Absch. Das Buch der Lieder.

Die erste Sammlung „Gedichte“ war, wie bereits im Jahre 1822 erschienen. Sie enthielt die Abtheilung „Junge Lieder“ des Buchs der Lieder enthaltenen Gedichte, sowie die meisten der Abtheilung „Ältere Gedichte“ des vorliegenden siebenten Bandes mit den Uebersetzungen aus Byron's Werken. Das Buch erregte wohl einiges Aufsehen, aber die Wirkung war keine andauernde. Die Stoffe, welche der Dichter verarbeitete, waren alte, vergriffene; mit Wollust irrte er, wie in den Traumbildern, in den Katalomben der Romantik umher, wühlte die Gräber auf und ließ ihnen die Gespenster in wildesten Formen entsteigen. Durch die Lieder und Romane wehten dieselben Schulkennzeichen. Dagegen war die Sprache bereits eine weltfremdlich, rasch verurtheilende. Die Verzweiflung über die Verlogenheit aller Verhältnisse, der Schmerz über den Zwiespalt zwischen Poesie und Leben treten schon überall offen zu Tage. Das Studium Byron's mochte hiezu auch seinen Theil beigetragen haben, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden Erscheinungen läßt sich nicht leugnen und hat unsern Dichter ebenso oft unverdientermaßen den Namen des deutschen Byron, als den eines Nachahmers Byron's zugezogen. Das Letztere zu sein, hatte er nicht nöthig. Er hatte in sich selbst das Zeug und die ihn umgebenden Verhältnisse lieferten Stoff genug zur Poesie des Welt Schmerzes. Ueber das Verhältniß zu Byron hat schon Immermann, welcher die erste Kritik über die Gedichte schrieb, sich weitläufiger ausgelassen. Wir führen unsern Lesern einige Stellen dieser Kritik, als einer, unser Urtheil mannschaft bestätigenden Stimme jener Zeit hier vor. Immermann sagt:

„In den meisten Erzeugnissen Heine's schlägt eine reiche Lebensader: er hat das, was das erste und letzte beim Dichter ist: Herz und Seele, und das, was daraus entspringt: eine innere Ge-

Sichte. Deshalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt einmal stark durchempfunden und durchgelebt hat. Er ist ein wahrer Jüngling, und das will viel sagen zu einer Zeit, worin die Menschen schon als Greise auf die Welt kommen. Mit Feder, fast dramatischer Anschaulichkeit zeichnet er die Zustände seines Innern; mit jugendlicher Unbefangtheit gibt er sich bloß, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen, Abscheu vor weichlicher Sentimentalität in solchem Grade, daß er sich lieber hin und wieder in's Gemeine und Possenhafte verirrt. Er sagt selbst irgendwo:

„Gib her die Larv', ich will mich jetzt maskiren
In einen Lumpenkerl, damit Salunken,
Die in Charaktermasken prächtig prunkten,
Nicht wäñnen: Ich sei einer von den Ihren.“

„Diese Verse geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unseres Dichters zu berühren. Aus allen seinen Liedern spricht der Unmuth, der sich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung steigert. Man lese nur z. B. das Gedicht: „Die Hochzeit,“ und unter den Fresko-Sonetten No. III, IV, VII, VIII, X. Bleibt man bei den Worten stehen, so ist diese trübe Stimmung durch ein gestörtes Liebesverhältniß erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, so scheint es mir, daß ein herberes, als jener Liebesverdruß, die Brust des Dichters bewegt habe, und daß das arme Mädchen, welches so bitter gescholten wird, für die Unbilden Andrer hüßen müsse.

„Sie werden mich der Paradoxie beschuldigen, wenn ich sage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen erscheint. — — — Alles andre, wodurch die Menschheit gefördert wird, vermag eher, sich gewaltsam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poesie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenossen, um sich ganz gesund entfalten zu können. — — —

„Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, seitdem man sich gewöhnte, die Poesie mit andern La-

geserscheinungen in Reihe und Glied zu stellen. Dagegen ist die Ahnung von etwas heiligem und unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den bessern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „welkliche Evangelium,“ wie Goethe die Poesie nennt, ist so groß, daß ihr nur allenfalls der abentheuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abspricht, an die Seite gesetzt werden kann.

„Es ist ganz natürlich, daß ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntniß von diesem trostlosen Stand der Dinge, Diejenigen ergreift und verstimmt, welche mit Anlagen ausgerüstet sind. Daher treten alle Talente in unsern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je stellt sich der Dichter in offene Opposition gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen ist, zwischen und über allen Parteien stehend, alle aufzulösen und zu beschwichtigen, bildet jetzt die heftigste Partei.

„Jenen bitteren Grimm über eine nüchterne, unempfindliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit, scheint nun die kraftvolle Natur unseres Heine ganz besonders stark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Gedichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit spricht. Mit dem, worüber er unmittelbar sich beklagt, würde er leichter und harmonischer fertig geworden sein, läge nicht das oben angedeutete Bewußtsein eines tiefen Zwiespaltes in seiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige seiner „Fresko-Sonette,“ sowie die Gedichte: „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang;“ und: „Gespräch, auf der Paderborner Haide.“

„Oberflächliche Aehnlichkeit findet man zwischen diesen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unser Landsmann eine besondere Neigung zu haben scheint. Die Vergleichung beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutschen ausfallen. Gewaltiger und reicher als Byron kann Niemand den Abgrund einer zerstörten Seele zeigen, er ist Roquairol à cheval, und unser Dichter kommt ihm darin auch nicht

von fern nahe. Der Britte dünkt mich, wie fener Fisch, den die Römer zu grausamer Ergözung auf ihren Tafeln zerschneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichste Farbenspiel sehen ließ. Dagegen ist der Deutsche viel frischer und lebensmuthiger. Es ist ihm noch möglich, seinen Haß an einer einzelnen Erscheinung auszulassen, während der Lord alles Menschliche und Göttliche, Zeitliches und Ewiges gleichmäßig verhöhnt.“²⁰⁾

In der erst 1827 erschienenen Sammlung „Buch der Lieder,“ dessen Inhalt seinem Entstehen nach gänzlich in diese erste Periode seines dichterischen Wirkens gehört, folgt auf die „Jungen Leiden“ das „Lyrische Intermezzo.“ Noch sind es dieselben Leiden, welche sich da kundgeben, aber Heine hat die höchste Vollendung der Form errungen. Das alte Volkslied in seiner schlichten, erhebenden Einfachheit hat ihm den Weg gezeigt, er hatte ihm seine geheimsten Schönheiten abgelauscht. Eine Reihe der duftigsten Liebeslieder entquillt seinem übervollen Herzen: „Im wunderschönen Monat Mai;“ „Aus meinen Thränen sprießen;“ „Ich will meine Seele tauchen;“ „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht;“ „Und wüßten's die Blumen, die Kleinen;“ „Ein Fichtenbaum steht einsam“ u. s. w.—Dazwischen duftet die düstere Grabesblume der Romantik: „Mein süßes Lieb, wenn du im Grab;“ „Am Kreuzweg wird begraben“—und macht der Jorn über die Verlogenheit aller Verhältnisse sich Luft: „Ich große nicht, und wenn das Herz auch bricht;“ „Ein Jüngling liebt ein Mädchen;“ „Sie haben mich gequälet;“ „Sie saßen und tranken am Theetisch;“ denn

„Vergiftet sind meine Lieder;—
Wie könnt' es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
In's blühende Leben hinein.“

Die darauffolgende Abtheilung „Die Heimkehr,“²¹⁾ erstanden 1823–24, ist nicht minder reich an den herrlichsten Blüten deutscher Lyrik, darunter die „Lorelei.“ „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten;“ „Du bist wie eine Blume“ u. s. w., Ein romanti-

scher Nachklang von tieferm Gehalt ist das sich durch eine rührende Einfachheit der Form auszeichnende Gedicht „die Wallfahrt nach Kevelaar.“ Seine hatte dem ersten Abdruck desselben im „Gesellschafter“ vom 1. Juni 1822 folgende interessante Erklärung beigelegt:

„Der Stoff dieses Gedichts ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimath. Als ich ein kleiner Knabe war und im Franziskanerkloster in Düsseldorf die erste Dressur erhielt, saß ich neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte, wie seine Mutter ihn nach Kevelaar (im Geldernschen) mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder in der obersten Klasse des Gymnasiums zusammen und er erinnerte mich lächelnd an jene Mirakelergählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebchaft laborirt, und lange vernahm ich dann nichts mehr von ihm.— Vor einigen Jahren, als ich zwischen Bonn und Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die wohlbekannten Kevelaarlieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: „Gelobet seist Du, Maria!“ und als die Prozession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Diese führte ihn, er aber sah sehr blaß und krank aus.“—

Der „Weltschmerz“ erreicht seinen Höhepunkt in der „Götterdämmerung.“

„— — — Ich hab' durchschaut den Bau der Welt und hab' zu viel geschaut und viel zu tief, und hin ist alle Freude und ew'ge Qualen zogen in mein Herz. Ich schaue durch die steinern harten Wänden der Menschenhäuser und der Menschenherzen und schau' in beiden Lug und Trug und Elend. Auf den Gesichtern les' ich die Gedanken, viel schlimme. In der Jungfrau Schamerröthen seh' ich geheime Lust begehrl'ich zittern; auf dem begeistert stolzen

Jünglingshaupt seh ich die lachend hunte Schellenkappe; und Fragenbilder nur und fleche Schatten seh ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht, ist sie ein Tollhaus oder ein Krankenhaus. — — —
— — — Du arme Erde, deine Schmerzen kenn' ich! Ich seh' die Gluth in deinem Busen wühlen und deine tausend Adern seh' ich bluten. Und seh', wie deine Wunde klaffend aufreißt, und wild hervorströmt Flamm und Rauch und Blut. Ich sehe deine trotzigen Riesensöhne, uralte Brut aus dunkeln Schlünden steigend und rothe Fackeln in den Händen schwingend; — sie legen ihre Eisenleiter an und stürmen wild hinauf zur Himmelöveste. — — —
— — — Auf seinem Throne sitzt der bleiche Gott, reißt sich vom Haupt die Kron', zerrauft sein Haar — — — — Und gellend tönt ein Schrei durch's ganze Weltall, die Säulen brechen, Erd und Himmel stürzen zusammen, und es herrscht die alte Nacht."

Diese wilde Vision des Dichters am Ende seiner Sturm- und Drangperiode charakterisirt seinen Gemüthszustand und zeigt zugleich die Wege voraus, welche er in seinen spätern Werken einschlug. So übertrieben die Schilderung der Welt in dem zitterten Gedichte auch erscheint, die Verlogenheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse, die Unzulänglichkeit und Unhaltbarkeit aller öffentlichen Zustände lagen vor dem hellen Blick des Dichters offen genug zu Tage. Diese bestehende Ordnung der Dinge mußte bekämpft, vernichtet werden. Wissenschaft und Kunst hatten längst einer schönen Zukunft vorgearbeitet; aber die verrotteten alten Zustände waren zu fest gewurzelt, zu sehr geschützt durch die Bollwerke des Herkommens und des Glaubens. In den herrschenden religiösen Anschauungen sahen die Stürmer und Dränger jener Periode die Hauptgrundlage aller unserer Lebenseinrichtungen mit ihrer christlichfrommen Außenseite und ihrem faulen von Unnatur und Demoralisation angefressenen Kern. Der Kampf gegen den bestehenden religiösen Glauben, das Streben nach Verwirklichung einer neuen Weltreligion tritt in den Vordergrund. Den „jungen Leiden“ Worte zu verleihen, genügt nicht mehr; denn

„Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.“

Dieser Zerstörungstrieb macht sich aber nicht allein gegen die Außenwelt geltend, auch gegen das eigene Herz kehrt sich die Waffe. Die Disharmonie der äußern Verhältnisse ist auch auf die Seele des Dichters übertragen. Die schönsten Gefühle, die tiefsten Empfindungen erscheinen beim Anblick der rohen Wirklichkeit, von welcher man immer wieder fortgerissen wird, wie eitel Heuchelei, und so sind auch die Poesien keine getreuen Spiegelungen des Lebens, sondern nur glänzende, süße Lügen, welche die Verlogenheit der Welt noch befestigen müssen. Die Wahrheit soll gerettet werden. Kann man sich den herrlichen Gedanken und schönen Empfindungen nicht entziehen, erhalten sie in dem lieblichsten Poem Gestaltung, so muß man doch der Welt immer begreiflich machen, daß dies nur Abglanz eines schönen Gemüths, nur freies Spiel der Phantasie, am Ende nur Wort und Schall sei, und mit der Lebenswirklichkeit in grellem Contraste stehe.

Dieser Wahrheitsdrang des Dichters wurde zu einem sehr zweifelhaften Verdienste durch das Mittel, welches er zur Befriedigung desselben anwandte. Es war die romantische Ironie, die alle Schöpfungen der Phantasie, auch wenn sie dem Erhabensten gelten, am Ende wieder in das Nichts auflöst, und dadurch leicht zum frechen Spiel mit allem Gefühl, jeder reinen Empfindung wird. Bisher hatte der Dichter wenig Neigung zur Ausübung dieses romantischen Souveränitätsrechts der Phantasie gezeigt; in der Abtheilung „Heimkehr“ finden wir dagegen sehr bedeutende Anklänge. Die Gedichte mit einem unerwarteten, oft komischen Schluß beginnen, wie in „Sei mit gegrüßt du große, geheimnißvolle Stadt:“

„Die Thore jedoch, die liegen
Mein Liebchen entzwischen gar still;
Ein Thor ist immer willig,
Wenn eine Hörin will.“

oder in „die Jahre kommen und gehen:“

„Nur einmal noch möcht' ich dich sehen
Und sinken vor dir auf die Knie,
Und sterben zu dir sprechen:
Madam, ich liebe Sie!“

„Und doch sind unter Heine's Liedern so tief gemüthliche, zart gefühlte, schmerzlich bewegte, unheimlich oder lieblich pittoreske, ahnungsvoll zauberische, wie Blüthenduft hauchende, wie Silberglöcklein klingende, wie Geschwäp der Liebe flüsternde und wie Lächeln der Huld entzückende, daß man wohl sagen kann, sie werden so lange leben, als das deutsche Gemüth noch empfindet und das deutsche Lied gelesen, gefühlt und gesungen wird. — — — Gern flüchtet er aus seiner eigenen zerrissenen Welt und der Welt um ihn her in das Reich des Märchens, der Feen, Gnomen, Elfen und Alräunchen und baut sich unter phantastischen Pflanzenghängen sein Nest, sanftmüthig wie eine Turteltaube gitzend und schmachtend und liebeslöthend.“ —

In dieses Lob schlägt plötzlich ein Verdammungsurtheil Hermann Margravs gegen Heine in dessen Charakteristiken: „Deutschlands jüngste Literatur- und Kulturepoche“ um, und solches Lob gilt hauptsächlich für das „Buch der Lieder.“ Diese Sammlung ist es, welche Heine's Ruhm als lyrischen Dichters begründete.

Ja, wir finden da so süße, so aus der innersten Tiefe eines deutschen Gemüths strömende Klänge, wie sie kaum jemals ein Meister der Lyra entlockt: Heine's Muse steht noch in duftiger Frische vor uns. Aber doch tören eine krankhafte Sentimentalität und Anklänge der Frivolität, theils Erbtheile der romantischen Schule, theils Zeichen der Zeit, schon häufig unsern Genuß und werfen nicht selten die Schatten des Zweifels an der Echtheit der Empfindungen und Gefühle auch auf die gelungensten Productionen. Man ist, wie ich schon früher bemerkte, soweit gegangen, zu behaupten, daß alle die Freuden und Schmerzen der Liebe, die er in seinen Gedichten ausströmt, nur erheuchelt seien, daß er nur mit der Poesie gespielt habe. So sagt auch Gupfow in seinen

„Beitragen zur Geschichte der neuesten Literatur:“ „Heine ist nicht so groß geworden durch den Schmerz, den er empfindet, als durch den Schmerz, den er affectirt.“ Und Heine selbst singt:

„Nun ist es Zeit, daß ich mit Verstand
Mich aller Thorheit entleb'ge;
Ich hab' so lang als ein Comödiant
Mit dir gespielt die Comödie.

„Die prächt'gen Coulissen, sie waren bemalt
Im hochromantischen Style,
Mein Rittermantel hat goldig gestrahlt,
Ich fühlte die feinsten Gefühle.

„Und nun ich mich gar säuberlich
Des tollen Lands entleb'ge
Noch immer elend fühl' ich mich
Als spielt' ich noch immer Comödie.

„Ach Gott! im Scherz und unbewußt
Sprach' ich, was ich gefühlet;
Ich hab' mit dem Tod in der eigenen Brust
Den sterbenden Fechter gespielt.“

Eine genauere Untersuchung, was echt oder unecht an dem reichen Gemüthsleben, das aus dem Buch der Lieder uns in den glänzendsten und mannichfachsten Farben und Formen entgegenstrahlt, dürfte übrigens ebenso schwierig als unfruchtbar sein. Heine hat auch hierüber sein Wort gesprochen:

„Die Rose duftet, doch ob sie empfindet,
Das was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet
Bei ihres Liebes süßem Wiederhall;—

„Ich weiß es nicht. Doch macht uns gar verdrießlich
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
Erlügen sie auf das Gefühl, ersprießlich
Wär' solche Lüge, wie in manchem Fall.“

Die größte Errungenschaft, die ihn ganz als Meister im Liede zeigt, bleibt aber immer die von ihm eroberte Form, die so unendlich zauberhaft wirkt. Wie schon gesagt, hat er die einfache Form des Volksliedes wieder aufgegriffen und dessen Rhythmen mit dem feinen Ohr des Meisters der Sprache musikalisch zur größten Vollendung gebracht, deren Wohlklang so reizend ist. Bald waren die schönsten Lieder auch in aller Munde und die sämtlichen Componisten Deutschlands beieferten sich Heine'sche Verse in Muff zu setzen. So leicht hingeworfen und einfach diese Lieder aber erscheinen, so war ihre Form doch das Ergebnis großen Fleißes. A. Lewald, dem Heine einige geschriebene Blätter von seinem damals noch ungedruckten „neuen Frühling“ schenkte, sagt hierüber: „Diese Lieder in der Handschrift zeugen deutlich, wie emsig Heine an Gedanken und Form feilt. Wie gern überredete man sich nicht, daß der Dichter sie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuscripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Die reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit, es ist Alles die Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über diesen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung. Heine'sche Lieder! und gibt es etwas Naiv-Grazioseres als viele von ihnen in dem weiten Bereiche unserer Literatur? Staunte man ihn nicht an, als er mit den neubeschwungenen Weisen auftrat und das Frühere — und selbst das Leichteste darunter — schwerfällig erschien?“

Diese anscheinende Leichtigkeit der Form hat übrigens auch großes Unheil gestiftet, freilich ohne daß der Dichter dafür verantwortlich gemacht werden kann. Dieselbe reizte zur Nachahmung, und jeder deutsche Jüngling, dessen Ohr nur einigermaßen den leichten Rhythmen der Heine'schen Gedichte zugänglich war, brachte jetzt seine „jungen Leiden“ und süßen Jugendeselen in Verse. Die lyrischen Dichter schossen wie Pilze aus der Erde und

das Versemachen wurde eine bedauerlich verbreitete Krankheit, an der die deutsche Jugend leider heute noch laborirt.

Daß aber alle dadurch entstandenen Stümpereien nur dazu dienen konnten, die echte Heine'sche Muse zu heben und in doppeltem Glanze erscheinen zu lassen, ist klar genug. Heine war derzeit der Liebling des deutschen Volks und sein „Buch der Lieder“ wird in den Herzen und im Munde der Deutschen fortleben, so lange es ein deutsches Volk gibt.

Mit Recht konnte er damals von sich singen:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land,
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt!“

Zweites Buch.
Aristophanes.

1826 — 1847.

„Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas,
Madame! Aber das Leben ist im Grunde so fatal ernst-
haft, daß es nicht zu ertragen wäre, ohne solche Ver-
bindung des Pathetischen mit dem Komischen.“

„Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marktentenin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefter Sinn.“

Erster Abschnitt.

In Hamburg. — Reisen.

Wir sind hier bei einem Zeitabschnitte angelangt, wo die Berichte über Heine's Lebensschicksale noch spärlicher zu werden beginnen, als sie über seine Jugendzeit vorlagen, und wir größere Perioden seiner Lebensgeschichte nur in Kürze und in allgemeinen Zügen schildern können. Dabei wird nur selten die Beschreibung eines besonderen Ereignisses als Ergänzung und Beleg für die Richtigkeit des Bildes im Ganzen eingeschaltet werden können.

Dr. juris Heine war also in Hamburg angelangt. Zu jener Zeit fehlte es in der altherwürdigen Hansestadt nicht an literarischen und künstlerischen Kapazitäten: darunter A. Lewald, der Lustspieldichter Töpfer, von Maltitz, der Schauspieler C. Devrient und Andere. Aber Heine hatte nur mit Wenigen Verkehr und lebte in Zurückgezogenheit seiner Familie, an welcher er mit zärtlicher Liebe hing und — den Musen; denn aus der juristischen Praxis scheint gar nichts geworden zu sein und der alte

(LXII)

Oheim Salomon mußte sich mit dem literarischen Ruhm des „dummen Jungen,“ wie er ihn immer noch nannte, begnügen. Er fügte sich auch bald in das Unvermeidliche. „So konnte denn Heine,“ erzählt Steinmann, „von seinem Oheim fernerhin großmüthig unterstützt, seiner Lieblingsneigung Folge geben. In Anerkennung des Dankes, den er ihm schuldete, schrieb er dessen Leben, ein Denkmal dauernder als Erz, dessen Veröffentlichung durch den Druck — obwohl es bereits in den Händen des Berlegers Campe war — dennoch die Familie verhinderte und wirklich unterdrückte, weil sie an den geringen Ursprung ihres Ahnherrn nicht erinnert sein wollte! Deutschlands Literatur ward dadurch um eins ihrer schönsten Kleinode ärmer.“

A. Lewald verdanken wir einige weitere Notizen über diesen Aufenthalt in Hamburg. Derselbe erzählt: „Ein guter Freund zeigte mir einen jungen Menschen, der eben zum Dammtor hereinkam. Er hatte den Hut bedeutend nach vorn gerückt, so daß sein Rand die Nase beschattete; der Rock war offen und beide Hände steckten in den Taschen der Beinkleider. Sein Gang war nachlässig, stolpernd, und er gaffte links und rechts die Häuser an. Dies war Heine. Es lag in der Erscheinung eine vornehme Gleichgültigkeit, die es verschmähte bei diesen Hamburgern ein anständiges Aussehen zu erregen. Das Gesicht war fein geröthet und auf den ersten Blick verrieth es durchaus nichts Auffallendes; es war ein unbefangenes, jugendliches, neugierig in die Welt schauendes Gesicht.“ Von der Scene des Bekanntwerdens mit Heine sagt er: „Er stand wirklich vor mir, der kleine Unbefangene. Sein im ruhigen Zustande so gleichgültiges Gesicht hatte sich aber jetzt mit einem Lächeln geschmückt, das tausend Dämonen um Mund und Augen belebte, die abwechselnd Hohn und Muthwillen darüber ergossen.“

Später heißt es unter Anderem: „Er leide sehr an den Kopfnerven, sagte er, und deshalb müsse es stets ganz stille um ihn sein. Dies Kopfnervenleiden ist von Vielen in Zweifel gezogen worden; man sagt, er kokettire damit — — — Damen wollen so-

gar behaupten, es geschähe blos, um dabei mit der Hand an die Stirne zu fahren und so diese feine, weiße Hand bemerken zu lassen, worauf sich der Dichter nicht wenig einbilde. — — — Ich glaube an Heine's Kopfweiden. Seine Constitution ist schwächlich; er wird oft plötzlich glühend roth, ohne äußere Veranlassung. — — Heine lebte in Hamburg ohne öffentliche Anerkennung. Seine Werke wurden verschlungen, aber um ihn kümmerte man sich nicht. Desto ungezwungener konnte er leben. Er hatte wenig Umgang — — Vormittags sah man ihn bei seinem Verleger Campe, besonders wenn der Wallen aus Leipzig neue Journale brachte, die er dann durchslog. Er liebte Campe sehr. So lange er so bleibt—pflögte er zu sagen—bleibe ich bei ihm. Sie glauben indes nicht—fügte er lachend hinzu—wie sehr er sich verändert hat. Ehe er nach Italien reiste, war er ein vortrefflicher Mensch. Campe war daran gewöhnt, über sich scherzen zu lassen, und nahm es Heine vollends nicht übel. — Der Börne kostet ihm zuviel — sagte dieser — und will noch immer nicht recht ziehn. — Aber Börne wird ziehn, wenn Sie längst vergessen sein werden—gab Campe zurück. — Das ist ein Unglück für ihn und für Sie — erwiederte Heine — daß so lange darauf gewartet werden muß. „Nachmittags sah man ihn zuweilen in einem Zirkel, der sich bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte und aus den heterogensten Elementen bestand. Einige Mitglieder des Stadttheaters, Cornet, Jost, E. Devrient, einige junge Advokaten und Mediziner, der Lustspielsdichter Töpfer und Lewald gehörten diesem Kreise an.

„Den Sommer über wohnte er in dem stillen Dörfchen Wandstedt; melancholischer, friedlicher gibt es wohl keines auf der Welt. Hier lebte er seinen Studien und kam nur selten zur Stadt.“ —

Einen großen Theil des Sommers verbrachte Heine übrigens auf der Insel Norderney, um das Seebad zu genießen und wir verdanken dieser Tour die drei Abtheilungen „die Nordsee“ in den Reisebildern. Hierauf folgte eine Reise nach London. Heine schilderte später die Eindrücke, welche er dort empfangen, in den

„englischen Fragmenten,“ die ebenfalls den Reisebildern einverleibt wurden. Eine interessante Episode dieser Reise erzählt uns Stetumann:

„Während seiner Anwesenheit in London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus augenblicklicher Geldverlegenheit, weil es vernommen, Heine beabsichtige die Herausgabe einer Schrift über das Haus Rothschild. Als Heine erfuhr, daß jenes Bankierhaus zu den entschiedensten Gegnern Rothschild's gehöre und sehr wünsche, daß die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit sich zu bewahren und das Londoner Bankierhaus nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte. Ob Heine wirklich die Absicht gehabt, wie A. Lewald erzählt, eine Schrift über Rothschild zu veröffentlichen, ist mir nicht bekannt geworden.“

Nach seiner Rückkehr aus England (1827) erhielt Heine vom Buchhändler Cotta den Antrag, mit Dr. Lindner die von ihm in München herausgegebenen „politischen Annalen“ zu redigieren. Er nahm das Anerbieten an und reiste nach Süddeutschland ab. In Frankfurt a. M. besuchte er Börne, welchen er, trotz der späteren, so häßlichen Schilderung dieses Besuchs in dem Buch „über Börne,“ damals offenbar schätzte. Von hier ging er nach München an seinen neuen Posten.

„Es galt,“ sagte Heine, „damals für die liberale Presse jene Organe zu schaffen, die späterhin so heilsamen Einfluß üben könnten. Es galt die Zukunft zu säen, für welche in der Gegenwart nur die Feinde Augen hatten, so daß der arme Säemann schon gleich nur Aerger und Schmähung einerntete. Männiglich bekannt sind die giftigen Jämmerlichkeiten, welche die ultramontane aristokratische Propaganda in München gegen mich und meine Freunde ausübte.“ „Hüten Sie sich in München mit den Pfaffen

zu collidiren," waren auch Börne's letzte Worte beim Abschied gewesen.

Heine nahm an der Redaktion eines Jahrganges der „Annalen“ Theil; jedes Heft enthielt eine bis zwei Mittheilungen aus seiner Feder, darunter sämtliche Aufsätze der „englischen Fragmente.“ Ein Artikel war der Literaturgeschichte Wolfgang Menzels gewidmet. Auch für das „Morgenblatt“ und „Inland,“ zwei andere periodische Schriften des Cotta'schen Verlags war Heine damals thätig. Unter Anderem schrieb er für Ersteres eine Kritik des Trauerspiels Struensee von M. Beer.

Im Jahre 1828 reiste er nach Italien. Seine Berichte darüber erschienen zuerst im Morgenblatt und wurden darauf den Reisebildern beigelegt. Die Nachricht, daß sein Vater auf dem Todebette liege, rief ihn plötzlich aus Italien zurück. Doch er sollte denselben nicht mehr sehen; vor seiner Ankunft in Hamburg, war er—im Wahnsinn—gestorben. Heine blieb denn auch nicht lange in der Hansestadt; er begab sich nach Lüneburg, wo er in regem Verkehr mit Dr. Christiani lebte.

Das Jahr 1829 findet ihn wieder in Berlin, wo er die alten Freundeskreise aufsucht. Besonders nähert er sich der bewundernswürdigen Rachel auf's Neue. Ein Brief an Barnhagen vom 13. März 1829 aus ihrer Feder erzählt von ihm:

„— Von Heine wollte ich Dir eben schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltsleer und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug. — Wir sprachen alle viel. Die Rede kam auf die ägyptischen Bildwerke; ich nahm ihre steifen Haltungen in Schutz und erwies, die Natur im Bagnen und alles, was sie versucht und zu thun gezwungen ist, aus lauter nur für sie geltenden Gründen nachahmen zu wollen, sei durchaus falsch und daher unthunlich; in eine menschliche Schranke müssen Künste sich engen; in einen solchen, für den höchsten gehaltenen Menschenzustand, in Beschränkung, in Grenze ihre Ein-

willigung geben, das allein sei ihre Freiheit; und so seien der Egyptianer Stellungen eine Art Bild ihres geselligen Daseins; nicht arbeitend, nicht strebend, nicht recht bewegt. Der Gegensatz davon sei der Wiener Walzer, der oft so unsinnig angebracht schiene, nach jedem ernstem Kampf oft, mir aber stets ernstem Eindruck mache und gefalle — ohne daß ich lange den Grund deutlich gewußt — sowie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geschehen sei: gewalzt! Was will der Mensch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigsein! — Heine schlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen; er brach wider Willen aus. — Tollheit! schrie er, toll, ganz toll, o wie toll! Tollheit! nein, das ist rasend: solcher Unsinn ward noch nicht gesagt!

„Und so blieb er lachend. Sowie er wieder zu sich war, war er reinsten lichter Meid. Ich sagte ihm auch: Den Unsinn möchten Sie gemacht haben! — Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, mußte ich ihm erklären: er frug ganz ernsthaft, und fand es dann sehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich sah ich ihn nie. Das wollte ich Dir erzählen. Um neun Uhr ging Heine!“ —

Die Monate Juli und August des folgenden Jahres brachte Heine auf der Insel Helgoland zu, wo ihn die Nachricht von der Pariser Julirevolution überraschte, welche von bedeutendem Einfluß für sein künftiges Schicksal war.

Von allen diesen Ausflügen kehrte Heine immer wieder nach Hamburg in den Kreis seiner Familie und Freunde zurück, wie in ein freundliches Asyl, obgleich ihm die Stadt und ihre Bewohner im allgemeinen gar nicht behagten. Sang er doch schon 1829 entrüstet:

„Daß ich bequem verbluten kann
Gehet mir ein edles, weites Feld!
D laßt mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

— — — — —
D, daß ich große Laster sah',
Verbrechen, blutig, kolossal, —
Nur diese satte Jugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!“

Zweiter Abschnitt.

Die Reisebilder.

Inzwischen waren die „Reisebilder,“ vier Bände stark, erschienen und Heine hatte sich auch als prosaischer Schriftsteller großen Ruhm erkämpft.

Im Jahre 1826 erschien im Verlage von Hoffmann und Campe in Hamburg der erste Theil. „Selten hat ein Buch,“ sagt Julian Schmidt, „in Deutschland so laute und allseitige Theilnahme hervorgerufen als der erste Band der Reisebilder; die Verschiedenheiten des Alters und Standes verschwanden vor diesem mächtigen Eindruck. Die vorwärtstrebende Jugend begeisterte sich an den trunkenen Dithyramben, und die ergraute Diplomatie schlürfte mit geheimem Entzücken das süße Gift, dessen Verderblichkeit sie keinen Augenblick verkannte: Fürst Metternich und Geng,¹²⁾ sein Vertrauter, waren nicht weniger entzückt als der Demagog, der mit genauer Noth ihren Verfolgungen entging. Die Reisebilder waren das erste freie Aufathmen nach einer schweren und schwülen Atmosphäre. Zum erstenmal hörte man inmitten der Nachtunholde, mit denen die Leichenphantasie der Restaurationsdichter uns beschenkt, ein lautes, übermüthiges, aus der Seele kommendes Gelächter.“

Heine hatte es gewagt, die Welt zu sehen, wie sie ist. Er riß der Gesellschaft die heuchlerische Larve und all die christlich frommen Lappen, in welche sie sich maskirt, vom Leibe und zeigte sie in ihrer ganzen Nacktheit. Mit sprudelndem Humor, mit einem frivolen Witz getfelte er ihre Blößen. Was „keusche Ohren“ bisher nicht hören, keusche Herzen aber nicht entbehren konnten, er wagte es in trunkenem Uebermuth auszusprechen. Die Gesellschaft erkannte sich in dem Spiegel, welchen er ihr vorhielt und sie war entzückt, daß sie plötzlich von der drückenden Zwangsjade der Heuchelei befreit worden und frei aufathmen durfte. Wohl

hatte Einer den Andern als Seinesgleichen gekannt, aber Keiner es gewagt, sich im wahren Lichte zu zeigen. Seine hatte sie Alle enthüllt und sich selbst als Ihresgleichen hingestellt. Die Heuchelei und Verlogenheit der Gesellschaft, welche in der drückenden, trüben Atmosphäre der Restaurationszeit so üppig emporgeschossen und so allgemein verbreitet waren, sie waren mit einem Schläge abgethan. Man hatte seine Schwächen und Fehler erkannt, ein Einziger hatte das Geständniß für Alle abgelegt und auf dem neugewonnenen Boden der Wirklichkeit konnte man die Wege zur Heilung und Besserung suchen. Das war das Verdienst des ersten Bandes der „Reisebilder“ und zwar hauptsächlich der „Harzreise.“

Dieser voraus geht eine Sammlung Gedichte „die Heimkehr,“ welche wir bereits mit dem „Buche der Lieder“ besprochen haben. Den Schluß des Bandes bilden zwei Abtheilungen Gedichte „die Nordsee.“¹²⁾ Es sind tief poetische Schilderungen, der während seines Aufenthalts auf Norderney empfangenen Eindrücke, meist in loser, antiken Vermaßen nachgeahmter Form. Auch sind es zumeist die Gestalten der Mythologie der Alten, welche die Anhaltspunkte für diese herrlichen Spiele der reichen Phantasie des Dichters bieten; seltener zeigen sich die Märchen- oder Spukgestalten der Romantik, wie z. B. im „Seegespenst.“ Am trefflichsten sind die Schilderungen der Natur und des Lebens. Seine zeigt sich da von ganz neuer Seite. Mit den schlichtesten, einfachsten Zügen, weiß er die Bilder vor unser Auge zu zaubern und den Figuren Leben einzuhauchen. Man sehe die Schilderungen im „Sturm,“ „Sonnenuntergang,“ „Gewitter“ und in „Meeresstille.“ Wie lebensvoll, plastisch steht nicht das Bild des „Schiffsjungen“ in dem letztgenannten Gedichte vor uns:

„Bei dem Mastbaum segelstehend,
Kauert der betheerte Schiffsjung.

„Hinter'm Schmuze seiner Wangen
Sprüht es roth, wehmüthig zuckt es
Um das breite Maul, und schmerzlich
Schau'n die großen, schönen Augen.

„Denn der Kapitän steht vor ihm,
Lobt und flucht und schilt ihn: Spießbub
„Spießbub! einen Haring hast du
Aus der Lonne mir gestohlen!“

Durch das Ganze ziehen sich Ideen über die Fragen der Zeit, der Kampf, den Heine schon in den Tragödien begonnen. Man vergleiche den „Frieden,“ „die Götter Griechenlands“ und die „Fragen:“

„Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmuth, das Haupt voll Zweifel
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„„,D löst mir das Räthsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Räthsel,
Vorüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Verüdenhäupter und tausend andre
Arme, schweißende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“

„Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmelt,
Es weht der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.“

Der zweite Theil der Reisebilder erschien im Jahre 1827. Er beginnt mit der dritten Abtheilung „Nordsee,“ in welchen Schilderungen des Erlebten mit kritischen Abschweifungen in die Gebiete der Literatur und Kunst, der Religion und Politik u. s. w. abwechseln. Heine tritt hier schon vorzugsweise publizistisch auf und polemisiert auch besonders gegen den Spiritualismus des Christenthums, welcher die Materie, als des Teufels, verdammt. Der Kampf für die „Emanzipation des Fleisches,“ des Sinnen-

Lebens wird vorbereitet, mittelst welcher die Menschen von dem Streben nach dem erträumten Himmel in das wirkliche Leben, in das Ringen nach irdischer Glückseligkeit zurückgeführt werden sollen. Denn das religiös unterjochte „Geschlecht hat Menschen hervorgebracht, in deren Herzen nur faules Wasser siedet, und die daher in den Herzen Anderer Springquellen eines frischen Blutes verstopfen möchten, Menschen von erloschener Genußfähigkeit, die das Leben verläumdten und Andern alle Herrlichkeit dieser Welt verleiden wollten, indem sie solche als Lockspeisen schildern, die der Böse blos zu unserer Versuchung hingestellt habe; — — — und diese Menschen haben einen Jugendpöbel um sich versammelt und predigen ihm das Kreuz gegen den großen Heiden (Goethe) und gegen seine nackten Göttergestalten, die sie gern durch ihre vernünftigen dummen Teufel ersetzen möchten.“

Am Schluß dieses Reifebildes finden wir eine Reihe von „Xenien aus der Feder Immermann's, seines hohen Mitstrebenenden,“ deren wir erwähnen müssen, da die Mittheilung derselben Heine in schlimme Händel verwickelte.

Es folgen nun die „Ideen“ oder „das Buch Le Grand,“ zu welchem letztem Titel ein französischer Tambourmajor, dessen sich Heine aus seinen Knabenjahren erinnert, den Namen leihen muß. Das Buch ist Evellinen gewidmet und behandelt größtentheils Reminiscenzen aus der Jugendzeit in poetisch pikantem Gewande, deren Darstellung ebenfalls häufig von allerlei Reflexionen über wichtige Fragen des Lebens unterbrochen sind. In diesem Buche macht sich auch wieder die glühende Verehrung für den „großen Napoleon“ geltend, die Heine's Herz in den denkwürdigen Tagen seiner ersten Jugendjahre ergriffen hatte und fortwährend fesselte. Man hat ihm diesen „abgöttischen Bonapartismus“ oft zum schweren Vorwurf gemacht; wir haben dessen Entstehen bereits an einer andern Stelle zu erklären gesucht und können es wohl begreifen, wie jene tiefen Jugendindrücke, besonders in so thaten- und trostloser Zeit, in der regen, beweglichen, reichen Phantasie unseres Dichters immer festere Wurzeln schlagen mußten.

Die „Briefe aus Berlin,“ deren wir seiner Zeit erwähnt, machten in der ersten Auflage den Schluß des zweiten Bandes der Reisebilder aus. Es waren dieselben erste Stylproben des Prosaisisten Heine und wurden von dem Dichter bei der zweiten Auflage gestrichen. An ihre Stelle wurde die Gedichtsammlung „Neuer Frühling“ gesetzt, welche wir mit den „neuen Gedichten,“ welchen sie später einverleibt wurden, besprechen werden.

In den Jahren 1830 und 31 erschienen der dritte und vierte Theil der Reisebilder; die Eindrücke der italienischen Reise bilden den Grundstoff des dritten und eines großen Theils des vierten Bandes; durch denselben zieht sich der rothe Faden der in den früheren Bänden begonnenen Polemik. Die zweite Abtheilung des dritten Bandes „die Bäder von Luffa“ ist aber noch dazu einem Akt der grausamsten Rache und der schändlichsten Ungerechtigkeit gewidmet. Schon das Titelblatt verräth die Tendenz. Die „Bäder von Luffa“ sind dem Dichter Karl Immermann zugeeignet und führen als Motto die Verse:

„Ich bin wie Weib dem Manne —
Graf August von Platen.

„Will der Herr Graf ein Lätzchen wagen,
So mag er's sagen,
Ich spiel ihm auf.

Figaro.“

Platen hatte im Jahre 1829 den „romantischen Oedipus,“ eine Komödie in „aristophanischem Genre“ veröffentlicht, welche vorzugsweise gegen Immermann und seine Schicksalstragödien gerichtet war. Wir haben oben gesehen, daß Immermann seinerseits Platen schon vorher in seinen „Xenien“ angegriffen und Heine dieselben abgedruckt hatte. Es scheint nun allerdings, daß dies viel zum Entstehen der genannten Komödie beigetragen hatte, in welcher Beide büßen sollten. Hauptperson ist der „Romantiker Immermann,“ der unter den Halbeschnuden auf der Lüneburger Heide, „Tag und Nacht romantische Blasebälge tretend wohnt,

Besser einer Schäferet und nebenbei Scharfrichteret." Denn sein Trauerspiel Cardenio ist „die größte, mehr als ekelhafte Mezelet, die je der fette Frosch Bombast in dunstigem Irrlichtsumpf poetischen Wahnsinns lachte." Die Scene zeigt Nimmermann hinter einer spanischen Wand, wo er „ein Trauerspiel überlegt" und ein „Privatgeschäft abthut," da er Sophokles Oedip gelesen, der sogleich wieder als Purganz von ihm geht." Diesem Haupthelden sind nun folgende Worte in den Mund gelegt:

„— — — Ich erkläre auch
Weshalb der getaufte Heine, mein Mitstreber,
Kein Byron bloß mir, aber ein Petrarca scheint.
Ihn nennen dürfen hätte ich auch den Pindarus
Vom kleinen Namen Benjamin; er nannte mich
Des jetzigen Zeitabschnittes ersten Tragiker.“

Später nennt Platen Heine noch „den herrlichen Petrarch des Laubbüttenfestes" und weil doch er sich „der ersten Dichter einen" in einem „Liedlein" selbst genannt, spricht er von „Synagogenstolz" und nennt ihn den „Busenfreund" Immermann's, „des sterblichen Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten."

Das war zu viel für den beinahe weiblich empfindlichen Dichter und er wagte den traurigen Versuch, Platen moralisch zu morden. Der ungarische Schriftsteller Kertbeny erzählt eine Unterredung hierüber mit Heine. Er fragte denselben: „Sagen Sie mir aufrichtig, halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter? Und wissen Sie, daß der Mann an Ihrem Hohn gestorben?" — „Ei freilich," meinte Heine, „hätte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathematischen Sinne für Musik." — „Weshalb thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewußtsein Unrecht?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte Heine, und er lächelte faunisch, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daß es nothwendig ein Hallo von Opposition hervorrufen mußte; das fühlte

ich voraus; und besonders all die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schindete ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in München mit einem Lorbeerkranze spazieren, das hab' ich selbst gesehen. Auch — und hier stochte Heine etwas — war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, es möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen . . . und endlich erstach er sich wie ein Scorpion.“

Dies die Entstehungsgründe jener scheußlichen Diatribe, welche den dritten Band der Reisebilder verunstaltet. Wir begegnen hier zum Erstenmale einem Charakterzuge Heine's, der einen düsteren, trüben Schatten auf seine mannfachen, so glänzenden Eigenschaften wirft. Heine ist von einer Eitelkeit und Selbstliebe besessen, die so wenig seinem „Deutschthum“ eigen sind, als die tückische Malice, die überlegende Nachsicht, der vernichtend giftige Spott, mit welchem er jenem Egoismus fröhnt. Wir werden leider noch öfter solchen Erscheinungen begegnen. — —

Die zweite Abtheilung des vierten Bandes bilden die „englischen Fragmente.“ Sie sind für die „politischen Annalen,“ also rein für das Tagesbedürfniß geschrieben, und erst später gesammelt und mit einem Schlußwort versehen den Reisebildern beigelegt worden.

Heine hatte mit dem ersten Band seiner Reisebilder einen solchen Triumph gefeiert, daß er das Verdienst, das er damit erworben und dessen wir erwähnen, wohl überschätzt haben mag und sich in einer Bahn fortdrängen ließ, auf der er den Befehlen der Schönheit ebenso oft nahe treten mußte, wie den Anforderungen der

Sittlichkeit. Und doch waren jene Gesetze tief in seine Seele geprägt, hatte sein klarer Geist die Nothwendigkeit eingesehen, die pfäffisch christliche Moral nach den Geboten der Natur auf eine rein menschliche Sittlichkeit zurückzuführen. Aber jener gewaltige Ausfluß des Welt Schmerzes, jener Zerstörungstrieb, der sich bereits in seinen frühern Gedichten geltend gemacht hatte, bemächtigte sich immer mehr seines ganzen Wesens, und die Natur hatte ihn mit den Werkzeugen ausgerüstet jenen Trieb nach Lust zu befriedigen. Heine war dazu seinem innersten Wesen nach ein Romantiker, eine durch und durch egoistisch angelegte Natur, welche nur den Forderungen subjektiver Willkür, der eigenen souveränen Laune gehorchte. Ausgestattet mit einem glänzenden Witz, einem Stachel der Satyre, der überall den wunden Fleck zu treffen wußte, stach und äßte er nach Laune Alles an, was ihm des Untergangs würdig erschien. Und dabei war er keineswegs wählerisch. Was seinen Anschauungen, was ihm persönlich entgegenstand, was ihm nur unangenehm oder unbequem war, wurde von seinem zersetzenden Spotte getroffen und vernichtet.

Dem Propheten der Emanzipation des Fleisches war aber nicht nur die verheuchelte christliche Moral zuwider. Er war ganz ein Kind seiner Zeit. Leicht beweglich und rasch empfänglich war er mit allen Schwächen und Gebrechen derselben behaftet. Die Reaktion gegen die christliche Askese, die Abtödtung des Fleisches, die Verdammung aller Erdengenüsse schuf ihn zum Vertheidiger einer Genußsucht, die ihn oft auch über die Grenzen einer naturgemäßen, rein menschlichen Moral hinausführte. Seiner souveränen Laune war eigentlich gar nichts mehr heilig. Alles sollte auf den Kopf gestellt werden, damit es einmal durchaus anders werden könnte. Bei dieser Verachtung des ganzen Daseins, alles Bestehenden, mußte jener Geist der Frivolität sich seiner bemächtigen, der uns je offener und prunkender entgegentritt, je weiter wir in den Reifebildern vorwärts dringen. Dadurch setzt sich Heine gar oft mit dem Ernste seiner Aufgabe, ein wahrer Jünger der Kunst, ein würdiger Vertreter der Ideen des Fortschritts zu

sein, in Widerspruch und statt der „Propheet der politischen, religiösen und sittlichen Freiheit“ zu sein, spielt er ihn nur.

Die Reisebilder fanden übrigens einen ungeheuern Leserkreis, obgleich, oder vielleicht gerade weil sie so waren. Es war so bequem, sich plötzlich allen Zwangs, auch des lezten Banns entledigt zu sehen, das die freie, willkürliche Bewegung, den schrankenlosen Sinnengenuss eingeengt hatte. Die bequemste Moral ist, keine zu haben, und jeder Libertin, jeder Laffe, der einmal mit der Sittlichkeit in einen Conflikt gerathen war, jauchzte hoch auf vor Entzücken, eine Anleitung zu haben, die Tugend als Heuchelei wegzu-philosophiren und sich nach „großen Lastern“ zu sehnen. In dieser Beziehung hat Heine viel geschadet und wird es noch ferner thun, bis eine durchgreifende Gesellschaftsreform auch unsere sittlichen Anschauungen in ein sicheres Geleise und zu natürlicher, fester Gestaltung gebracht hat. Heine hat das Feld dazu nicht allein geebnet, er hat es auch schlüpfrig gemacht und bacchantisch berauscht von dem „süßen Giste“ taumelt noch heute die Jugend darüber hin und gar Viele können noch zum Sturze gebracht werden. — — —

Wir haben noch der äußern Form der Reisebilder zu erwähnen. Lewald erzählt aus Hamburg folgende Anekdote: „Ein älthlicher Herr, der in der Gesellschaft für einen Kenner galt, meinte: Heine werde nie ein Buch schreiben, es seien zwar neue und gute Gedanken, die er zu Markt bringe, aber Alles ohne Anfang und ohne Ende; man könne das eigentlich kein Buch nennen.“

Der alte Herr hatte so unrecht nicht. Von Plan und Anlage eines Werkes, als eines organischen, in sich abgeschlossenen Ganzen ist keine Rede. Heine überläßt sich ganz im Sinne der Romantiker seiner genialen Laune; er beginnt über einen Gegenstand zu schreiben, springt auf Dies und Das über, kommt zur Sache zurück und schweift wieder ab, ganz nach Herzenslust. Aber er weiß immer zu fesseln, zu entzücken, hinzureißen. Heine hat die Sprache in seiner Gewalt wie Keiner. Das sieht Alles aus so leicht und leichtsinntig hingeworfen, wie seine kleinen Liedchen; und doch ist

da dieselbe Berechnung der Wirkung, derselbe Fleiß, die höchste Vollendung zu erstreben.

„Die Diktion Heine's,“ sagt Guplow in dem schon einmal erwähnten Buche, „ist der Culminationspunkt der modernen Schreibart, sie hat alle Vorzüge und alle Fehler derselben. Ihr größter Fehler ist wohl einer, für den sie selbst nicht kann, nämlich der, daß sie sich nachahmen läßt. Diese feine musivische Composition, diese drei-, viermal überbürstete Einlebung lächelnder Gedanken, diese sogar im Erhabenen noch immer beobachtete Beobachtung ihrer selbst, könnte Methode werden, da sie ordentlich ihre Regeln hat. Alles heinisirt, Alles mischt den Scherz in den Ernst, setzt die concreten Bilder für abstracte Begriffe, gibt den Theil für das Ganze und hat für das Erhabene eine eigenthümliche Verbindung der Sätze, die in einem gewissen Fortspinnen der Peritoden durch träumerisch-gedankenlose Verbindungspartikeln besteht. Jeder, der heute schön schreiben will, muß einen Theil von Heine borgen — — Heine bleibt der unübertroffene Matabor dieser neuen Stylschöpfungen.“ Die Nachahmung des Heine'schen Styla wurde allerdings sehr stark betrieben und wird es heute noch, wahrlich nicht zum Vortheil einer geblegenen deutschen Prosa. Dieser Styl ist so durch und durch Heine's Natur angemessen, so ganz und gar seinem eignen Wesen angepaßt, daß bei der Nachahmung alle diese feinen Zierrathe aussehen wie eitel Trödel, den man zusammenborgt, um Etwas vorzustellen, was man nicht ist.

Dritter Abschnitt.

In Paris.

Der Aufenthalt in Deutschland war Heine schon 1830 vielfach verleidet worden. „Ich bin,“ schrieb er am 6. Juli auf Helgoland an Steinmann, „des Guerillakrieges müde und verlange nach Ruhe. Es ist wahrlich seltsam, daß gerade ich aus meinem be-

schaulichen Leben herausgestört ward, um meine armen deutschen Landsleute gleichfalls herauszustören aus ihrer Behaglichkeit und in die Bewegung hineintreiben und mich mit Polizei und Censur herumzuheizen. Was mußte ich auch Reisebilder schreiben, politische Annalen redigiren, mich mit der Zeit und ihren Interessen ablagen, den armen deutschen Michel aus seinem tausendjährigen Dachsclaf aufrütteln? Was half's mir? Er schlug die Augen auf, um sie gleich darauf wieder zu schließen; er gähnte, um sofort wieder nur noch stärker zu schnarchen; er reckte seine steifen ungelenten Gliedmaßen, um gleich darauf wieder im alten Bette seiner Gewohnheiten gleich einer Leiche leblos zu liegen. Ich muß Ruhe haben; aber wo finde ich einen Ruheplatz? Vielleicht wäre am Ende der der beste, worauf die „stillen Leute“ ruhen und wo es Betten gibt, die man „kühl,“ „kalt,“ „still“ und „düster“ nennt. Doch nein—für diese Lagerpfühle bin ich noch zu warm, zu voll Leben. In Deutschland kann ich nicht länger bleiben; ich habe die Wahl zwischen Frankreich, England, Italien und Nordamerika.— — — Gib mir Rath, wohin ich gehen soll.“

Da überraschten ihn die „glühend heißen Neuigkeiten vom festen Lande,“ die Nachricht von der Julirevolution in Paris: „Es waren Sonnenstrahlen, eingewickelt in Druckpapier, und sie entflamnten meine Seele bis zum wildesten Brand. Mir war als könnte ich den Ocean bis zum Nordpol anzünden mit den Gluthen der Begeisterung und der tollen Freude, die in mir loderten.“— Mit Nacht zog es ihn nach Paris hin, wo jetzt einer bessern Zukunft, deren Erringung er im Grunde seines Herzens freudig zuge than war, Thür und Thor geöffnet schien. Eine Zeit lang mußte er aber noch in Hamburg aushalten. Endlich, am 1. Mai 1831, verließ er Deutschland und eilte nach Paris, wo „noch hie und da die Lichter der Julisonne flimmerten; die Wangen der schönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküssen dieser Sonne und an ihrer Brust war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenstrauß; an den Straßenecken waren freilich hie und da die liberté, égalité, fraternité schon wieder abgewischt.“

A. Lewald, welcher bald nachher ebenfalls nach Paris kam, gibt uns einige Nachrichten über Heine's Leben daselbst. Es fing nachgerade an, erzählt er, ihm in Paris zu gefallen, er hatte einige Bekanntschaften gemacht, die ihn interessirten. Ein junger Mensch von bedeutendem Talente hatte sich darüber gemacht, unter seinen Augen die Reisebilder zu übersetzen. Heine freute sich darüber, den Franzosen nun bald bekannt zu werden. Leider war aber der Uebersetzer zugleich Nachtwandler, stieg einige Wochen später auf's Dach und stürzte sich zu Tode, ehe er seine Aufgabe beendet hatte. „Ich habe viel Unglück!“ sagte Heine. In Rothschild's Zirkeln hatte er Gelegenheit, sich den ausgezeichnetsten Männern des Tages zu nähern; auch die Soirées bei Lafayette pflegte er zu besuchen. Die St. Simonisten bemühten sich, ihn für ihr Interesse zu gewinnen. Man sah ihn in ihren Soirées, die sie in der Rue Taitbout gaben, und er hörte gern die Reden, die bei ihrem sogenannten Gottesdienste gehalten wurden. Dinde Rodrigues und den Péro Enfantin, die er persönlich kannte, schätzte er sehr, ohne sich jedoch ihren Wünschen hinzugeben. Er hielt sich wie in Deutschland, so auch in Frankreich, fern von allen Eliquen, und ging ruhig seines Weges, ohne sich irren zu lassen. Balzac, Dumas, Scribe, A. Schaffer, V. Hugo, G. Sand, D. Gay, Th. Gauthier, Lamartine, L. Blanc und andern literarischen Notabilitäten Frankreichs stand er mehr oder minder nahe.

„Heine's Leben, sagt Lewald, ist zwischen angenehmen Genüssen der mannigfaltigsten Art getheilt. Die Einladungen folgen unaufhörlich. — Seine Laune scheint nie getrübt — Sein Witz ist ein sprudelnder nie versiegender Born, und er verläugnet den Verfasser der Reisebilder keinen Augenblick. Die ergößlichsten Schilderungen entwirft er mit bewundernswerther Leichtigkeit, die komischsten Charaktere entwickelt er im Gespräch. — Er ist von mittlerer Größe und wohlgebaut, rasch, aber keineswegs unflät in seinen Bewegungen; hellbraunes Haar legt sich dicht, doch nicht in Locken um den Kopf, unter einer sehr schönen Stirn funkeln ein paar hellbraune, auf den ersten Augenblick, weil er sehr kurz-

sichtig ist, klein scheinende Augen; sein Mund, auf dem beständig der Zug seiner Ironie ruht, selbst wenn er ernst oder mit Leidenschaft spricht, macht einen höchst angenehmen Eindruck. Die ganze äußere Erscheinung Heine's ist durchaus einfach; in seiner Kleidung, in seinem Auftreten auch nicht die mindeste Spur von Gesuchtheit und Affectation, dagegen desto mehr Sicherheit."

Heine scheint sich sehr bald in das Pariser Leben gefunden und sich in einen Strudel von Zerstreuungen, und zwar nicht immer der empfehlenswerthesten Art, gestürzt zu haben. Leider ist uns sehr wenig von seinem Leben in dieser Periode bekannt geworden, und es liegt nicht in unserer Aufgabe nach dem Scheine zu urtheilen und jene Vermuthungen breitzutreten. Bekannt ist es, daß sich der Dichter bald in den socialen Anschauungen des Quartier latin zurecht fand und sich au treizième arrondissement verheirathete. A. Lewald spricht von seiner Frau. Er sagt: „Die Frau, welche in Gemeinschaft mit einem Manne lebt, wird (in Paris) nie anders als Madame titulirt und Mr. Heine führte Mme. Heine als solche in die anständigsten Zirkel. Eine hübsche Brünette mit Feuerangen, aus denen Geist blizt. Er lernte sie vor sechs Jahren gleich nach seiner Ankunft kennen.—Heine verschweigt bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und ist entzückt, sich doch geliebt zu wissen.“

Trop all den Zerstreuungen, welche die Weltstadt dem nach Genüssen lechzenden Dichter bot, war er doch von Anfang an äußerst thätig. Durch seine frühere Verbindung mit Cotta erhielt er sogleich eine Stelle als Correspondent der von diesem herausgegebenen Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ und die Bekanntschaft mit einem französischen Schriftsteller verhalf ihm zum Posten eines Mitarbeiters an einer französischen Zeitschrift. Heine erzählt hierüber in seinen Geständnissen: „Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch lebenswürdige Anregungen viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen Träumers zu entwölken und sein vergräimtes Herz in die Helder-

keit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die *Europe littéraire* gestiftet, und als Direktor derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, daß ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich“ — war die lachende Antwort — „außer dem genre ennuyeux gestatte ich wie Voltaire jedes Genre.“ — So schrieb denn Heine für die *Europe littéraire* eine Reihe von Aufsätzen „de l'Allemagne,“ denen wir das Entstehen des zweiten Bands des *Salons* „zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ und des Buchs über „die romantische Schule“ verdanken.

Bei der Arbeit liebte Heine die Stille und Ruhe. Er nahm daher seine Wohnungen stets in den entlegensten einsamsten Straßen, und wählte da wieder einen stillen Hof, oft den zweiten oder dritten, wohinaus die Fenster seiner Arbeitskammer blickten, weit entfernt vom Gewirre und Geräusche des Tages und dem Getriebe der lauten Welt der Hauptstadt. So wohnte er eine Zeitlang in der Rue l'Echiquier im zweiten Hofe eines geräumigen Hotels, abgetrennt, todtstill, aber comfortable. Später vertauschte er diese Wohnung mit einer gleich einsam gelegenen auf dem Faubourg Poissonnière, und diese wieder mit einem Logis in der entlegenen Rue d'Amsterdam No. 50, wo ihn jene fürchterliche Krankheit überfiel, welche ihn da jahrelang wie lebendig begraben hielt.

Dies ist so ziemlich Alles was wir über das äußere Leben Heine's in Paris bis zum Jahre 1847 wissen. Es bleibt nur noch beizufügen, daß er öfters seine Pariser Wohnung mit einem nahen Landsitze vertauschte, sich auf ein stilles Dorf zurückzog, am Ufer des geliebten Meeres—in der Normandie, bei Dieppe (1832, 1840) bei Havre de Grace—sich niederließ, die Bäder in den Pyrenäen (Cauterets 1841, Barèges 1846) besuchte und im November 1843, sowie im Sommer 1844, nach Deutschland reiste, um seine Mutter, Verwandten und Freunde wiederzusehen.

Von dem ersteren Besuch in Deutschland weiß uns Steinmann, den Heine in Münster besuchte, eine interessante Episode zu erzählen: „Ich saß im Bureau, mit Amtsarbeiten beschäftigt, als der Kanzleidiener mir meldete, ein Franzose sei da mit einem Lohnlat: er wüßte mich zu sprechen. Ich eilte hinunter auf den Vorhof des Amtslokals und siehe — Heine stand vor mir, obwohl wir uns in dreiundzwanzig Jahren nicht gesehen, ganz der Alte, nur daß er ein nicht unbedeutendes Embonpoint gewonnen hatte. Vor einer Stunde mit der Schnellpost eingetroffen, hatte er sich bereits zur Schnellpost nach Osnabrück einschreiben lassen, die um zehn Uhr des Weges nach Hamburg fuhr. Eine Stunde war uns zum Wiedersehen, zur Erinnerung an unser Jugendleben, zum Austausch von Gedanken nur vergönnt; er hatte Münster noch nicht gesehen; deshalb galt es sorgsamste Benützung der knapp uns zugemessenen Zeit, der einzigen Stunde. Wir gingen zum Dom, zum Rathhause, zur Lambertikirche, bis zum Schlosse und sahen, was zu sehen war, also im Fluge. Auffallend war es mir, daß er, der die deutsche Muttersprache schreibend in seiner Gewalt hatte wie kein anderer, im Sprechen jetzt oftmals die Worte suchen mußte. Er leitete diesen Mangel daher, daß seine Gattin nicht allein Französin, sondern auch sein Haushalt in Paris französisch sei, und er wenig Umgang mit Deutschen dort pflege. Seiner Aeußerung zufolge war er mit einem Werke über seine Erlebnisse während seines Aufenthalts zu Paris beschäftigt, wovon in öffentlichen Blättern unter der Firma: *Memoiren* häufig die Rede war.

„Zum ersten Male sah er hier

Jene Körbe von Eisen,
Die hoch zu Münster hangen am Thurm,
Der Sankt Lambertii geheißten.
Der Schneiderkönig saß darin
Mit seinen beiden Nätzen;
Wir aber benutzen die Körbe jetzt
Für andre Majestäten u. s. w.

Also singt er im „Wintermärchen.“ Für die Geschichte der Wiedertäufer hegte er das lebendigste Interesse, und zu meiner Ver-

wunderung kannte er die Schriften von Kerfenbrod, Jochnus und Ranke's — wenngleich kurze, aber dennoch tiefbegründete — Schilderung jenes ersten communistischen Reiches genau; er hatte sie mit Vorliebe studirt. Viele Aeußerungen über deutsche literarische Notabilitäten und politische Zustände, über die Verhältnisse des deutschen Buchhandels und der Presse in Deutschland und Frankreich, über die Gesamtausgabe seiner Werke aus seinem Munde dem Papiere anzuvertrauen, dürfte hier zur Zeit nicht am Orte sein; daß sie treffend waren, bedarf der Versicherung nicht."

Wir haben in diesem Lebensabschnitte Heine's, ehe wir zu dessen literarischer Thätigkeit zurückkehren, noch eines wichtigen Ereignisses zu erwähnen. Heine hatte in dem Buch über Börne die Freundin des Letztern, Madame Wohl, auf die schmähtichste Weise mißhandelt und der nachherige Gemahl der Dame, Salomon Strauß, ihn deshalb gefordert. Ehe sich Heine jedoch mit ihm (1844) schloß, wollte er sein Vermögen seiner Gattin, der oft besungenen Mathilde, sichern und ließ seine Ehe mit ihr nach der Civiltrauung in der Kirche Saint Sulpice, „die sogar einst eine Jesuitenkirche gewesen,“ nach katholischem Ritus einsegnen, „weil seine Gattin, von erkatholischer Familie, ohne solche Ceremonie sich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und er wollte um keinen Preis bei diesem theuren Wesen in den Anschauungen der angeborenen Religion eine Beunruhigung oder Störung verursachen.“ Der vollständige Name seiner Gattin ist *Erescence Mathilde Mirat*. Meißner erzählt uns in seinen „Erinnerungen“ von ihr:

„Mathildens Gemüth war das nativste, das sich denken läßt, und ihr Zeitvertreib der harmloseste. Mit ihrem Papagei plaudern, mit Paulinen, ihrer Gesellschafterin, täglich zu Wagen eine Promenade in den Champs elisées machen und dann erzählen, was sie gesehen, das war ihr Leben. Heine hatte einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandeswelbe.—Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses

Geplander, ihre immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Crucifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Hause aus gewohnt war. Seine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!“ pflegte er zu sagen—und hatte Recht.— Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daß der Poet seine Mathilde mehr geliebt als jedes andere Wesen auf Erden. — Sie war seine Puppe, die er zierlich anzulleiden liebte, in Seide und Spitzen hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Concerte, lächelte so oft sie ihm entgegenkam und hatte für sie nur Bonmots und losende Worte. An seinen Geistesprozeffen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie etwas gewußt, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang zur Seite gestanden. Er pflegte lachend zu sagen, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen. Man sollte glauben, es hätte ihn verstimmen oder verletzen müssen, nein es amüsirte ihn nur.

„Für Frau Mathilde war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war, er war ihr aber, was alle Welt läugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzengüte waren. Geistreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wußte nichts dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber.“

Um das Portrait Mathildens zu vervollständigen, wollen wir eine Schilderung ihres Aeußern aus spätern Jahren beifügen. Schmidt-Weißensfels fand in ihr im Jahre 1850 „eine höchst sauber gekleidete, freundliche und ganz hübsche Frau von ziemlich starkem Körperbau. Ihre Augen glichen denen einer Schwalbe; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und dem starken Munde, so daß die Physiognomie jener Dame den Eindruck eines jener gutmüthigen und harmlosen

Charaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit sich lebhaft zu interessiren, oder für Nichts auf der Welt innige Theilnahme zu fühlen pflegen. — Dies war also, fügt Schmidt bei, die Auserwählte jenes Mannes, welcher so viel geliebt hatte.“

Vierter Abschnitt.

Heine's publizistische Thätigkeit.

Im Jahre 1831 erschien, noch in Hamburg auf Verlangen seines Verlegers Campe geschrieben, die Schrift „Rahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke.“ Sie ist gegen eine Schrift dieses dänischen Grafen und Kammerherrn „über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande“ gerichtet und vertheidigt, freilich ohne die Frage zu erschöpfen, mit Kraft und Nachdruck die Rechte des Bürgerstandes gegenüber der hochwohlgebornen Anmaßung. Heine nennt sich nur den „Herausgeber“ der Schrift und bevortwortet dieselbe, indem er „nimmermehr mit solcher Mäßigung die adeligen Prätenstionen und Erblügen hätte diskutieren können.“ — „Der hochgeborne Kämpfe,“ sagt er unter Anderm, „sitzt auf seinem Turnierross und behauptet fest die mittelalterliche Fote, daß durch adelige Zeugung ein besseres Blut entstehe, als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern, womit man den Adeligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen nobeln Ansichten herunterschlägt, und die Wahlstätte wird bedeckt mit den glänzenden Feszen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadeliger Insolenz.“ Wenn auch heute nicht mehr von sehr hoher Bedeutung, bleibt das Buch immerhin ein interessantes Altentstück des großen Processes der beherrschten gegen die herrschenden Klassen Europa's.

Das nächste literarische Wirken Heine's in deutscher Sprache war, wie wir schon berichtet haben, der Augsburger Allgemeinen Zeitung gewidmet. Die Aufsätze, welche er für dieselbe in den Jahren 1831 und 32 schrieb wurden schließlich gesammelt und in Buchform unter dem Titel „französische Zustände“ veröffentlicht. Heine tritt hier zum erstenmale als Politiker im engeren Sinn des Wortes auf und nimmt gleich die eigenthümliche Stellung ein, die er sein ganzes Leben hindurch festhielt. Er gehörte keiner Partei an, man könnte denken, er wußte selbst nicht was er wollte. Er kannte und fühlte das Sehnen und Drängen der Zeit nach einer freien schönen Entwicklung der Verhältnisse aller Klassen und sein Herz schlug für dieselbe; aber er war auch mit tausend Fäden an die Anschauungen und Vorurtheile der Vergangenheit gekettet, deren aristokratische, Privilegien ertheilende Kastenvirtschaft, wenn er zu den Bevorzugten gehört hätte, seinem egoistischen Naturell vielleicht besser entsprochen haben würde, als die demokratische, massenfreundliche Tendenz der modernen Freiheitsbestrebungen. So schwankte er, ein echter Sprosse einer Uebergangsperiode, wie in seinen sittlichen Anschauungen, auch in der Politik zwischen der alten Misère und den Fortschrittsideen seiner Zeit hin und her und konnte keine allgemeinen Gesichtspunkte gewinnen, von welchen aus er das Ganze der Zustände und Bewegungen ruhig erfaßt und sich selbst zu einer sichern und bestimmten Ansicht geleitet hätte, so leicht er das Einzelne erfaßte und in lebendiger Weise wieder darzustellen wußte. Die „französischen Zustände“ enthalten manche herrliche Schilderung einzelner Ereignisse, aber es fehlt die sichere Anschauung, es fehlt der Charakter, welcher solchem Wirken als Folie dienen muß, wenn es durchgreifend zünden soll.

Heine gerirrt sich als Monarchist und Beherrscher der constitutionellen Monarchie; allein das hindert ihn nicht dieselbe lächerlich zu machen, wenn seinem Witze, seiner Spottlust sich eine günstige Gelegenheit bietet. Heine schätzt die Republikaner und ihre Bestrebungen; aber das kann ihn nicht abhalten, der Erringung

irgend eines rein formellen schriftstellerischen Erfolges wegen mit der Aristokratie zu liebäugeln, die er denn im nächsten Augenblick wieder verdammt, um der Revolution eine Rußhand zuzuworfen.

Das Aufsehen, welches die Artikel in der Allgemeinen Zeitung hervorriefen, war nicht unbedeutend, jedoch nach verschiedenen Richtungen war die Wirkung auch eine ganz entgegengesetzte. Die Diplomatie schrieb Zeter und Mordio über die Frechheit des Publizisten, während die Demokraten gar bedenklich die Köpfe schüttelten oder gar ihr Anathem über den schwankenden Mann des "juste milieu" aussprachen. Als eine gewichtige Stimme der Diplomatie mag folgendes Urtheil des berühmten österreichischen Hofraths Genz gelten. Derselbe schrieb 1832 in einem Privatbriefe an den alten Cotta, den Verleger der Allgemeinen Zeitung, unter Anderm:

„Endlich aber ist das Maas dieser verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der schmählischen Artikel, die Heine seit einiger Zeit unter dem Titel „französische Zustände“ wie einen Feuerbrand in Ihre, solchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche, Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden; denn ein sehr großer Theil des Publikums ergötzt sich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine; und Perier, und Louis Philipp mit ihm, sind blos nur allein, weil sie Ordnung und Frieden als ihren höchsten Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutschland so sehr in Mißcredit gesunken, daß man heute schon lieber die Kosacken als das verführerische juste milieu in Paris regieren sehen möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiel der Welt zu lange und aus zu lehrreichen Standpunkten zugeesehen, um nicht auf das Unglaublickste und Unsinnigste in den Revolutionen der Meinung stets gefaßt zu sein. Daß Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausschweifungen, die Sie zuverlässig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermassen über meine Begriffe. — — —

„Was ein verruchter Abenteuerer wie Heine (den ich als Dichter

gelten lasse, ja sogar Liebe und gegen den also kein persönlicher Haß mich bewegt) eigentlich will und wünscht, indem er die heutige französische Regierung in den Roth tritt, mag ich nicht weiter untersuchen, obwohl es sich ziemlich leicht errathen läßt. Mich dünkt aber, die grenzenlose Verachtung, womit diese Unholde unter Anderm und jetzt vorzugsweise von den achtbarsten Klassen des Mittelstandes sprechen, sollte selbst diese Klasse wider sie aufbringen. Ein Artikel in der außerordentlichen Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: „Noch nie, selbst nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry habe Frankreich in den Augen des Auslandes so tief gestanden und es zeige sich jetzt, daß in einer Matresienherrschaft immer noch mehr Seele zu finden sei, als in dem Comptoir eines Banquiers.“ Wie muß einem aufgeklärten Kaufmann hiebei zu Muth werden? Die Geistlichkeit und den Adel mag man längst nicht mehr; sie sind abgethan: *requiescant in pace!* Wenn aber Männer wie Perier und seine „Anhänger, d. h. Angestellte, Banquiers, Gutsbesitzer und Boutiquiers“ noch mehr perhorrescirt werden, als die ehemaligen Fürsten, Grafen und Barone, wer soll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwischen den Redakteurs des Freisinnigen als der, Gott sei bei uns! gemäßigteren Revolutionskoterie und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer u. s. w.“

Soweit Herr von Genz. Ein ganz anderes Urtheil fällt der brave, energische, muthige, allerdings auch kritisch, beinahe verbissen gewordene Demokrat Börne, der damit den Nagel leider nur zu oft auf den Kopf trifft. Er schrieb damals:

„Soll ich über Heine's „französische Zustände“ ein vernünftiges Wort versuchen? Ich wage es nicht, das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Lesen dieses Buches um den Kopf summt, und sich bald auf diese, bald auf jene Empfindung setzte, hat mich so ärgerlich gestimmt, daß ich mich nicht verbürge — ich sage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn solche anmaßliche Bürgschaft übernehme ich nie — sondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber besonnen genug ge-

blieben, um zu vermuthen, daß diese Verstimmung meine, nicht Heine's Schuld ist. Wer so große Geheimnisse wie er besitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenschlichkeit der österreichischen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden und in dem Könige von Baiern einen der edelsten und geistreichsten Fürsten, die je den Thron geziert; den König der Franzosen, als hätte er das kalte Fieber, an diesem Tage für gut, an dem andern für schlecht, am dritten wieder für gut, an dem vierten für schlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothschild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutschen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieser Weichmüthigkeit sich selbst noch für einen gefürsteten Mann hält — wer so große Geheimnisse besitzt, der mag noch größere haben, die das Räthselhafte seines Buches erklären, ich aber kenne sie nicht.

„ — — — Heine ist ein Künstler, ein Dichter, und zur allgemeinsten Anerkennung fehlt ihm nur noch seine eigene. Weil er oft noch etwas Anders sein will, als ein Dichter, verliert er sich oft. Wem wie ihm, die Form das Höchste ist, dem muß sie auch das Einzige bleiben; denn sobald er den Rand übersteigt, fließt er in's Schrankenlose hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunst als seine Gottheit verehrt und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunst und Natur zugleich. Heine bittet der Natur ihren Nektar und Blütenstaub ab, und bauet mit bildendem Wachs der Kunst ihre Zellen; aber er bildet die Zelle nicht, daß sie den Honig bewahre, sondern sammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint, denn man weiß, daß er mit den Thränen nur seine Nellenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit spricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit ist nicht immer schön, sie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis sie in Blüthe kommt, und sie muß verblühen, ehe sie Früchte trägt. Heine würde die deutsche Freiheit anbeten, wenn sie in voller

Blüthe stände; da sie aber wegen des rauhen Winters mit Mist bedeckt ist, erkennt er sie nicht und verachtet sie. Mit welcher schönen Begeisterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mary-Kirche und von ihrem Heldentode gesprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den schönen Troß gegen die Tyrannet zu zeigen und den schönen Tod für die Freiheit zu sterben. Wäre der Kampf nicht schön gewesen, und dazu hätte es nur einer andern Dertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerstreuen und fangen können — hätte sich Heine über sie lustig gemacht.

„Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, so schön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Würbelchen hieße, und damit die Bürger zu ihrer Selbstbefreiung stacheln — er lachte darüber. Man versetze Heine in das Ballhaus zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus seinem tausendjährigen Schlafe erwachte und schwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollstehste Jakobiner, der wüthendste Feind der Aristokraten und ließe alle Edelleute und Fürsten mit Wonne an einem Tage niedermegeln. Aber sähe er aus der Rocktasche des feuerpeienden Mirabeau, auf deutsche Studentenart eine Tabakspfeife mit roth-schwarz-goldner Quaste hervorragen — dann Psui Freiheit! Und er ginge hin und machte schöne Verse auf Marie Antoinettens schöne Augen. Wenn er in seinem Buche die heilige Würde des Absolutismus preist, so geschah es, außer daß es eine Redeübung war, die sich am Tollsten versuchte, nicht darum, weil er politisch reinen Herzens ist, wie er sagt; sondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben möchte und er wohl an jenem Tage, als er das schrieb, einen deutschen Liberalen Sauertraut mit Bratwurst essen gesehen. — — — Den verzärtelten Heine, bei seiner sybaritischen Natur, kann das Fallen eines Rosenblattes im Schlafe stören, wie sollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die so knorrig ist. Er bleibe fern von ihr.—

„Um den Demokraten zu gefallen, sagt Heine: Die jesuitisch-

aristokratische Partei in Deutschland verlümde und verfolge ihn, weil er dem Absolutismus kühn die Stirne biete. Dann um den Aristokraten zu gefallen, sagt er, er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er sei ein guter Royalist und werde ewig monarchisch gesinnt bleiben; in einem Pariser Puzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, sei er unter den acht Puzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle sechszehn von höchst gefährlicher republikanischer Gesinnung, — der einzige Royalist gewesen, und darum ständen ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich sagt er: Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner siegen, so schneiden sie mir die Kehle ab.“ Ferner: „Wenn die Insurrektion vom 5. Juni nicht scheiterte, wäre es ihnen leicht gelungen mir den Tod zu bereiten, den sie mir zugebracht. Ich verzeihe ihnen gerne diese Nartheit.“ — Ich nicht. Republikaner die solche Narren wären, daß sie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müssen, um ihr Ziel zu erreichen, gehörten in das Tollhaus.

„Auf diese Weise glaubte Heine bald dem Absolutismus, bald dem Jakobinismus kühn die Stirne zu bieten. Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man sich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann sind sie quitt und so hart sie auch aufeinander stoßen mögen, können sie sich nie sehr wehe thun. Diese weiche Art Krieg zu führen, ist sehr löblich, und an einem blasenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Parteien in diesem Falle fehlen.

„Gab es je einen Menschen, den die Natur bestimmt hat, ein ehrlicher Mann zu sein, so ist es Heine und auf diesem Wege könnte er sein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Wiß unterdrücken; und wenn er sein eigenes Wesen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen;

demüthig, wo er spotten möchte, so merkt es Jeder gleich und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf nicht den Gewinn. Er gefällt sich, den Jesuiten des Liberalismus zu spielen. Ich habe es schon einmal gesagt, daß dieses Spiel der guten Sache nützen kann, aber weil es eine einträgliche Rolle ist, darf sie kein ehrlicher Mensch selbst übernehmen, sondern muß sie Andern überlassen."

„Eine einträgliche Rolle?“ — Es ist dies eine bittere Anspielung; denn Heine bezog nicht allein von dem Freiherrn von Cotta einen Jahresgehalt von 3000 Francs, auch von der französischen Regierung, die er nichtabestoweniger bei jeder Gelegenheit in vernichtender Weise anfeindete, bezog er eine jährliche Summe „als Flüchtling.“ — — —

Was von den „französischen Zuständen“ gesagt wurde, gilt im Allgemeinen auch für die „Lutetia,“ eine Sammlung von Aufsätzen für die Allgemeine Zeitung aus den Jahren 1840—46, die jedoch erst in den „Vermischten Schriften“ 1854 erschien. Es sind „Berichte über Politik, Kunst und Volksleben,“ die viel des Interessanten und Geistreichen bieten, aber natürlich hier nicht bis in die Einzelheiten besprochen werden können.

Daß wir aus Heine's politischen Arbeiten heute und besonders hierzulande, wo der erste Kampf um die politische Form unserer Staatseinrichtungen abgethan ist, nach Alledem nicht viel lernen können, bedarf gewiß keiner besondern Bekräftigung. Das Einzige, was davon etwa zu gewinnen ist, daß der denkende und sichtende Leser, welcher die Geschichte jener Zeit studirt, in den pikanten und lebendigen Detail-Schilderungen Heine's reichliches Material vorfindet, das in ihm entstehende Bild der Personen und Ereignisse zu vervollständigen und klarer zu machen.

Im Jahre 1833 erschien der erste Band des „Salons.“ „Der Salon,“ sagt mit vielem Recht ein bekannter Kritiker, „ist nur die Umkehrung der Reisebilder. Dort wurden die Bilder erreißt und der Versammlungs-saal seiner Figuren lag über halb Europa ausgebreitet. Hier concentrirt sich das Leben, Paris ist die Welt,

theils sind die Bilder beisammen, theils werden sie herbeigeholt, um sich hier zu concentriren. Der zufällige Stoff, wie er sich gerade findet, ist dem Dichter recht; diese Art von Poesie hat keine abgeschlossene, kunstreiche Gestaltung nöthig. Darauf kommt es ihm nicht an; er ist höchst selbstgenügsam, hat all' das Seinige immer bei sich, würzt mit seinem Witz Alles was nur vorkommt und ist entschieden darüber aufgeklärt, daß es nicht um die vorkommende Sache, sondern um die Würze zu thun sei."

Der Band enthält „Französische Maler,“ eine Besprechung der Gemäldeausstellung in Paris von 1831 mit einem Nachtrag aus dem Jahr 1833, sodann, wie jeder Band des Salon, Gedichte, welche wir mit der Sammlung besprechen werden, der sie später einverleibt worden, und endlich ein Fragment „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski.“

Die „Französischen Maler“ gehören wohl zu dem Besten, was Heine geschrieben, es sind eine Reihe lebensvoller, pikanter Schilderungen, durch welche sich seine Ideen über die Fragen der Zeit als rother Faden hindurchschlängeln. „Ich rathe Euch, Gevatter, — mit diesen „Worten eines ehrsamten Kunstgenossen“ beginnt die Vorrede—laßt mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen, ich bin mal dran gewöhnt, und ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehen.“—Uebrigens ist der „rothe Löwe“ nicht so blutdürstig, Heine liebt es nur, sich immer etwas „gefährlich“ zu machen.

Von den „Memoiren Schnabelewopski's“ läßt sich gar nichts Gutes sagen; schon in der äußern Form stehen sie unter Allem, was bisher von Heine in Prosa erschienen war; der Gehalt ist unbedeutend, oft bis zur Fadedheit; beinahe umsonst sucht man nach neuen, originellen Geistesblitzen, und die Sauce piquante endlich, in welcher das Ganze schwimmt, mahnt zu bedenklich an den Hautgout der Fäulniß. Die leichtfertige Frivolität der Reisebilder wird hier zur nackten Zote und stempelt die „Memoiren“ zu einem schmutzigen Evangelium von der Emanzipation des Fleisches.

„Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ erschien als zweiter Band des Salons 1835. Wie schon bemerkt, verdankte dieses Werkchen sein Entstehen den in der Europe littéraire begonnenen und in der Revue des deux mondes später fortgesetzten Arbeiten „De l'Allemagne.“ Heine sagt in der Vorrede: „Ich muß den deutschen Leser besonders darauf aufmerksam machen, daß diese Blätter ursprünglich für eine französische Zeitschrift und zu einem bestimmten Zeitweck abgefaßt worden. Sie gehören nämlich zu einer Ueberschau deutscher Geistesvorgänge, wovon ich bereits früher dem französischen Publikum einige Theile vorgelegt. — — Das gegenwärtige Buch, trotz seiner innern Einheit und seiner äußerlichen Geschlossenheit, ist also nur das Fragment eines größern Ganzen.“

Es war gewiß ein verdienstliches Unternehmen, den Franzosen, welche, wenige Auserwählte abgerechnet, damals kaum die Namen unserer größten Geistesheroen kannten, eine Geschichte jener großen Geisteskämpfe vorzuführen. Ob übrigens die Franzosen mit Hülfe des Heine'schen Leitfadens in die Tiefen der deutschen Philosophie eingedrungen, möchten wir sehr bezweifeln. Heine selbst ist kein Philosoph; mit dem hellsehenden Auge des Dichters überflieht er rasch die Oberfläche und Außenseite aller jener Vorgänge; weiß mit künstlerischem Sinn die interessantesten Gestalten herauszugreifen und mit schöpferischer Phantasie zum lebensvollen Bilde auszumalen und erfafst mit einem „gesunden Menschenverstande“ leicht die hauptsächlichsten Resultate; aber den ganzen geistigen Prozeß führt er uns nicht in der Klarheit und Korrektheit vor, welche irrige und falsche Auffassungen verhindern konnten. Die Franzosen lernten allerdings Mancherlei, ja sehr Vieles aus dem Buche, aber einen richtigen Begriff vom Entwicklungsgange und der Tragweite der deutschen Philosophie haben sie damit noch nicht gewinnen können.

Als Hauptresultat der geistigen Revolution finden wir die Vernichtung des Christenthums mit seinem persönlichen Gotte, an dessen Stelle der Pantheismus tritt. Wir werden im nächsten

Abchnitte darauf zurückkommen, warum der Dichter, entgegen den wirklichen Resultaten unserer Philosophie, nicht über diesen Standpunkt hinauskommt.

Immerhin sind aber die praktischen Folgen dieser Geistesrevolution für das Leben und die Gestaltung der öffentlichen Zustände und Verhältnisse in hinfänglich kühner Weise aufgefaßt! Heine sagt am Schlusse des Buches: „Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und nachher erst unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir, mußte mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revolution übergehen. — — — Das Christenthum hat die brutale, germanische Kampflust einigermassen besänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman das Kreuz zerbricht, dann raffelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Verferkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirr hört, hütet Euch, Ihr Nachbarkinder, Ihr Franzosen und mischt Euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte Euch schlecht bekommen. Hütet Euch, das Feuer anzufachen, hütet Euch, es zu löschen. Ihr könntet leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der Euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revolution erwartet, die im Gebiete des Geistes stattge-

funden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte getracht hat, so wißt, der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze ein-kneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. — — — Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheatere werden die Völker sich um Deutschland herumgruppiren, um die großen Kampfspiele zu betrachten.“ — —

Hören wir zum Schlusse noch das Urtheil des geistreichen Literaturhistorikers Julian Schmidt — der aber christlich unter dem „Schutz“ unserer christlichen Landesväter wirkt — über das Buch. Er sagt: „Diese Mittheilungen sind trotz der leichtfertigen Arbeit in ihrer Art ebenso bedeutend, als das Werk der Frau von Staël. Diese fand in der deutschen Dichtung und Philosophie ein schöpferisches Religionsgefühl und eine träumerische Frömmigkeit; Heine weist auf ein anderes Ziel: er sieht in der gesammten Literatur seit Kant und Goethe einen Krieg auf Leben und Tod gegen den Glauben, eine kühne, dämonische Lust an der Auflösung jener heiligen Mächte, die bisher das menschliche Herz versöhnt. Wenn er von dem Streben seiner eigenen Zeit zu viel in die vergangene Periode übertrug, die nicht mit Bewußtsein in ihrem Bildersturm zu Werk gegangen war, so hat doch der Erfolg gelehrt, daß er in der Hauptsache richtig gesehen. Er selbst hat an diesem Zerfetzungsprozeß redlich mitgearbeitet, indem er die Gegensätze in prägnanter Bildlichkeit zusammenfaßt.“ — —

Der dritte Band des Salon erschien 1837; er enthält „Florentinische Nächte“ und „Elementargeister.“ Die Erstern sind ein

Potpourri lose an einander gereihter Erzählungen, die zu dem formell Besten gehören, was Heine geschrieben. Es sind Spiele einer üppigen, glühenden Phantasie und die Erfindung in der Schlußerzählung ist reich und glänzend. Die Wiedereinsetzung des Fleisches ist auch hier die leitende Idee; von der Liebe zu Gestalten der Malerei und Sculptur, zu Verstorbenen und Traumgestalten erhebt sich der Held bis zur Bußschatz mit einer gewesenen Straßentänzerin, jetzigen Gemahlin eines Generals des Empire.

Die „Elementargeister“ sind ein Theil der Aufsätze de l'Allemagne und Heine sagt über dieselben in der Vorrede zum dritten Band des Salon unter Anderm: „Alles was in's Gebiet der Politik und Staatsreligion hinüberspielte, ward gewissenhaft ausgemerzt, und nichts blieb übrig als eine Reihe harmloser Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen können, jene pestilenzielle Wirklichkeit, die uns dormalen umgibt, für einige Stunden zu vergessen.“ — Es ist eine leichte Studie aus dem Traumlande der Romantik, der Sagenwelt des Mittelalters; der Zweck, welchen Heine damit verfolgte, trat erst in den „Göttern im Exil“ ganz zu Tage.

Der vierte Band des Salon enthält den „Rabbi von Bacherach“ und „Vertraute Briefe von August Lewald über die französische Bühne.“ Das erstere ist ein Novellen-Fragment und Heinrich Laube gewidmet, der nicht eben stolz auf die Dedication eines, frühern Werken des Dichters gegenüber, so unbedeutenden Versuchs sein konnte, einmal ein Thema unabwieslich nach einer bestimmten Kunstform zu behandeln. „Der Rabbi“ erlebt nicht ganz drei Kapitel. — „Der Schluß (des letztern) und die folgenden Kapitel sind, ohne Verschulden des Autors, verloren gegangen.“ — Die Briefe an Lewald sind an Form und Gehalt weit bedeutender. Zwischen seinen oft sehr feinen Beobachtungen und Urtheilen über die dramatische Dichtkunst, das Schauspielwesen und die Schauspieler weiß er niedliche kleine Bilder, aus seiner nächsten Umgebung gegriffen oder nach der Erinnerung gezeichnet,

effektiv einzuschleiben und über das Ganze hat er Pointn seines funkelnden Wizes, seines unererschöpflichen Humors gestreut. Diese Briefe gehören zu den lesenswertheren Theilen des Salon; sie waren 1837 auf einem Dorfe bei Paris für die von Lewald redigirte Theaterrevue geschrieben worden.

Wir haben hier nun noch eines größeren Werkes zu erwähnen, das schon 1833, gleichzeitig mit dem ersten Bande des „Salon,“ bei Heideloff und Campe in Paris unter dem Titel „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ erschien. Es war ebenfalls eine deutsche Bearbeitung eines Theiles der für die Europe littéraire geschriebenen Aufsätze. Eine zweite Auflage erschien 1835. „In der gegenwärtigen Ergänzung,“ sagt Heine in der Vorrede „mag das Buch wohl den neuen Titel „die romantische Schule“ verdienen, denn ich glaube, daß es dem Leser die Hauptmomente der literarischen Bewegung, die jene Schule hervorgebracht, aufs getreueste veranschaulichen kann.“ Er kündigt dasselbe als „eine Fortsetzung des Frau von Staël'schen de l'Allemagne“ an. Diese „hat hier, in Form eines Buches, gleichsam einen Salon eröffnet, wohn sie deutsche Schriftsteller empfing und ihnen Gelegenheit gab, sich der französischen civilisirten Welt bekannt zu machen; aber in dem Getöse der verschiedensten Stimmen, die aus diesem Buche hervorschrillen, hört man immer am vernehmlichsten den feinen Distant des Herrn A. W. Schlegel. Wo sie ganz selbst ist, wo die großfühlende Frau sich unmittelbar ausdrückt mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten: da ist das Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruch sind: da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar.“

Gegen den letztern Theil des Buchs der Frau von Staël ist die „romantische Schule“ gerichtet. Denn „diese Schule war nichts

anderes als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestirt hatte. Diese Poesie aber war aus dem Christenthum hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blut Christi entsprossen. — — — Ich spreche von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammniß alles Fleisches enthalten ist und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen; ich spreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben, durch die Verdammniß des Fleisches, die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden mußte; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller Güter, von der aufgelegten Hundebemuth und Engelsgebuld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden.“ Mit diesen Worten spricht Heine deutlich die Tendenz des Buches aus; es gilt den Kampf gegen den Spiritualismus des Christenthums, welchem die romantische Schule in ihrer letzten Periode so bedenklichen Vorschub geleistet, und für die Rehabilitirung der Materie. Wir haben deshalb keine vollständige Geschichte oder Charakteristik jener Schule vor uns, sondern ein geistreiches, pikantes Potpourri, in welchem die hauptsächlichsten Figuren der romantischen Reaktion den verherrlichten Heroen unserer klassischen Literaturepoche gegenüber gestellt sind und mit den tödtlichen Pfeilen der Heine'schen Satyre unter dem Geprassel eines herrlichen Feuerwerks von Humor und Witze erlegt werden. Diese Vernichtung ist Zweck, nicht die Richtigkeit und Gerechtigkeit des Urtheils. Ich verweise nur auf die maligne, an die diatribe gegen Platen erinnernde Mißhandlung des greisen W. A. Schlegel, dessen Schwächen Heine's Spott nicht unverbraucht an sich vorübergehen lassen konnte. Zwar „da ich einst,“ sagte er, „zu den akademischen Schülern des ältern Schlegel gehört habe (wohl zu denen, die ihm

am meisten Dank schuldig waren), so dürfte man mich vielleicht in Betreff desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Hr. A. W. Schlegel den alten Bürger geschont, seinen literarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Literatur, wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden, werden die Väter von den Söhnen todtgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden.“—Diese Auffassung der literarischen Rechtspflege bedarf keines Commentars.—

Außer den besprochenen größern prosaischen Werken schrieb Heine in dieser Periode eine Reihe kleiner Aufsätze und Artikel, theils polemischen Inhalts, theils auf Verlangen und Wunsch von Freunden, jüngern Schriftstellern, oder im Auftrage von Buchhändlern verfaßt. Manche sind nicht wieder gesammelt, andere in seine Werke aufgenommen worden. Dahin gehören: „Einleitung zur Prachtausgabe des Don Quixote“ (1837), ein geistreiches Duodlibet über Cervantes und die Romanschriftsteller; „den Schwabenspiegel“ (1838), eine Schmähschrift gegen Menzel und die schwäbischen Dichter, hervorgerufen durch einen heftigen Angriff Gust. Pfizers gegen Heine, welcher durch das hämische Nachwerk wieder mit Gutzkow in einen widerlichen Haber gerieth; „Shakespeare's Frauen und Mädchen“ (1839), auf Verlangen von Brockhaus in Leipzig als Text zu den von demselben herausgegebenen Portraits geschrieben, eine Reihe interessanter Charakteristiken voll sprudelnden Humors; „Ludwig Marcus, Denkworte“ (1844), für die Allgemeine Zeitung geschrieben und später in die Vermischten Schriften aufgenommen, und ein „Vorwort zu A. Weill's Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben“ (1847).

Wir hätten nun noch das Buch über Börne und die Dichtungen zu erwähnen, auf die wir in spätern Abschnitten werden zu sprechen kommen.

Fünfter Abschnitt.

Das junge Deutschland.

Seine stand in seinen reformatorischen Bestrebungen nicht mehr vereinzelt da. Die jungdeutsche Literatur war jetzt von den Tendenzen durchdrungen, welchen er in jugendlichem Sturm und Drang Bahn gebrochen hatte. Die Julirevolution hatte die Völker in neue politische Gährung versetzt, welche auch in Deutschland — im Frankfurter Studentenkrawall, im Hambacher Volksfest u. — mehr oder weniger bedeutende Strudel aufwarf. Das in der Restaurationszeit so gewaltsam unterdrückte Sehnen und Hoffen des Volkes nach günstigerer Gestaltung der öffentlichen Zustände, war wieder geweckt und mit neuen Stoffen versetzt worden. Die geringen Konzessionen, welche die herrschende Kaste ihm im Konstitutionalismus hier und dort machte, befriedigten es nicht. Der Drang nach größern politischen und sozialen Umgestaltungen regte sich lebhaft, wenn auch unklar und unsicher herumtastend, in den unterjochten Klassen. Wer in der Literatur mit dem „Volke“ gehen wollte, mußte jene Ideen der politischen und sozialen Freiheit, welche der revolutionäre Wind von Frankreich herüber geweht, in sich aufnehmen und verarbeiten. Hatte sich die Romantik in ihrem Bestreben, Einlang zwischen Kunst und Leben, zwischen Ideal und Wirklichkeit zu bringen, in die Vergangenheit geflüchtet, ohne ein Resultat zu erreichen, und war schmäählich untergegangen; so strebte jetzt die junge Literatur danach, Ideale der Zukunft zu verwirklichen und mit ihrer Verwirklichung im Leben auch die Einheit zwischen Kunst und Leben herzustellen. Leider standen ihnen jene Ideale nicht klar vor Augen; es war, wie im Volke, so in der Literatur ein unsicheres Suchen nach denselben vorwiegend, das ebenso leicht zu Verirrungen führen konnte, wie die Romantik; es war eigentlich nur eine umgekehrte Romantik, die uns anfänglich geboten wurde.

In einem Punkte waren diese jungdeutschen Literatoren einig: das Christenthum, die Religion der jenseitigen Glückseligkeit, mußte vernichtet, das Glück der Menschheit auf Erden begründet werden. Die deutsche Philosophie hatte den persönlichen Gott abgesetzt, für die Wissenschaft existirte er nur noch als Formel, für das Leben wurde er ganz geleugnet. Dieser himmlische Popanz hatte sich als unfähig erwiesen, die ungerechten, korrupten Zustände dieser Welt in ein schönes und richtiges Geleise zu bringen; man wollte ihm nicht länger zumuthen, sich mit allen den kleinen Erdenhändeln zu befassen; mochte er als „absolute Idee“ der Totalität dieser Welt vorstehen, mochte er als pantheistisches Scheinwesen das All durchbringen, unsere Menschenwelt sollte der Menscheng Geist selbst in die nothwendig gewordene neue Ordnung bringen. Und zu diesem Behufe wollte man, zwar nicht alle Religion über Bord werfen, aber eine neue Gesellschaftsreligion begründen, deren Göttin die „Freiheit“ sein und unter deren Herrschaft das irdische Paradies hergestellt werden sollte.¹⁴⁾ Freilich blieb es immer ziemlich bei den Präliminarien und die „neue Religion“ hat noch heute zum Durchbruch zu kommen.

Man hat die Jungdeutschen als Atheisten verschrieen. Im Grunde brachten sie es aber nicht so weit in der Gottlosigkeit, daß sie den nackten Atheismus vertheidigten. Selbst Heine, der Kühnste, der Tonangeber der Schule, ging nicht über jene poetische Maskirung des Atheismus hinaus, die wir als Pantheismus kennen. Der Atheismus, die bloße Läugnung des Daseins Gottes, die Einsetzung des Nichts an die Stelle des Gottesbegriffs, schafft, den alten, eingewöhnten Anschauungen gegenüber, plötzlich in der Welt eine furchtbare Leere, welche sich besonders in dem dichterischen Gemüthe widerspiegeln mußte. Trotzdem Heine, wie er zugibt, erkannt hatte, daß der Atheismus eine strikte Consequenz der Hegel'schen Philosophie sei, konnte er sich deshalb doch nie entschließen, ein Prophet desselben zu werden. Die Negation, das Nichts ist nicht faßbar und gestaltungsfähig und die dichterische Phantasie greift mit Entzücken nach der alten pantheistischen Lehre,

um das Vacuum, das durch die Absezung des persönlichen Gottes entstanden, damit auszufüllen. Heine genigte damit noch einer andern, tief eingewurzelten Neigung. Wir haben gesehen, wie die Romantiker, als sie zur Natur zurückgekehrt waren, eine, dem christlichen Glauben oder Aberglauben akkomobirte Art von Pantheismus geschaffen und selbst das Leblose mit den Gebilden ihrer Phantasie durchgeistet hatten. (S. pag. xxrv.) Diesen Einflüssen konnte sich Heine nie entziehen; wir erinnern nur an die „Elementargeister“ und die zahlreichen Gedächte, die hierauf hinweisen.¹⁵⁾ — Doch kehren wir zu den Bestrebungen des „jungen Deutschlands“ zurück.

Wir haben gesehen, daß die Bewegung nicht auf deutschem Boden entstanden war, sondern von Frankreich aus sich dahin gewälzt hatte. Dieser Zusammenhang mit, oder diese Abhängigkeit von den Ideen der französischen Sozialisten, mußte nothwendig der Bewegung jeden nationalen Charakter benehmen; sie erweiterte sich folgerichtig zu einer kosmopolitischen, und der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur—der eben nicht neu, sondern schon in unserer klassischen Literaturepoche angebahnt war—ward wieder aufgegriffen und zu verwirklichen gesucht.

Das erste Dogma der neuen Religion war, wie wir bei Heine im Uebermaß schon gesehen haben, das der Wiedereinsetzung des Fleisches. Auch da war Frankreich längst vorausgegangen und zwar in jener ziemlich roh materialistischen Weise, deren Nachkänge wir bei Heine fanden. Die Materie sollte nicht mehr unterjocht, der christliche Dualismus sollte aufgehoben, und nur in der Gleichberechtigung von Geist und Materie, der harmonischen Ausbildung beider zu einem Ganzen, sollte jetzt das Heil gesucht werden. Heine hatte in seiner Weise den Kampf eröffnet und eine Reihe von jüngern Schriftstellern rückte nach, aber nicht mit der Ruhe und Sicherheit des Mannes, der sein Ziel klar vor sich sieht und ihm mit fester Hand entgegensteuert, sondern mit dem Ungeßüm, und der Unüberlegtheit und Rücksichtslosigkeit jugendlicher Stürmer.

Die Chorführer dieser jungdeutschen Literatur waren, außer Heine: Guplow, Laube, Mundt und Wienbarg, welcher letzterer durch seine Schrift: „Aesthetische Feldzüge, dem jungen Deutschland gewidmet,“ der Schule ihren Namen gab. Bei all diesen Schriftstellern finden wir dieselben Tendenzen mehr oder weniger energisch vertreten, obgleich eine Einigung zwischen ihnen im eigentlichen Sinne nie bestanden hatte und sie sich später gegenseitig sogar anfeindeten.

Die sozialistischen Tendenzen des „jungen Deutschlands“ drehten sich, wie wir aus Vorstehendem ersehen, vorerst mehr um die sittliche als materielle Wohlfahrt der Völker. Die letztere zu fördern, genügt nicht schöngeistige Bildung und philosophische Phraseologie; sie erheischt tiefe national-ökonomische Studien, die eine feste Operationsbasis schaffen, während die utopistische Sehnsucht und wäre sie in den Mantel des edelsten und beredtesten Humanismus gehüllt, immer wirkungslos in den Wind verpufft.

Für das sittliche Leben machte das Dogma von der Wiedereinführung des Fleisches vor allem eine Bewegung frei: die der „freien Liebe“ und der „Emanzipation des Weibes.“ Alle die Jungdeutschen versuchten sich in Lösung dieser Fragen, freilich jeder in seiner Weise. Daß aber weder Guplow, der in seiner „Wally“ sein Ideal eines Weibes uns naht zeigt, noch Heine, der in seiner romantischen Libertinage nur für die körperliche Schönheit, die äußern Reize schwärmt und dessen Ideal die Pariser Lorette ist, jene Frage mit dem sittlichen Ernst und der Würde lösen konnten, welche sie erheischen, ist klar genug. Am weitesten hat es Mundt darin gebracht und die „Vorsehung“ war wirklich dankbar; seine Gemahlin, Louise Mühlbach, blaustrumpft setzt die ganze civilisirte Welt durch und umstrickt die ganze Erde mit dem Baumwollengarn ihrer langfadigen Romane.

Die deutsche Polizei, von den Allerhöchstgeborenen bis herunter zum Gensdarmen, war von jeher ein erbärmlich feiges Institut. Kaum regte sich ein Windchen, gleich schnupperte sie es auf, daß kein Sturm daraus entstehe. Auch das „junge Deutschland“

wurde für gefährlich erklärt und der Anstifter der öffentlichen Heze wurde der Literarritiker Wolfgang Menzel. Diesen einflußreichen Alt-Liberalen erfaßte ein Gräuel gegen die neuen, unerhörten Tendenzen der Jüngen. Er schrieb damals die Kritiken für das Cotta'sche Literaturblatt und griff das „junge Deutschland,“ an dessen Spitze er die „beiden Juden“ Heine und Börne stellte, in der übertriebensten Weise an. Es war ihm eine „verderbliche Kotterie, deren Lehren staatsgefährlich sind, die Grundlagen der Religion und Sitte untergrabend; eine vaterlandsverräterische, gottlose, unästhetische und in jeder Beziehung nichtswürdige Partei.“ Man wolle, sagte er, mit der „gallischen Sitte“ „das stille Erbtheil unserer innern Nationalität, das reine Gemüth, vergiften und den ähnden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen, den Gott schon in der Vorwelt verworfen, als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt; die neue in Heine versammelte Gemeinde—das junge Palästina—verbreite die Lehre von einer allgemeinen, jede Nationalität vernichtenden Menschheit, verkünde eine Weltliteratur, usurpire die Zukunft und appellire an eine künftige Revolutionirung Europa's durch die Ideen St. Simons; Irreligiosität und Unästhetik seien die Hauptlehren des „jungen Deutschlands“ und da Unästhetik der gefährlichste Feind eines jeden Staats; die alten Monarchieen im Orient untergegangen seien, als die Sitten verborben waren; die römische Republik und das Kalifat unter gleichen Verhältnissen zu Grunde gegangen, die römische Kirche im tiefsten Grunde erschüttert, das türkische Reich dem Untergang nahe gebracht, die helvetische Freiheit verschwunden und die französische Monarchie gestürzt worden, als die Sitten verborben: so thue schleuniges Einschreiten der Regierungen Deutschlands noth, um gleichem Schicksal zu entgehen.“

So predigte der Schwäbische Peter von Amtens den Kreuzzug gegen das „junge Deutschland“ und siehe da, die Denunziation wirkte. Ein bisher unerhörter Fall trat ein: der deutsche Bundestag spielte den Poltzeidiener und Literarhistoriker zugleich und

erklärte in seiner Sitzung vom 10. Dez. 1835 das „junge Deutschland“ als eine literarische Schule, „deren Bemühungen unvorhoben dahingingen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören.“

Nun erschienen in den meisten deutschen Staaten Generalverbote gegen die Schriften Heine's und Consorten, und zwar sowohl gegen die bereits erschienenen, als die erst künftig erscheinenden und die polizeiliche Ueberwachung dauerte bis 1842 fort. Es war dies ein empfindlicher Schlag, besonders auch für Heine, der sich, wie die Andern, und zwar für einen „Erlirten“ und „Martyrer der Freiheit“ nicht in ehrenvollster Weise wiederholt an den Bundestag wandte, um seine Unschuld zu beweisen und die Verbote rückgängig zu machen.

Die Wuth sämmtlicher Betheiligten und ihres Anhangs wandte sich aber hauptsächlich gegen Menzel, der von allen Seiten angegriffen wurde. Börne schrieb seinen „Franzosenfresser“ und Heine seine Vorrede zum dritten Bande des Salon: „Ueber den Denunzianten,“ welche als besonderes Heft publizirt wurde. Menzel, der „gar nicht ausseht, wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole—jeder Backenknochen ein Kalmud,“ wird mit der vernichtendsten Malice traktirt, oder besser provoziert; denn Heine hat es auf nichts weniger abgesehen, als auf ein Duell. Menzel jedoch hielt die Vorsicht für das beste Theil der Tapferkeit und blieb zu Hause, wofür er später im „Schwabenspiegel“ gezüchtigt wurde.—Einen kläglichen Eindruck macht in dem Büchlein die erheuchelte loyale Gesinnung gegen den Bundestag und die deutschen Fürsten und die wiederholten Verwahrungen gegen die Beschuldigung der Irreligiosität seiner Schriften, wie es z. B. u. A. heißt: „Wenn einst das Christenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müßte.“—Es handelte sich eben darum, die Verbote

gegen seine Schriften aufzuheben und das „Geschäft“ wieder flott zu machen.

Trotz Alledem hielt Heine noch am consequentesten und längsten von allen Betheiligten an den Tendenzen des „jungen Deutschlands“ fest. Das „junge Deutschland“ ist eben alt geworden und die meisten seiner Anhänger haben sich endlich zur christlich germanischen Loyalität belehrt, um sicher in den friedlichen Hasen bürgerlichen Glückes einlaufen zu können.

Sechster Abschnitt.

Heine über Börne.

Im Jahre 1840—also lange nach Börne's († 1837) Tode—erschien das Buch „Heinrich Heine über Ludwig Börne.“ Es war eine niedrig hämische Schmähschrift, vom Geist der boshaftesten Rache und raffiniertesten Lüge diktiert. Und Ein Schrei der Entrüstung ging durch ganz Deutschland, selbst die besten Freunde Heine's, die erbittertsten Gegner Börne's wagten keine Rechtfertigung.

Heine war dem älteren Börne schon mehrmals auf seinem Lebenswege begegnet, ehe er ihn in Paris wiedertraf. Zuerst hatte er ihn 1815 gesehen, als ihn sein Vater mit zur Frankfurter Messe nahm und der Eindruck, welchen Börne auf den jugendlichen Beobachter machte, war offenbar ein günstiger. Es war auf Rahels und Barnhagens Veranlassung, daß er ihn zwölf Jahre später, wie wir gesehen haben, in Frankfurt aussuchte und mit ihm mehrere Tage zusammenlebte. In der Schilderung dieses zweiten Besuchs spielt die Malice bereits ihre ersten Karten aus und züngelt die Verläumdung schon schüchtern hinter der Maske der Wahrheitsliebe und Biederkeit hervor. So wird das Verhältniß Börne's zu Madame Wohl bereits in ein ganz zweideutiges Licht gestellt. Und doch konnte Börne den Besucher für einen Gleichgesinnten halten: „Das war ein Irrthum, bemerkt Heine, der später

für mich sehr viele Verdrießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philosophie, oder der Kunst, oder der Natur.“ Mit der Harmonie in der Politik war es übrigens auch nicht weit her, wie sich Börne bald überzeugen konnte.—Wir sind am Ende der ersten Abtheilung des Buches.

Die zweite Abtheilung schildert die während des Aufenthalts auf der Insel Helgoland empfangenen Eindrücke, ähnlich der dritten Abtheilung „Nordsee“ in den Reisebildern.

Im dritten Theil kommt Heine auf sein Verhältniß zu Börne zurück. Er sah ihn im Herbst 1831 in Paris wieder. „Willkommen in Paris!“ rief ihm Börne freudig entgegen. „Das ist brav; ich bin überzeugt: die guten, die es am besten meinen, werden alle bald hier sein. Hier in Paris ist der Convent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Ach Gott! ach Deutschland!“ klagte Börne. „Es wird bald sehr betrübt aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache; aber sie sind nothwendig wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Fäulniß gerathen.— Die Republik muß durchgesetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Henker hole die sogenannten constitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammergeschwäher alles Heil erwarten. Constitutionen verhalten sich zur Freiheit wie positive Religionen zur Naturreligion: sie werden durch ihr stabiles Element so viel Unheil anrichten, wie jene positiven Religionen, die, für einen gewissen Geisteszustand des Volkes berechnet, im Anfang sogar diesem Geisteszustand überlegen sind, aber späterhin sehr lästig werden, wenn der Geist des Volkes die Satzungen überflügelt.“ Den Charakterfesten, jäh strebsamen Börne hatte die Julisonne ganz anders erwärmt, als den unfertigen, schwankenden Charakter Heine's. Er schrieb seine „Briefe aus Paris“ und die zwei ersten Bände haben Heine „nicht wenig erschreckt.“—„Ich war überrascht, sagt er, von diesem ultraradikalen Tone, den ich am wenigsten von Börne erwartete.— Der

Mann, der in seinem Style immer etwas bebehlt von der Gewöhnung seines reichstädtischen Spießbürgerthums — — der ehemalige Polizeiaktuar von Frankfurt a. M. stürzte sich jetzt in einen Sanscülottismus des Gedankens und Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutschland nie erlebt hat. Himmel! welche entseßlichen Wortfügungen; welche hochverrätherische Zeitwörter! u. s. w.“ So arbeitete sich Heine in die Entrüstung hinein.

Als er Börne zum zweiten Male besuchte, fand er „in seinem Salon eine Menagerie von Menschen, wie man sie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. • Im Hintergrund lauerten einige deutsche Eisbären, welche Tabak rauchten, fast immer schwiegen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brummbaß hervorfluchten. Neben ihm hochte auch ein polnischer Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die süßlich fadesten Bemerkungen mit heiserer Kehle heulte; dann fand ich dort einen französischen Affen, der zu den häßlichsten gehörte, die ich je sah, und der beständig Gesichtser schnitt, damit man sich das schönste darunter aussuchen möge.“ — „Börne war jetzt als die Seele der Pariser Propaganda zu betrachten. — Diese bestand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge, die in einem großen Saale der Passage Saumon oder in den Faubourgs sich versammelten, vornehmlich um in der lieben Sprache der Heimath sich über vaterländische Gegenstände zu unterhalten. Hier wurden nun durch leidenschaftliche Reden im Sinne der rheinbairischen Tribune, einer Zeitschrift Wirths und der übrigen rheinpfälzischen Demagogen, die Gemüther fanatisirt, und da der Republikanismus eine so grade Sache ist und leichter begreifbar, als z. B. die constitutionelle Regierungsform, wobei schon mancherlei Kenntnisse vorausgesetzt werden (?): so dauerte es nicht lange und Tausende von deutschen Handwerksgefelln wurden Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung.“ — Heine wohnte einer Volksversammlung bei: „Börne sprach über den Presseverein, welcher sich vor aristokratischer Form zu bewahren

Heine. VII. Y

habe; Garnier donnerte gegen Nikolaus, den Czar von Rußland; ein verwachsener, krummbeinigter Schustergefelle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich. Ich ärgerte mich nicht wenig über diese Impertinenz. Es war das erste und letzte Mal, daß ich der Volksversammlung beiwohnte. — — — Denkt euch meinen Schreck, ich fand sämtliche Vaterlandsretter mit Tabakspfeifen im Maule, und der ganze Saal war so erfüllt von schlechtem Knasterqualm, daß er mir gleich auf die Brust schlug und es mir platterdings unmöglich gewesen wäre, ein Wort zu reden. — — Ich bemerkte überhaupt, daß die deutsche Tribunalkarriere nicht eben mit Rosen und am allerwenigsten mit reinlichen Rosen bedeckt ist. So z. B. mußt du allen diesen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevätern“ recht derb die Hand drücken. Es ist vielleicht metaphorisch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher in's Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde. Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eigenen Augen gesehen, mit eigener Nase gerochen haben, man muß mit eigenen Ohren anhören, wie dieser souveräne Rattenkönig sich ausdrückt, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten: Man macht keine Revolution mit Lavendelöl. — — War es Tugend oder Wahnsinn, das den Ludwig Börne dahin brachte, die schlimmsten Mißbüfte mit Wonne einzuschnauffen und sich vergnüglich in plebejischem Kothe zu wälzen?“ — —

So sprach sich Heine über Börne's politische Stellung aus. Finden wir in diesen, seinen eigenen Worten nicht eine Bestätigung des Urtheils, das Börne bei Besprechung der „Französischen Zustände“ über ihn gefällt? — Aber nicht nur durch den Tabakqualm und den plebejischen Mißdust will Heine von fernerm Umgange mit Börne abgehalten worden sein. „Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele, sagt er im vierten Abschnitt des Buches, sträubte sich in mir bei dem Gedanken, mit seiner nächsten

Umgebung in die mindeste Berührung zu kommen. Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börne's Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte." Heine fühlt selbst, daß „dieses Geständniß befremdlich klingt in seinem Munde." Es ist mehr, es ist empörend, da Heine, obwohl vielfach gereizt, gegen sein besseres Wissen das Verhältniß Börne's zu Madame Wohl, spätere Madame Strauß, und den Charakter ihres Gatten in das schlimmste Licht stellte, um seine Rache an dem todtten Kampfgenossen auszuüben. Nach dem erwähnten Duell mit Herrn Strauß sah sich Heine auch gezwungen zu erklären, „daß die Anzüglichkeiten auf ganz irrigen und grundlosen Annahmen beruhten."

Die Ursache der Entstehung der ganzen Schmähschrift waren Börne's Artikel gegen Heine im Reformatour und die oben theilweise mitgetheilte Stelle aus seinen Pariser Briefen. „In sämtlichen Aufsätzen," sagt Heine, „wird bereits von meinem charakterlosen Poetenthum und meiner poetischen Charakterlosigkeit hinlänglich gezüngelt, und es winden und krümmen sich dort die giftigsten Insinuationen. Nicht mit bestimmten Worten, aber mit allerlei Winken werde ich hier der zweideutigsten Gesinnungen, wo nicht gar der gänzlichen Gesinnungslosigkeit verdächtigt. Ich werde in derselben Weise nicht blos des Indifferentismus, sondern auch des Widerspruchs mit mir selbst bezüchtigt, ja er hat sogar auf Bestechlichkeit hingedeutet."

Was das Letztere betrifft, so stund Börne mit diesem Verdachte nicht allein da; auch von andern Seiten wurde diese schwere Anklage gegen Heine geschleudert, freilich ohne meines Wissens bis jetzt vollständig bewiesen zu sein. Aber durften alle diese Vorwürfe einen Mann von Charakter bewegen, eine Schmähschrift abzufassen und sie jahrelang—wie Steinmann erzählt—im Pulke liegen zu lassen, um sie erst nach des Angreifers Tod zu veröffentlichen? Warum trat Heine nicht dem lebenden Börne gegenüber? Wahrscheinlich, da gibt es keine Entschuldigung, mögen auch blinde Verehrer des großen Dichters alle ihre Sophistik verschwenden, um ihn zu rechtfertigen. Die Differenzen, welche zwischen Heine's und

Börne's Anschauungen bestanden, konnten wohl einen persönllich intimen Verkehr hemmen oder gar verhindern; aber sie können die Feindschaft nicht erklären, in welche jener Verkehr ausartete. Der Grund des Bruches lag in der großen Verschiedenheit der Charaktere. Seine war seinem alten Kampfgenossen in seinen religiösen und philosophischen Anschauungen voraus, aber er blieb in der politischen Entwicklung stehen, bald vorwärts, bald zurückschwankend. Die anfänglich immer unschönen Formen einer undisciplinirten Massenbewegung stießen sein beinahe affektirt aristokratisches, ästhetisches Gefühl ab und er warf sich immer wieder in den Strudel betäubender Lust oder gar — in die Arme der Reaction. Da konnte er es aber ebensowenig aushalten, da ihn seine bessere Ueberzeugung, sein ganzes Sehnen und Denken wieder nach Vorwärts drängte.—Börne war ein Deist; er wollte den Menschen einstellen noch ihren Gott lassen und jeder weitergreifenden Entwicklung durch Erringung der politischen Freiheit den Weg bahnen. Mit einer beinahe krankhaften Zähigkeit verfolgte er dieses Ziel; mit einer moralischen Kraft, die Heine abging, mit einer Liebe zum Volke, die Heine nie gekannt, überwand er alle Hemmnisse und zehrte sich selbst auf in diesem Kampfe. Wie konnte er auf solch' mühsamem Wege Heine neben sich treffen? „Heine,“ sagt dessen großer Verehrer A. Meißner, „war ein Kind, in dessen Kopf liebliche Traumbilder gaukelten, ausgelassen, wild, überreizt, ein Poet, ein Sybarit, ein Weltkind, er bewegte sich am liebsten im Umgang mit schönen Frauen und zog wie sein Namensvetter Prinz Heinz die Gesellschaft geistreicher und frivoler Abenteuerer, loderer Genossen, „thörichter Töchter,“ erfinderreicher Glücksritter nicht selten dem Verkehr mit den angesehensten und gewichtigsten Notabilitäten der Literatur und des Patriotismus vor. Er war kein Freund des „stillsichen Ernstes,“ er liebte nichts so sehr als ein übermüthiges, laut aus der Seele schallendes Gelächter, er war der entschiedenste Feind der Eugendbündler, er sah deren Nachfolger noch in den Republikanern, den Burschenschaftlern des Hambachfestes, in allen jenen deutschen Män-

nern mit der Pflanze, und kam in offenen Widerspruch mit der Demokratie. Börne's Natur war eigentlich weich geschaffen. Er gehörte zu den gedrücktsten Naturen, er ging aus jener schaurigen Judengasse zu Frankfurt hervor. — — Allmählig verhärtete diese ursprünglich weich und sensibel angelegte Natur, ward bitter, ward gallig. Er war ganz Zorn, ganz Entrüstung, er konnte nicht lachen, er trug seinen Weltschmerz unaufhörlich mit sich herum und jedes Wort, das er schrieb, war mit seinem Blute geschrieben.“ — — Ja Börne war Fanatiker geworden, und ganz Zorn, ganz Entrüstung war er, wenn er einen alten Kampfgenossen neben seinen eigenen Wegen ohne feste Gesinnung sein Leben vergeuden sah; er belästigte Heine mit Klagen und, wenn auch indirekten, Vorwürfen, um ihn zum „sittlichen Ernst“ aufzukacheln; er erreichte aber nur, daß Heine ihn mied, vielleicht beschämt von Börne's beinahe ascetischer Opferfähigkeit für die von ihm vertretene Sache. Jetzt war nur noch ein kleiner Schritt bis zur offen ausgesprochenen Feindschaft. Der entrüstete Börne begann, wie wir gesehen haben den Kampf, welcher mit dem Erscheinen von Heine's Buch über ihn endete. Börne war todt; lange ruhte sein Leib schon in der schweren Erde des Exils. Die Kritik konnte über seine Stellung in der deutschen Literatur, die Freunde der Freiheit und des Fortschritts über sein politisches Wirken verschiedener Ansichten sein; aber Eines durfte nicht geschehen: auf seinen Sarg sollte man ihm den Eichenkranz der Bürgertugend und nicht die Dornenkrone der Verleumdung legen.

Mit dem Buch über Börne hatte Heine aber auch seine politische Stellung selbst verurtheilt.

Siebenter Abschnitt.

Dichtungen.

Von den in dieser Lebensperiode des Dichters entstandenen Poesien erschien zuerst der „Atta Troll, ein Sommernachtstraum,“ und zwar bruchstückweise abgedruckt in der „Eleganten Welt“ vom

Jahre 1848. Es war schon 1841 nach der Reise nach Cauterets in den Pyrenäen entstanden, „zu einer Zeit,“ sagt Heine, „als die große Emeute, wo die verschiedenfarbigsten Feinde sich gegen mich zusammengerottet, noch nicht ganz ausgelärmt hatte. — — — Damals blühte die sogenannte politische Dichtkunst. Die Opposition, wie Ruge sagt, verkaufte ihr Leder und ward Poesie. Die Musen belamen die strenge Weisung, sich hinführo nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, sondern in vaterländischen Dienst zu treten, etwa als Marktentenderinnen der Freiheit oder als Wäscherinnen der christlich germanischen Nationalität. Es erhob sich ein deutscher Bardenhain, ganz besonders jener vague, unfruchtbare Pathos, jener nutzlose Enthusiasmusbunst, der sich mit Lobesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten stürzte. — Das Talent war damals eine sehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterlosigkeit (?). Die scheelsüchtige Impotenz hatte endlich nach tausendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Uebermüthen des Genius; sie fand nämlich die Antithese von Talent und Charakter. Es war fast persönlich schmeichelhaft für die große Menge, wenn sie behaupten hörte: die braven Leute seien freilich in der Regel schlechte Muslkanten, dafür jedoch seien die guten Muslkanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei die Hauptsache in der Welt, nicht die Musik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf sein volles Herz und die Gesinnung war Trumpf.“ — Mit diesen Worten seiner Vorrede zeigt uns Heine die Tendenz des Epos an. Es gilt den Kampf gegen die talentlose, die großen Ideen der Zeit plump und läppisch vertretende Gesinnungstüchtigkeit. Es ist das jedenfalls ein guter Vorwurf für einen Satyriker und Heine hat ihn in köstlicher Weise ausgebeutet. Man hat ihn zwar wiederholt beschuldigt, er habe im „Atta Troll“ die Gesinnung überhaupt schlecht, er habe die großen Ideen der Zeit lächerlich gemacht und das gesinnungslose Talent verherrlicht. Aber man ist in dem Erstern zu weit gegangen und das Letztere hatte er bei seiner Definition von Charakter und seiner

Auffassung der Prärogative des Talents¹⁹⁾ nicht mehr nöthig! Hätte er sich nicht in ein Gebiet gewagt, wo die Gesinnung allerdings Trumpf ist und stets sein wird, in das der Politik, man wäre schwerlich auf die Idee verfallen, gerade seinetwegen „die Antithese von Talent und Charakter zu finden.“

„Was den ästhetischen Werth meines Poems betrifft,“ sagt Heine weiter, „so gab ich ihn gern preis, wie ich es auch heut noch thue; ich schrieb dasselbe zu meiner eigenen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebte, und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe.“ — In der Dedicatton des Gedichts an Barnhagen sagt er treffend :

„Klang das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondscheinnächten?

„Ist das nicht das fromme Läuten
Der verlorenen Waldkapelle?
Klingelt schalkhaft nicht dazwischen
Die bekannte Schellenkappe?

„In die Nachtigallenschöre
Bricht herein der Bärenbrummbaß,
Dumpf und grollend, dieser wechselt
Wieder ab mit Geisterispeln?

„Wahnsinn, der sich klug gebehret
Weisheit, welche überschnapp!
Sterbeseufzer, welche plötzlich
Sich verwandeln in Gelächter!

„Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldblitz der Romantik!“

Atta Troll, der Tanzbär, tanzt auf dem Jahrmarkt in Gaunterets und weiß mit Zurücklassung seiner Gattin, der schwarzen Rumma, seinem Führer zu entfliehen und in die waldigen Schluchten der

Pyrenäen zu entkommen. Er hat in Frankreich sozialistische Grundsätze angenommen und belehrt nun seine Kinder, daß die Aristokratie des Menschengeschlechts eine Usurpation sei und dem Thierreich die Zukunft gehören müsse. Dabei ist er ebenso stolz auf sein schlechtes Tanzen, als auf seine politische Bildung. Aber das Schicksal soll ihn erreichen. Mit Laslars, dem, eigentlich todtten, Sohn einer Hexe, geht der Dichter auf die Bärenjagd. Durchnäht und in unruhigem Halbschlummer liegt er des Abends „in der Herenküche von wüsten Gerüchen betäubt; er hört die Hexe eintönig murmeln, indem sie ihren Sohn, der eigentlich ein Leichnam ist, mit einer Salbe bestreicht, die ihm ein scheinbares Leben verleiht. Fraßhafte Vogelgesichter schauen ihn von allen Seiten unheimlich an, und wie er einschläft, sieht er in einem Traumgestalt einen grotesken Tanz von Bären und Gespenstern; später ziehen die Götterbilder der griechischen, jüdischen und germanischen Mythologie wie die wilde Jagd vor seinem Fenster vorüber. Dieser tolle Spud, in dem der Dichter den Laumel seiner eigenen Gedanken darstellt, würde der Anlage nach auch von (dem Romantiker) Hoffmann erfunden sein können, aber wie glänzend ist die Ausführung! Hoffmann hat weder von seinen Phantastebildern, noch von der Realität, die er kritisiren will, eine klare Vorstellung. Bei Heine sprudelt beides in unwiderleglicher Lebendigkeit hervor und gestaltet sich rasch zu zierlichen Arabesken, die sich im buntesten Humor in einander schlingen. Seine Poesie setzt sich über Raum und Zeit, über die Grundbegriffe der Logik hinweg, um sich bald in's Märchen zu verflüchtigen, bald in dem Schmutz der Wirklichkeit stecken zu bleiben; aber überall ist es der neckische Kobold der guten Laune, dessen lustiges Gesicht uns unvermuthet aus der Bärenhöhle, aus dem einsamen Wald und aus der Gespensterküche entgegenlacht. Heine's Phantasie zwingt uns nicht, aus uns selber herauszugehen, wir können über ihre wildesten Schauerbilder lachen, und wir wissen, der Dichter lacht mit uns. Im Atta Troll ist übrigens auch die Tendenz romantisch. Es ist eine unausgesetzte Geißelung des tugendhaften,

liberalen, patriotischen Philisters; aber was sind die leichten Pettis-chenhiebe, die Lied und Hoffmann austheilen, gegen die Keulenschläge dieses unverwüßlichen Humors; und dabet ist es ein Humor, dem wir uns mit gutem Gewissen überlassen, dessen Reiz wir uns willig eingestehen können; denn nichts ist dem wahren Gefühl schädlicher, als diese pharisaisch gezielte Ernsthaftigkeit, die salbungsvoll zu predigen anfängt, wenn Kinder mit einander spielen.“¹⁷⁾—Atta Troll stirbt endlich, von der Kugel Laslaro's getroffen, den Märtyrertod, wofür ihm Bayerns Ludwig einst in Wallhalla ein Denkmal setzt mit der Inschrift:

„Atta Troll, Tendenzbär; sittlich
Religiös; als Gatte brünstig;
Durch Verführtheit von dem Zeitgeist
Walbursprünglich Sansculotte;

„Sehr schlecht tanzend, doch Gesinnung
Tragend in der zott'gen Hochbrust;
Manchmal auch gestunken habend;
Kein Talent, doch ein Charakter!“

Atta Troll ist todt; aber seine Nachkommen florken noch, nicht selten begegnen wir auch hier den jungen Tendenzbären auf der Straße, und das glänzende Gedicht, in dem das ganze bunte Feuerwerk des Heine'schen Humors prasselnd aufsteigt, ist auch heute noch von erschütternder Wirkung auf unsere Lachmuskeln. — Im Jahre 1847 erschien „Atta Troll“ zum ersten Male in Buchform.

Schon 1844 war, nach der ersten Reise in die Heimath entstanden, das „Wintermärchen: Deutschland“ erschienen. Es ist von geringerem poetischem Werth als „Atta Troll,“ an Erfindung ärmer, die Ausführung flüchtiger; doch sprudelt auch hier der Humor in üppiger Fülle. Die Satyre wendet sich hauptsächlich gegen die politischen und sozialen Zustände des Vaterlandes, welche Heine einem christlich-germanischen Kritiker zufolge „in den Schmutz tiefster Gemeinheit und Erniedrigung“ gezogen haben

sollte; ja sogar die deutschen Farben, den schwarz-roth-goldenen Patriotismus habe er verhöhnt. Hören wir, was Heine selbst über Form und Inhalt sagt:

„Ich schrieb das Gedicht zu Paris und die freie Luft des Ortes wehete in manche Strophe weit schärfer hinein, als mir eigentlich lieb war. Ich unterließ nicht, schon gleich zu mildern und auszuscheiden, was mit dem deutschen Klima unverträglich schien. Nichtsdestoweniger, als ich das Manuscript an meinen Verleger nach Hamburg schickte, wurden mir noch mannigfache Bedenkselten in Erwägung gestellt. Ich mußte mich dem fatalen Geschäfte des Umarbeitens nochmals unterziehen, und da mag es wohl geschehen sein, daß die ernstern Töne mehr als nöthig abgedämpft oder von den Schellen des Humors gar zu heiter überklingelt wurden. Einigen nackten Gedanken habe ich im hastigen Unmuth ihre Feigenblätter wieder abgerissen und zimperlich spröde Ohren habe ich vielleicht verletzt. — Ich höre schon die Vierstimmen: du lästerst sogar unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen, denen du den freien Rhein abtreten willst! Beruhigt Euch. Ich werde Eure Farben achten und ehren, wenn sie es verdienen, wenn sie nicht mehr eine müßige und knechtische Spielerei sind. Pflanz die schwarz-roth-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschenthums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben. Ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie Ihr. — Selbst ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten. — Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reich nicht so leicht einverleiben, wie Ihr es thut; denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewonnen. — Indessen die Elsässer und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir das vollenden, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Folgerungen desselben emporschwingen, wenn wir die Dienstbarkeit bis in ihrem

lepten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger—ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt—die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus.“— —

Der jammervolle Ausschrei, welchen ein bornirter Nationalitätsbusel und die philisterhafte Empfindlichkeit gegen die ägenden Stiche der Heine'schen Satyre ertönen ließen, bewiesen nur zu gut, daß er sehr wunde Flecke getroffen. Der gute Michel, der nicht aus seinem Murrethierschlafe aufgestört werden will, begreift diesen Geist nicht, der stets verneint; die weltchmerzliche Verzweiflung an jeder Zukunft Deutschlands, welche der Satyriker überall vorschleibt, nimmt Jener für baare Münze und steht nicht das Sehnen und Hoffen, das hinter der Verneinung sich verbirgt und das sich im Geiste des denkenden Lesers abspiegeln muß. — —

Gleichzeitig mit dem „Wintermärchen“ war eine zweite Gedichtsammlung: „Neue Gedichte von H. Heine“ erschienen. Die erste Abtheilung derselben, „Neuer Frühling“ reiht sich würdig an das „Buch der Lieder“ an. So lächelte Heine's Muse in ihren herrlichsten Tagen!

„Es ist der alte Märchenwald!
Es duftet die Lindenblüthe!“

Wer kennt nicht die duftigen Liebchen dieses Cyclus: „Die schönen Augen der Frühlingsnacht.“—„Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute.“—„Die schlanke Wasserlilie u. s. w.?“

In dem „neuen Frühling“ wandert die Muse Heine's noch auf deutschen Fluren, noch im deutschen Wald und bricht Veilchen und Rosen und lauscht dem Gesange der Nachtigall und

„Es erklingen alle Bäume
Und es singen alle Rester —“

aber in der folgenden Abtheilung: „Verschiedene“ ist sie bereits lange auf den Pariser Trottoirs herumgeschlendert und hat die Grisettenlust der Weltstadt geathmet, und die „Emanzipation des Fleisches“ im großartigen Maßstabe praktiziren gesehen. Der alte deutsche Märchenwald wird vergessen; die Aufgabe ist jetzt eine „ernstere“:

„Auf diesen Felsen bauen wir
Die Kirche von dem dritten,
Dem dritten neuen Testament;
Das Leid ist ausgeflitten.

„Vernichtet ist das Zweierlei
Das uns so lang beihöret;
Die dumme Leiberquälerei
Hat endlich aufgehöret.

„Hörst du den Gott im finstern Meer?
Mit tausend Stimmen spricht er.
Und siehst du über unserm Haupt
Die tausend Gottesächter?

„Der heil'ge Gott, der ist im Licht
Wie in den Finsternissen;
Und Gott ist alles, was da ist;
Er ist in unsern Küssen.

Leider sind die Evangelien dieses neuen Testaments zu roh materialistischer Natur, um ihm viele würdige Anhänger zu gewinnen. Seine sagt einmal, durch Alles, was er geschrieben und gedichtet, wehe „Eine gottesfreundige Frühlingsidee,“ die Idee, das Glück der Menschheit auf Erden zu begründen und den Himmel „den Späßen und Engeln“ zu überlassen. Die Natur hatte ihn ausgerüstet mit den glänzendsten Talenten, ein siegreicher Vertreter ihrer Rechte zu sein; allein er war noch mit all den winterlichen Gebrechen eines dem Untergange geweihten Geschlechts behaftet und unter deren Einwirkung welkten und verdorrten die herrlichsten Blüten jenes Gedanken-Frühlings.

„Es wird ein schöner Tag werden,“ sagt der Dichter der „freien Liebe,“ „die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborene Knechte keine Ahnung haben.“ — Aber wie vertritt Heine diese Idee der freien Liebe? Nicht wie der sittlich freie Mann, der sich ebenso empört gegen die Unnatur einer psaffischen Moral, wie gegen die Unnatur des Lasters, und dessen Ideal die Liebe und der Besitz eines vollendeten, körperlich und geistig harmonisch schön entwickelten Weibes; sondern wie der gebildete, sich über die herkömmliche Moral erhebende Lebemann, dessen Ideal die sinnliche Schönheit und der uneingeschränkte Sinnengenuss ist. Was wir übrigens heute sittliche Freiheit heißen, übersteigt bei unserer verschrobenern Erziehung, unseren verworrenen gesellschaftlichen Anschauungen und faulen gesellschaftlichen Zuständen, selten jene Erhebung über die eingewöhnte Pfaffenmoral und artet sehr leicht in jene poetische Libertinage aus, die Heine zu den „Versäulenen“ führte:

„Schaff' mich nicht ab, wenn auch den Durst
Gelöscht der holbe Trunk,
Behalt mich noch ein Vierteljahr,
Dann hab' auch ich genug.

„Kannst du nicht mehr Geliebte sein,
Sei Freundin mir sodann;
Hat man die Liebe durchgeliebt,
Fängt man die Freundschaft an.“

So kommt der Dichter zu der „Märrin“ Seraphine; zu jener Angeliqne, der er nimmer glaubt, was die Lippe spricht, denn:

„Solche große schwarze Augen,
Solche hat die Jugend nicht —“

zu Diana, mit den „schönen Gliedmaßen collossaler Weiblichkeit;“ zu Hortense, mit der er „an der Straßenecke“ stand — und wie
Heine. VII. Z

ste alle heißen. Er steht vor Mutter und Tochter und ist un-
schlüssig:

„In welche soll ich mich verlieben
Da beide lebenswürdig sind?
Ein schönes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.“

Was diese Liebe auf dem Gipfelpunkte ist, erfährt er auch und
sagt es uns in den bald darauf folgenden Romanzen, wo er in
dem Gedichte „Unstern“ bis zur Unausstehlichkeit unästhetisch wird:

— — — — —
Du fragst mich, Kind, was Liebe ist?
Ein Stern in einem Haufen Mist.
„Wie'n räudiger Hund, der verreckt,
So liegt er mit Unrath bedeckt.
Es kräht der Hahn, die Sau sie grunzt,
Im Kotze wälzt sich ihre Brunn.“

Daß die Klänge der alten Lyra, wie sie aus dem Buche der Kle-
der so herrlich hervortönen, allmältig verstummen und der Dichter
ganz andere Saiten anschlug und andere Weisen sang, hatte übrige-
gens noch einen tiefern Grund, als den, welchen die neuen äußere-
ren Lebensverhältnisse schufen. Die alten lyrischen Stoffe waren
abgenutzt und verbraucht; die Döeste sehnte sich nach lebendigem,
zeitgemäßem, ich möchte sagen historischen Gehalt, wie nach der
Julkrevolution auch im Leben die Untersuchung unserer politischen
und sozialen Zustände und das Sehnen und Drängen nach frei-
heitlicher Entwicklung derselben zu Tage getreten war. Die poli-
tische Tendenzdichtung kam in Schwung, aber Heine fand in ihr
nur das „oppositionelle Leber“ und machte sich lustig über die
poesieflosen Allgemeinheiten, um welche sich dieselbe zumelst drehte:

„Deutscher Sänger! sing und preise
Deutsche Freiheit, daß dein Lied
Unserer Seelen sich bemeistre
Und zu Thaten uns begeistre,
In Marsallerhymnenweise.

„Blase, schmettre, donnre täglich
Bis der letzte Dränger schieht
Singe nur in dieser Richtung,
Aber halte deine Dichtung
Nur so allgemein als möglich.“—

Heine hielt sich an das Einzelne, Konkrete, Lebendige; aber er trat seinem sceptischen Naturell entsprechend, negirend, zerstörend auf. Die Satyre schleicht sich nun mehr und mehr in alle Dichtungen ein, wie wir sie im „Atta Troll“ und dem „Wintermärchen“ in ihrer Blüthe gesehen haben. So begegnen wir ihr nun in der Bearbeitung der alten Legende vom Ritter Lannhäuser, in den darauf folgenden Romanzen, noch mehr aber in den Abtheilungen „Zur Olla“ und „Zeitgedichte,“ in denen der Dichter oft in heiterem Humor, oft in dem heißendsten Spotte sich ergeht. Wir erinnern an „bei des Nachwächters (Dingelstedt's) Ankunft in Paris,“ „Georg Herwegh,“ „der Kaiser von China“ u. s. w.

Es findet sich, außer dem bereits Erwähnten, in den „neuen Gedichten“ noch manches Vortreffliche, das in uns die Eindrücke der Poesien des „Buchs der Lieder“ wieder hervorrufft, z. B. die „Tragödie,“ in welche ein wirkliches Volkslied kunstvoll eingeschaltet und die ganz der rührenden Einfachheit des Volkslieds angepaßt ist; ferner einzelne der „Romanzen,“ in den „Zeitgedichten,“ „die Lebensfahrt,“ „Nachtgedanken“ u. s. w. Im Ganzen ist der poetische Gehalt dieser Sammlung aber sehr bedeutend geringer als der des „Buchs der Lieder,“ und wird auch von dem des „Atta Troll“ weit übertroffen, der überhaupt das Werthvollste ist, was Heine in dieser Periode seines Lebens gedichtet hat.

Achter Abschnitt.

Aristophanides.

Wir sind am Ende der zweiten Periode von Heine's Leben angelangt. Wenn die erste vorzüglich die der reinen Poesie war, so möchte ich die zweite die des souveränen Wises nennen. Der

Witz ist das vorherrschende Element, ihm sind alle Empfindungen, Ansichten, Meinungen und Tendenzen untergeordnet. „Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken,“ hat schon Börne gesagt. Wo sich eine Gelegenheit bietet, seine hellen Funken sprühen zu lassen, da drängt sich der Witz vor und die Schellenkappe klingelt in den tiefsten Ernst hinein und ein fröhliches Gelächter erschallt, wo wir auf Schmerz und Trauer gefaßt sind. Heine kannte seine Stärke; er wußte wie verschwenderisch die Natur ihn ausgestattet mit jener gewandten Beweglichkeit des Geistes, die wie der Blitz zuckt und einschlägt und zündet, und mit jenem raschen Blick für die Schwächen und Blößen, für die Spitzen und Härten, die solchen Geistesblitzen als Zielscheibe dienen. Wohin er, bald neckend und lachend, bald höhrend und verwundend zielte, darauf nahm er keine Rücksicht; das Blitzen war sich selbst Zweck und jede Gelegenheit willkommen. Seine besten Freunde wurden sowenig verschont, wie die Feinde und er hat Manchen derselben schmerzlicher verwundet, als sich bei seiner eigenen Empfindlichkeit verantworten läßt. Am lieblichsten funkelt das Feuerwerk seines Geistes, wenn es von sanfteren, heitern Stimmungen in den ruhigen Strom des Humors geleitet wird und der blinkende Witz von der düstern Poesie verklärt erscheint. Dann lächelte seine Muse heiter und die Grazien erkannten ihn wieder an als ihren Liebling und vergaßen alle die freivolten Ungezogenheiten, zu denen er ihre Günst mißbraucht.

Ja, man hat Heine nicht umsonst den „Liebling der Grazien,“ aber auch mit Recht den „ungezogenen Liebling“ derselben genannt. Aber man ging weiter, man nannte ihn auch den „deutschen Aristophanes“ und er selbst, immer behaglich schwelgend im Sonnenglanze seines Ruhmes und stets bereit, ihn ebenso ängstlich zu hüten, wie ihn eifrigst auszubreiten, singt im „Wintermärchen:“

— — — — —
Die edelsten Grazien haben gestimmt
Die Saiten meiner Leyer.

„Es ist dieselbe Leier, die einst
Mein Vater ließ erklingen,
Der selige Herr Aristophanes,
Der Liebling der Komänen.“

Heine war ein Dichter voll aristophantischen Geistes; er hat sich vielfach bemüht jene Stellung und Wirksamkeit sich zu erwirgen, die Aristophanes in Athen einnahm:

„Volk und Mächtige zu geißeln, ein gefürchtet Haupt im Staat“

und es lassen sich auch sonst Analogien genug zwischen dem Streben Beider finden. Freilich traten Beide von verschiedenen Ausgangspunkten in ihre Wirkungskreise, aber diese bieten wieder große Ähnlichkeiten dar. Heine's Knabenjahre fielen, wie wir gesehen, in die Zeit der tiefsten Erniedrigung seines Vaterlandes; nach der kurzen, rasch wieder niedergebückten Erhebung in den Freiheitskriegen folgte die trostlose Restaurationsperiode, in deren drückender Atmosphäre er seine Jünglingsalter verlebte; erst nach der Julirevolution, bei dem Beginne seines Mannesalters kam eine neue geistige Regsamkeit in das Volk und der Kampf zwischen dem unterdrückten demokratischen und dem herrschenden monarchischen Prinzip begann in's Leben zu treten. Angesteckt von all den Schwächen einer kleinen Zeit und doch mit hervorragend geistiger Kraft sich erhebend über die allgemeine Misere, hob er bereits in den Tragödien den Kampf an gegen die geistigen und materiellen Mächte der Unterdrückung, den er später in aristophantischer Weise, auf dem Gebiete der humoristischen Kritik fortsetzte.

Das erste dichterische Wirken des Aristophanes fällt in eine größere Zeit, in das erste Jahrzehnt des peloponnesischen Krieges. Die Heldenzzeit seines Vaterlandes, die großen Tage der Perserkriege waren vorangegangen und schwebten dem jugendlichen Gemüthe in ihrer ganzen Glorie vor. In den nunmehrigen innern Kämpfen, deren Augenzeuge er war, handelte es sich ebenfalls um die Entscheidung, ob das demokratische oder aristokratische Prinzip endlich den Sieg davon tragen sollte.

Beide Dichter lebten also in Uebergangsperioden, in denen alle sich entgegengesetzten Kräfte, mehr oder minder heftig aufeinander plagen sollten und alle Gebrechen und Sünden der Gesellschaft zu Tage treten: hier die raffinierte Herrschsucht mit allen Mitteln der überlegenen Bildung und der ganzen Verlogenheit einer entarteten Kultur; dort die Elemente der Oligokratie mit ihrem plumphen Gleichheitsbewußtsein, ihrer bildungsfeindlichen Rohheit und ihren käuflichen Leidenschaften; inmitten eine unfertige, selbst wieder an innern Widersprüchen labtrende, zwischen dem Alten und Neuen, zwischen den Extremen hin- und herschwankende Partei, der Kern der wahren, auf allgemeine, humanistische Bildung zu gründenden Demokratie, und dies Alles in der Zeit sittlichen Verfalls, in der Zeit des Todeskampfes abgelebter religiöser Anschauungen—welche Zerrbilder müssen solche Gährungsprozesse auf die Oberfläche werfen, wie massenhaft müssen sich da die Stoffe für die Komik, den Humor und die Satyre häufen!

Beide Dichter waren mit allen Geisteswaffen ausgerüstet, das Richteramt der humoristischen Kritik würdig auszuüben. Aber da begegnen wir in der Art und Weise der Ausübung, ganz abgesehen von der Verschiedenheit der dichterischen Formen und der jedem der Dichter eigenthümlichen Stellung, einem Unterschied, der nicht zu Gunsten des „deutschen Aristophanes“ ausfällt.

Aristophanes war aus einer großen Zeit herausgewachsen und in dem großartigen öffentlichen Leben seines Vaterlandes in die Schule gegangen; ihn befeelte noch ganz der männliche Geist jener alten Zeit, welcher Athen groß gemacht, und diesen zurückbringen zu helfen, war seine erste und stete Sehnsucht. Aristophanes war zuerst Patriot, ehe er Dichter war. Aus Alledem folgt von vornherein sein Vortheil über Heine, dessen Charakterentwicklung und Bildungsgang, bei einer Sonderstellung als Glied einer unterdrückten Nationalität im Vaterland und in so kleiner Zeit, zu ganz andern Resultaten führen mußte. Heine war Dichter, Humorist, Satyriker, ehe er Politiker, ehe er Vorlämpfer einer schönen Zukunft war. Aristophanes hatte immer den ganzen tiefen Ernst seiner Ideale

vor Augen, wenn er dichtete, und sein Wiß, sein satyrisches Talent waren nur geheiligte Waffen zu heiligen Zwecken. Seine ordnete nur zu oft die großen Fragen der Zeit den Anforderungen seiner Künstlerlaune unter und Wiß und Satyre waren die Hauptsache, mochte der Stoff kommen, woher er wollte.

„Eine Reformation an Haupt und Gliedern,“ sagt Ludwig Seeger in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der „Wespen,“ „d. h. eine Restauration unseres ganzen öffentlichen und Privatlebens thut uns Noth: wir sind krank, sehr krank!“ Dies ist der Grundgedanke und Refrain aller Aristophanischen Dichtungen, dies der schreiend rothe Faden, der durch alle diese buntscheckigen Gewebe sich durchzieht. Wie ein Arzt, der seinen Patienten täglich besucht und täglich neue Symptome einer den ganzen Organismus durchfressenden Krankheit entdeckt, so liefert uns Aristophanes mit jedem neuen Stück ein neues Kapitel seines Krankenberichts über das athenische Volksleben.“ Deshalb kann man, wie Schloffer sagt, in seinen Werken die verschiedenen Seiten des Charakters seiner Zeit auf das Klarste erkennen. — Auch Heine war von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Umgestaltung unserer Zustände und Verhältnisse durchdrungen und wie Aristophanes schwang er kühn die Geißel, wo sich ihm ein Stoff bot, auf dem Gebiete der Politik und Literatur, wie der Philosophie und Religion, und auch in seinen Werken wird man einst den Charakter seiner Zeit abgespiegelt finden. Aber Heine „liebte die Wahrheit nur, wenn sie schön war,“ wie Börne sagt, wenn sie sich künstlerisch gestalten ließ; und wenn er das Schöne, künstlerisch Gestaltbare auf der andern Seite fand — er konnte ihm nicht ausweichen, er wurde unwahr und ungerecht, um des künstlerischen Erfolges willen, — er wurde es leider oft auch in hohem Grade, um den Anforderungen verletzter Eitelkeit, einer beinahe weiblichen Empfindlichkeit gegen Tadel und Mißbilligung, um der kleinlichsten Rache zu genügen. Man denke an seine Polemik gegen Platen, Schlegel und Börne!

Auch Aristophanes hat Manchen böß gekraßt, Manchen gebissen,

Mancher ist der Wucht seiner Keulenschläge erlegen; gewiß hat er auch Vielen Unrecht gethan; aber es geschah immer im Bewußtsein das Wahre zu wollen: das leuchtet aus seinem ganzen Wirken hervor. Wenn er in seinen „Wolken“ gegen den Besten seiner Zeit, gegen Sokrates, die Geißel seiner Satyre schwang, so beging er ein Unrecht; aber er beging es aus irrthümlicher Auffassung und Unverständnis der Wirkbarkeit des Weltweisen, der für eine Weiterentwicklung aus dem Bestehenden wirkte, während der jugendliche Aristophanes sich rückwärts lehnte in die vergangene Feldzeit und damals alle Neuerung als verderblich ansah. Es war eine Jugendfünde, die er später, auch persönlich gegen den großen Philosophen, wieder gut zu machen wußte. Seine aber hat sein verläumdertes Buch gegen Börne geschrieben nach dessen Tod und in den besten Jahren seines Mannesalters.

Seine hat seine unsicheren Jugendstandpunkte strirt und schwankte vor diesen hin und her, ohne zu einer weitem kräftigen Entwicklung zu kommen; Aristophanes schritt, immer mitten im Kampfe der Zeit, auch rüstig mit ihr vorwärts; er wußte immer genau, was er wollte, und er wollte es ganz. Ja, „Aristophanes ist das, was er ist, denkt, glaubt, haßt, liebt, g a n z; mit Leib und Seele ist er dabei, wenn er die Demagogie geißelt, mit gleicher Leidenschaftlichkeit wendet er sich, der plebejischen Aufgeblasenheit und Herrschsucht den Rücken lehrend, mit dem resoluten Entschlusse um, die vornehme Süffsauce, die aristokratische Ueberbildung und Genußsucht, die philosophische dünkelfaste Vermessenheit und Volksverachtung mit der ganzen Wucht seiner humoristischen Herakleskeule auf's Haupt zu schlagen.“¹²⁾ — — —

In dem Vorwort zu demselben Poem, in welchem er Aristophanes seinen Vater nennt, erwähnt ihn Heine auch in Beziehung auf den Cynismus, dem er nur zu oft geistig hat. „Zimperliche Ehren habe ich vielleicht verletzt,“ sagte er; „es ist mir leid, aber ich tröste mich mit dem Bewußtsein, daß größere Autoren sich ähnliche Vergehen zu Schulden kommen ließen. Des Aristophanes will ich zu solcher Beschönigung gar nicht erwähnen, denn er war

ein blinder Heide, und sein Publikum zu Athen hatte zwar eine klassische Erziehung genossen, wußte aber wenig von Sittlichkeit.“—

Nun wohl! die „sehenden Heiden“ der Neuzeit können sich die Unflätigkeiten der alten Komödie, die schon äußerlich dazu eingerichtet und für die kräftigen Naturen der Menschen jener Zeit bestimmt war, wohl erklären. Diese Alten, selbst noch, bei aller „klassischen Bildung,“ naturwüchsig und kräftig, liebten das Nackte, naturwüchsig Derbe, die offene Jote. Der Komödiendichter mußte sich diesem Geschmack fügen und wie Aristophanes selbst sagt, er mußte die Scham erst ablegen, um als Komiker hervorzutreten. Ein verweichlichtes, Jahrhunderte lang unter den entnervenden, verheuchelnden Einflüssen einer die Natur verpöndenden Religion hinfließendes Geschlecht ist prüde geworden; wenn es auch das Ding liebt, man darf es doch nicht nennen; es sieht das, was die Griechen gerne nackt sahen, lieber verschleiert und das ist verführerischer und deshalb schädlicher. Eine gesunde Reaktion gegen diese erbärmliche, heuchlerische Prüderie wird kein Vernünftiger verdammen und Heine hat dieselbe allerdings oft genug blossgestellt und lächerlich gemacht; aber er hat auch der lüsternen Heuchelei den Gefallen erwiesen, sich in cynischen Zweideutigkeiten zu ergehen und seine Joten und Jötchen hübsch anständig zu maskiren. Aristophanes verletzt mit seinem Cynismus nicht das sittliche Gefühl seiner Zeitgenossen, wohl aber Heine und zwar das selbst der Freiesten. Streifen wir von den sittlichen Begriffen, wie sie jetzt im Bewußtsein des Volks liegen, Alles ab, was der Pfaffenmoral angehört, es wird uns dies eben doch nicht die Stufe der sittlichen Anschauungen des Hellenenthums jener Zeit zurückerbringen. Die trotz alledem! fortgeschrittene Kultur zweier Jahrtausende hat die Wege dorthin verschüttet, und es wäre Tollheit mit dem, was für uns noch Groß und Schön am Hellenenthum, auch das der Vernichtung Verfallene, längst Abgestorbene wieder beleben zu wollen. So konnte Aristophanes bei der Stellung des Weibes in der atheniensischen Gesellschaft und der herrschenden Moral die Frauen in cynischster Blossstellung (Lysistrate,

Elektrasen) auf die Bühne bringen; aber der „Hellene“ Heine durfte bei der Stellung des Weibes in der heutigen Gesellschaft und den freistitlichen Anschauungen der Jetztzeit über das Verhältnis der Geschlechter zu einander nicht die Lorette zum Ideal des Weibes machen, wie er es in seiner Uebersetzung im Kampfe für die Emancipation des Fleisches gethan hat. — — —

Trotz all' den hier erwähnten Verschiedenheiten tritt aber doch stets auch wieder die Aehnlichkeit hervor, und es bleibt eine nicht zu leugnende Verwandtschaft zwischen den beiden großen Dichtern. Deshalb habe ich Heine in der Ueberschrift dieses Buches, in welchem wir das Wirken des aristophanischen Geistes zuerst und am klarsten hervortreten sehen, Aristophanides genannt.

Drittes Buch.

Lazarus.

1847 — 1856.

„Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser heißen Erdenküche;
Was man genießen kann auf der Welt,
Das hab' ich genossen, wie je ein Herr!

Das waren Biffonen, Seifenblasen, —
Sie platzten. — Jetzt lieg' ich auf stuchendem Rasten,
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt,
Und meine Seele ist tief beschämt.“

„Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,

Und Alles riecht nach ranz'gem Oele.
Die letzte Lampe ähzt und istscht
Bergweissungsvoll und so erlischt.
Das arme Licht war meine Seele.“

Erster Abschnitt.

Die Matrazzengruft.

Es war im Jahre 1847 als Heine die Anfänge jener schrecklichen „Lazaret“ überfielen, welche ihn acht Jahre in das Krankbett fesseln sollten. „Der Kämpfer, dem Hundert Angriffe nichts geschadet,“ erzählt Meißner, „war in Folge eines kleinen Familienstreits vom Schläge gerührt worden. Sein Organismus schien ihn schon damals fühlen zu lassen, daß dieser Zustand über kurz oder lang mit dem Tode enden müsse. Ohne Besserung war er das Jahr zuvor aus dem Bade von Vagnères in den Pyrenäen zurückgekehrt und hatte es in Paris mit ebensowenig Erfolg mit

(CX XXI)

mehreren Aerzten versucht. Dessenungeachtet war er noch immer gefellig, liebte Gäste um sich zu sehen, konnte ausgelassen froh scherzen, lachen und spotten. Sein Geist war von den Leiden seines Körpers völlig frei geblieben und arbeitete in einer in Trümmern gehenden Werkstätte mit der alten unerschöpflichen Kraft.“ Das rechte Auge war schon geschlossen und Heine mußte, wenn er es brauchen wollte das Lid mit der Hand aufheben.

Den Sommer des genannten Jahres brachte er noch auf dem Lande, zu Montmorency, vier Wegstunden von Paris zu. „Die engen Gassen,“ berichtet Reifner, „der Wagenlärm, das Menschengewühl waren seinen überreizten Nerven unerträglich geworden, er brauchte frische Luft, Ruhe und Stille. Frau Mathilde hatte in der Chataignerée ein hübsches Haus mit schattigem Garten gefunden und rasch ging die Ueberiedlung vor sich. — — Fast an jedem Sonntage mußte der Omnibus, der von Enghien nach Montmorency fährt, am Hause in der Chataignerée anhalten und dort einen Trupp von Gästen absetzen. Alexander Weill, Heinrich Seuffert von der Augsburger Allgemeinen Zeitung, Alphonse Roger und seine Frau waren häufige Besucher. Wir fanden Heine in's Grüne gelagert, die Mappe und den Bleistift in der Hand, entwerfend und dichtend. Frau Mathildens Papagei war nicht in der Stadt vergessen worden, sein Käfig stand am Fenster und so oft die Klingel an der Gartenthür schellte, begrüßte er die Ankommenden mit lautem Bonjour! Das große Zimmer im Erdgeschoße wurde als Speisesaal benutzt; auf dem zierlich gedeckten Tisch fehlte nie ein riesiges Bouquet von Blumen, jedes Couvert hatte sein kleines Arsenal von Gläsern für den Madera, den Medoc und den Sauterne, der Spitzeloch für den Champagner überragte die Genossen. Welch' ein Fest im kühlen beschatteten Gartenhause, von blühenden Akazien umduftet, sich zu Tisch zu setzen, schönen Augen von Französinen gegenüber und Heine zum Gesellschafter. — — Zwei Jahre später (1849) kam ich wieder nach Paris. Wahrlich ich erschrad, als ich Heine wiedersah und er mir die blasse abgemagerte Hand zum

Grüße entgegenstreckte. In Montmorency hatte ich ihn zuletzt gesehen, sehr leidend zwar, aber doch noch aufrecht, seiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn auch traurig blickend, jetzt, in der neuen Wohnung, in der Rue d'Amsterdam, fand ich ihn bleich, abgezehrt, beinahe blind, kurz als Einen wieder, der das Bett seit Jahr und Tag nicht verlassen."

Seine war, wie er im Nachwort zum „Romanzero“ sagt, im Mai 1848 zum letzten Male ausgegangen. Seine Krankheit hatte seither die reißendsten Fortschritte gemacht und sein Zustand wurde immer bedenklicher. Dem schon früher erwähnten Aufsatze eines Hrn. F. v. S. wollen wir hier eine Stelle entnehmen, welche das Befinden des Kranken im Jahre 1853 schildert. „Der Anblick seiner Leiden, heißt es dort, war weniger erschütternd, als wir gefürchtet hatten; die Krankheit hat sein Gesicht durchaus nicht entstellt, sondern es bis zum höchsten Grade vergeistigt. Das Bild, welches ihn auf dem Krankensbette darstellt (gezeichnet von E. B. Riez in Paris), ist ähnlich, nur ist sein Gesicht noch schmäler und leidender. Sein Aeußeres hat sich eigentlich sehr wenig verändert; er gleicht noch vollkommen seiner Jugenderscheinung, wie wir ihn vor beinahe dreißig Jahren in Berlin gesehen hatten. Nur das Haar war damals von hellerem Blond und der Bart noch nicht vorhanden. In der Zwischenzeit dieser langen Jahre soll er einmal beinahe unförmlich stark gewesen sein, wie er versichert; die Annäherung des traurigen Rückenmark-Leidens hat aber bald seine Glieder abgezehrt. Die Beine und Füße sind ganz kraftlos und krampfhaft verkrümmt durch die unerträglichsten Nervenschmerzen. Seit fünf Jahren kann er das Zimmer nicht verlassen und vertauscht nur auf einige Stunden das Bett mit dem Lehnstuhl. Opium ist seine tägliche Nahrung und allein im Stande, ihm die Qualen erträglich zu machen. — — — Er hatte einen seiner schlimmsten Tage und schon zum zweiten Male Opium genommen. Schwach und klagend empfing er uns an seinem Bette, das gegen die Einwirkung von Zugluft und Licht von einem grünen Schirm umstellt war. Er versicherte, völlig unfähig zum
Seine. VII. 2A

Sprechen zu sein und hat uns, unsern Besuch doch ja am folgenden Tage zu wiederholen. Dennoch that er einige rasche, lebhafte Fragen, die ein Gespräch anknüpften, das ihn erheiterte. Seine Stimme wurde nach und nach kräftiger; er lachte, er sprach mit der unvergleichlichen Mischung von Scherz und Ernst, die ihn zum Schöpfer des poetischen Humors in Deutschland gemacht hat. Wer mit geschlossenen Augen ihm zuhörte, mußte ihn für kerngesund halten. Ein einziger Moment der Anregung hatte genügt, daß der Geist sich trotz der Schmerzensbände des Körpers mit ungeschwächter Kraft entfaltete. — — — Wir hatten bei der heitern Abschweifung in die Vergangenheit „seine Matrazzengruft zu Paris“ auf einige Augenblicke vergessen. Traurig wurden wir daran gemahnt, der Contrast seines früheren Lebens mit dem jetzigen Lebenszustand drängte sich zu peinlich auf. Dabei ist seine Wohnung nach deutschen kleinstädtischen Begriffen sehr düster und beschränkt; sie liegt zwei Treppen hoch und geht nach dem Hofe, was in Paris indessen als ein Vorzug betrachtet wird; der Straßenlärm ist allerdings gedämpft durch die hohen Mauern. — — Ein Transport in's Freie ist bei den engen hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit und Heine hat ihn noch nie gewagt. Bei ausbrechender Feuergefahr wäre deshalb eine Rettung kaum zu bewirken. Kurz diese gefängnißartige Wohnung erschien uns wie eine traurige Vermehrung seiner Leiden. Mit Wehmuth schieden wir von dem kranken Dichter; er hob mit der Hand das gelähmte Lid von dem einen Auge, das noch etwas Sehkraft besitzt, um uns einen Abschiedsblick nachzusenden und reichte uns die bleichen feinen Wachshände.“ — —

Wie aus diesem Bericht hervorgeht, war Heine auf einem Auge ganz geblendet und konnte nur nach Hebung des Lids des andern noch schwach sehen. Das Uebel hatte sich, wie wir aus den weiteren, ergänzenden Mittheilungen seiner Besucher sehen, rasch bis zum höchsten Grade verschlimmert. Im Jahre 1850 wurde Schmidt-Weißensfels von Gerard de Nerval, auf den wir zurückkommen werden, zu einem Besuche des Dichters eingeladen;

er berichtet darüber in seinem Buche über Heine: „Eine matte Dunkelheit ließ mich beim Eintritt in das Krankenzimmer längere Zeit in einem Zustande von Blindheit, während ein scharfer, den Athem benehmender Geruch mich überdies noch mehr betäubte. Endlich gewöhnten sich jedoch die Augen an dies Licht von Grabgewölben. Hinter einem, das Zimmer fast in zwei Hälften theilenden Tapetenschirm stand das Bett, in welchem der Unglückliche damals fast schon zwei Jahre lang mit seinen Schmerzen und Träumen lag, und wo er, ein Wunder für Alle und wohl auch für sich selbst, noch fünf Jahre lang sterben sollte. Kaum vermochte ich unter der leichten weißen Bettdecke den kleinen Körper wahrzunehmen, der ohne Muskeln, ohne Fleisch, fast ohne Blut, nur einem mit feiner Haut überklebten Skelette gleich. Eben so schwer wurde es mir Anfangs, auf dem Bettkissen Heinrich Heine's kleines Gesicht zu untersuchen, bei dessen Anblick mein Herz in der Brust plötzlich seinen heftigen Puls verlor und auf einige Augenblicke voller Mitgefühl erstarrte. Die Stirn des Kranken trat weit hervor; nur spärliches Haar lag dicht darüber hin; die Augenhöhlen waren tief; das eine Auge blieb gänzlich geschlossen, während das andre, starr und wässrig blau, nur hin und wieder durch einen wehmüthigen und blitzenden Glanz sich belebte und ein um so lebendigeres Farbenspiel annahm, je mehr der Kranke sprach. Sein Bart war weiß und struppicht und das einzige äußerliche Zeichen, daß der hier im Bett liegende Mensch kein Kind seiner Entwicklung nach, sondern ein Mann war.“

Ein Jahr später besuchte der Komponist und Musikdirektor Hiller aus Köln den kranken Dichter und schrieb darüber in einem Feuilletonartikel der „Kölnischen Ztg.“ unter Anderm: „Heine's Züge sind interessanter, man könnte fast sagen, schöner geworden, als sie je gewesen. Die Augen sind geschlossen, nur das rechte kann er zum Sehen benutzen, wenn er das müde darüber hinfallende Augenlid mit den Fingern in die Höhe hebt. Der ziemlich kurz abgeschnittene dunkle Bart bedeckt das Kinn; selbst über die Bekleidung des mächtigen Schädels haben Zeit und Leiden keine

Gewalt ausgeübt, denn die Haare sind braun und dicht wie ehemals. Wahrhaft idealisch schön ist die weiße schlanke Hand geworden; sie gehört nach der Eintheilung von Carus gewiß ganz und gar in die Klasse der rein psychischen. Leider sind all diese poetischen Dinge allzu elegischer Natur und man muß dem kranken Poeten, wenn man ihm wohl will, seine Pausbäder und seinen behäbigen Embonpoint zurückwünschen, welche ihn ja nie verhindert haben, die düftigsten Lieder zu dichten.“

Seine hatte bereits seine letzte Wohnung in der Avenue Matignon nahe den elysäischen Feldern bezogen, als ihn 1855 Adolph Stahr besuchte. Derselbe berichtete damals: „Ich traf ihn genau in dem Zustande, wie ich ihn vor fünf Jahren zum letzten Mal gesehen hatte. Ich fand ihn auf einer niedrigen Coupette liegend, einen Bleistift und eine Schreibmappe vor sich; denn er hatte, wie er sagte, den Versuch gemacht, bei der Erkrankung seines Sekretärs selbst etwas zu schreiben. Sein Aussehen war im Ganzen scheinbar wenig verändert. Er äußerte herzliche Freude, mich wieder zu sehen. „Ihnen muß es märchenhaft vorkommen, daß Sie mich noch am Leben treffen,“ sagte er; „ist es mir doch zuweilen, als löge ich mir selber damit etwas vor, wenn ich aus meinem Oplumschlase aufwache und ich mich noch in einer Stube wiederfinde. — Aber glauben Sie nur,“ fuhr er fort, ohne meine banale Entgegnung: daß ich ihn eigentlich besser aussehend fände, als vor fünf Jahren, zu beachten, „glauben Sie nur, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr! Es wäre auch allzu langweilig für meine Freunde; es gehört eine Theilnahme von Rautschul dazu, um solche Ausdehnung auszuhalten!“ Er erzählte dann von seinem Umzuge in die neue Wohnung, die er sich auswählen lassen, weil sie die Möglichkeit gewährte, ihn in guten Stunden auf dem breiten, mit einer Marquise überdachten, und durch Tapetenwände vor Zug geschützten Balkon, auf einem eigens dazu bereiteten niedrigen Lager, frische Luft und Sonnenschein genießen zu lassen, und hieß mich hinaustreten, um mich der Aussicht auf die grünen Bäume und das ferne Leben der elysäischen Felder zu

erfreuen. Als ich beides nach Gebühr lobte, bemerkte er: „Sie können nicht wissen, wie mir zu Muth war, als ich nach so vielen Jahren von da aus zum erstenmale wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Arinoln-Röcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand und . . . ! Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr sehen—denn ich beneidete den Hund!“ — Die Wärterin kam, ihm einen Trunk zu reichen, und trug ihn dann, wie man ein Kind trägt, auf den Händen, von der niedrigen Coupette, auf welcher ich ihn hingestreckt gefunden, wieder in sein Bett zurück. Er hatte unterdessen das Gespräch auf Deutschland gebracht und sich über die Angriffe beklagt, die er in letzter Zeit dort erfahren habe, wofür ihn, seiner Aussage nach, die Erfolge entschädigten und trösteten, die seine Sachen in der französischen Uebersetzung in Frankreich davontrügen, und bemerkte schließlich mit seinem eigenthümlichen leisen und heimlichen Lachen: „Während meine Freunde mich in Deutschland prügeln, trägt man mich in Frankreich auf Händen. Sie sahen es ja eben!“ Ich gab ihm zu, daß seine „Lutetia“ viel Anstoß erregt habe, und nicht ohne Grund. Er unterbrach mich mit den Worten: „Ah, ich weiß, ich weiß, bei Ihnen auch! Man hat es mir geschrieben. Aber bei Ihnen kann ich das nachsehen. Sie sind ehrlich als Freund und Feind; und dann hat man es Sie ja auch, wie ich gehört habe, im lieben Vaterlande entgelten lassen, daß sie mich einmal gelobt und als den Vorboten Aristophanes' qualifizirt haben. Und doch bin ich gerade ein so guter Aristophanes, wie ihn die heutigen Athener verlangen können, und ich glaube, bei dieser Vergleichen komme wenigstens ich nicht zu kurz!“

„Im Ganzen fand ich ihn denn doch viel leidender, als vor fünf Jahren, und seine produktive Kraft im Gespräche nicht mehr so unablässig sprudelnd als sonst. Ein fürchtbarer Husten, der

sch seit einiger Zeit eingestellt hatte, unterbrach oft unsere Unterhaltungen mit so entsetzlichen Anfällen, daß ich ein paarmal glaubte, der Unglückliche müsse ersticken. Wenn wir aber in solchen Augenblicken uns entfernen wollten, so winkte er uns mitten in dem konvulsivischen Ringen heftig mit der Hand, zu bleiben; und während wir es für unmöglich hielten, daß nach einem solchen Anfalle die durchschütterte Brust noch Kraft zu einem Worte behalten haben könnte, nahm er schneller als wir glaubten, das unterbrochene Gespräch wieder auf. Sein Humor verließ ihn selbst bei dieser Steigerung seiner Leiden nicht. Man erzählte uns, daß er nach den ersten dieser Anfälle einmal seinen Arzt gefragt, ob diese Anfälle nicht seinen Tod beschleunigen würden. Als der Arzt dies verneinte, erwiderte er: „Sagen Sie das wenigstens nicht meiner Frau; sie hat schon so genug zu leiden.“ Als der Arzt seine Brust untersuchte und ihn dabei fragte: *Pouvez-vous siffler!* antwortete er: *Hélas, non! pas même les pièces de Monsieur Scribe!*

„Ueber die gegenwärtigen Zustände Frankreichs und der französischen Welt äußerte er sich mit merkwürdiger Bestimmtheit. „Es hilft alles nichts,“ sagte er einmal, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Komödie aufzuführen erlaubt hat?— Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, Er weiß besser als sie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden.“—

Auch Dr. Schlesinger veröffentlichte Erinnerungen an Heine aus jener Zeit. Wir sehen daraus ebenfalls, wie kräftig sein Geist den Körperqualen widerstand und wie er im jahrelangen Todeskampfe eine erstaunliche Gewalt über den zum Schatten hingeschwundenen, zur Hälfte fast erstorbenen Leib bewahrt hatte. Schlesinger erzählt:

„Es war am 24. August 1855, als ich Heine zum letztenmale sah. Er war von heftigen Schmerzen, die vom Rückenmark aus-

frähten, durchwühlte. Nachdem er bereits zwei Gran Morphium ohne Erfolg genommen, rieth ich ihm, gegen die gleichzeitigen und schmerzbetäubenden Anfälle von Ischias Waschungen mit Schwefeläther. Seine erwiderte: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmuschel der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition die große Medaille für Schmerz und Elend erhalten.“ — —

Heine's finanzielle Lage war zum Glück eine sehr günstige und er konnte sich alle Erleichterung verschaffen, die unter so traurigen Umständen noch möglich sind. Die ihm früher schon von seinem Oheim Salomon Heine in Hamburg ausgesetzte Pension war von dessen Erben mehr als verdoppelt worden; von seinem Verleger bezog er ebenfalls, außer dem Honorar für seine neuesten Arbeiten, einen bedeutenden Jahresgehalt für das Verlagsrecht der Gesammtausgabe seiner Werke, das Campe schon 1837 erworben hatte. Im Jahr 1851 besuchte ihn sein Bruder Gustav, welcher erzählt: „Es wird für ihn eine eigene Köchin gehalten und zwei Wärterinnen wechseln bei ihm Tag und Nacht ab. Er hat einen Vorleser und einen Sekretär und sein Arzt ist der ausgezeichnete, sowohl in Deutschland als Frankreich berühmte Dr. Gruby. — — Alles bemüht sich, ihm sein Leben—oder besser gesagt, sein Leiden, minder schmerzlich zu machen, von allen Seiten kommen ihm Beweise der rührendsten Theilnahme zu. Selbst unsere alte Mutter, die Liebe, geistreiche Frau, an der er, wie bekannt, mit außerordentlicher Liebe hängt, sendet ihm die neuesten deutschen Bücher, da diese in Paris nicht zu bekommen sind.“ — —

Mit seiner geliebten Mutter stand Heine stets brieflich in Verbindung; er schrieb, oder ließ ihr zuletzt wenigstens alle Monate einmal schreiben; aber nie theilte er der „alten Frau“ mit, welche entsetzlichen Leiden er zu erdulden habe; ein geringes Augenübel war seine Entschuldigung, als er nicht mehr selbst schrieb und er sorgte auch anderweitig dafür, daß dieselbe, die einsam und zu-

rückgezogen in Hamburg lebte, nichts von seiner traurigen Lage erfuhr.

Trotz der stetigen Zunahme seiner Leiden, welche sein trefflicher Arzt Dr. Gruby nur wenig und auf kurze Dauer zu lindern vermochte, war Heine doch die ganze Zeit hindurch äußerst thätig. Jeden Augenblick der Freiheit, den sein Geist dem fürchterlichen physischen Qualen abringen konnte, benutzte er zu dichterischen Arbeiten, oder diktierte Briefe oder an seinen „Memoiren,“ die bis jetzt leider noch nicht erschienen sind. So oft es ihm möglich wurde, schrieb er selbst. Den Vormittag verbrachte er dann gewöhnlich im Fauteuil (wie das Originalbild von Kiep ihn zeigt, nach welchem das, dieser Gesamtausgabe beigegebene Portrait gezeichnet ist) am Fenster. „Die Mappe,“ erzählt Meißner, „lag auf seinen Knien und mit dem Bleistift auf einzelne Blätter schrieb er seine Verse und das der Welt noch unbekannt, mehrbändige Buch seiner Memoiren. Man muß nach seinem Tode ganze Stöße dieser Papiere aufgefunden haben, denn er schrieb weit mit großen Buchstaben und nur auf einer Seite der Fogen.“ War der Dichter müde geworden, dann ließ er sich vorlesen. „Aber viele seiner, der Lektüre gewidmeten Stunden,“ fährt Meißner fort, „nahmen Werke ernsthafter Gattung in Anspruch. — Es waren Werke, die mit seinem Leiden in dem schrecklichsten Zusammenhang standen. Er hatte in den letzten Jahren die ganze Physiologie, Anatomie und Pathologie seiner Krankheit auf das Fleißigste studirt. — Aber er war es gewohnt, seine Kenntnisse auch hier zu ironisiren. „Meine Studien,“ pflegte er zu sagen, werden mir nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung kuriren.““

Zweiter Abschnitt.

Heine's Bekehrung.

Schon in den ersten Jahren seiner Krankheit hatte sich in Deutschland das Gerücht Bahn gebrochen, der große Zweifler, der an nichts glaubte als an den Tod und das Nichts des Jenseits, Heine sei fromm, ja er sei—katholisch geworden. Von dem letzteren konnte nun wohl nie die Rede sein und die einzige Veranlassung zu dieser Annahme war die nach katholischem Ritus vollzogene Einsegnung seiner Ehe mit Frau Mathilde. Aber war er wirklich fromm geworden?

Als Heine in der Fülle körperlicher Kraft heiter und genießend die schönsten Tage seines Daseins durchlebte, da ward er mit der Religion schnell fertig: er zweifelte Alles an und nur der Tod grinste hie und da drohend herein in den Dichtertraum ewiger Götterjugend. Konnte er aber dieses Gespenst nicht wegphilosophiren, so wählte er sich doch stets ferne genug von ihm, um seinem Wesen und seinen Folgen weiter nachzugrübeln; das Jenseits war für ihn abgethan und der Tod konnte daher nur die totale Vernichtung jeder persönlichen Existenz sein. Andere Gefühle und Gedanken beschlügen den kranken, körperlich beinahe schon vernichteten, wenn auch geistig noch so regsamen Dichter. Der Tod bedrohte ihn jetzt jahrelang jeden Tag und jede Stunde mit der einst geglaubten Vernichtung. Der Zweifler vollendet seine Mission, er zweifelt auch seinen letzten Glauben, seinen Glauben an die Vernichtung nach dem Tode an und die religiöse Frage, die er bei seinen romantischen Neigungen, nie ganz aus allen Winkeln und Falten seines Herzens hatte verdrängen können, stürmt jetzt von einem ganz andern Ausgangspunkt aus auf ihn ein. Aber er kommt trotz Alledem nie über die Skepsis hinaus und in demselben Augenblick, in welchem er sich den Glauben an einen persönlichen Gott und die Unsterblichkeit aufzwingen will, treibt er auch wieder seinen Spott damit.

„Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man sehr empfindsam und weichselig,“ sagt er im Nachwort zum Romanzero, „und möchte Friede machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe manchen gekraßt, manchen gebissen und war kein Lamm. — — Seit ich selbst der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amnestie ertheilt. — — Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott selbst enthielten, habe ich mit ängstlichem Eifer den Flammen überliefert. Es ist besser, daß die Verse brennen, als der Verssfer. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Aergerniß meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten, über dieses Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie sie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere in ihrer Intoleranz äußerten sich noch herber. Der gesammte hohe Klerus des Atheismus hat sein Anathema über mich ausgesprochen und es gibt fanatische Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter spannten, damit ich meine Reperaturen bekenne. — —

„Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Misere, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miserabler Grund. Das himmlische Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die schwindlichen Bergspfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekertert und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellbogen frei haben. Wenn man nun einen Gott begehrt, der zu helfen vermag—und das ist doch die Hauptsache—so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außenweltlichkeit und seine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. s. w. annehmen. Die Unsterblichkeit der Seele, unsere Fortdauer nach dem

Tode, wird uns alsdann gleichsam mit in den Kauf gegeben, wie der schöne Markknochen, den der Fleischer, wenn er mit seinen Kunden zufrieden ist, ihnen unentgeltlich in den Korb schiebt. Ein solcher schöner Markknochen wird in der französischen Küchensprache la réjonissance genannt und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen schwächenden Kranken sehr stärkend und labend sind. Daß ich eine solche réjonissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Mensch billigen.“

Sein Bruder Gustav berichtet uns (1851) eine andere interessante Aussage Heine's über seine Belehrung: „Ich fragte ihn plötzlich, ob es wahr sei, daß er, wie man sagt, eine Bettschwester geworden? Er antwortete lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden und bete täglich zum lieben Gott, daß er Dir, lieber Bruder, bessere politische Gesinnungen einflöße.“ Ich bemerkte darauf scherzend, daß es mich freue, in seiner Antwort den Namen Gottes genannt zu hören, woraus zu schließen, daß er kein Atheist mehr sei. — Mit enthusiastischer Miene antwortete er mir: „Dem großen weißen Elephanten von Stam kann es ganz gleichgültig sein, ob ein kleines Mäuschen in der Rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaubt oder nicht. Soviel kann ich Dir sagen, ich bin jetzt einer der treuesten Anhänger Gottes, ich bin für Gott quand même.“ Dieses bedeutungsvolle quand même erläutert Adolph Stahr in seiner Schrift „Zwei Monate in Paris“ (1851) dahin: „Niebergeworfen von unheilbarer Krankheit, bei lebendigem Leibe schon ausgestrichen aus dem Buche des Lebens, gemartert von den entseßlichsten Schmerzqualen hat dieser Mann die ganze Energie seines aristophanischen Geistes, die volle Kraft seines unverwüßlichen Humors und all die schneidende Schärfe seines vernichtenden Witzes bewahrt. Man hat von ihm berichtet, er habe sich belehrt, der deutsche Aristophanes des 19ten Jahrhunderts sei „fromm,“ sei ein Betbruder geworden. Es ist kein wahres Wort daran. Die Leute, die dergleichen verbreiten, haben sich entweder selbst

getäuscht oder sich von ihm täuschen lassen. Es ist wahr, daß er die Bibel lieft, weil er ihre poetischen Schönheiten wie wenige empfindet; wahr, daß er gern von Gott und Unsterblichkeit redet. Aber sein freies Verhältniß zu diesen Dingen bleibt unverändert und selbst, wo er eine gewisse Gläubigkeit zeigte, war er doch stets seiner Freiheit bewußt und überhaupt geistig in allen Dingen vollkommen der Alte.“

Ja Heine's Versuche, fromm zu werden, sind gescheitert, so ernstlich ihn auch in seiner Matrazzengruft, wo er niedergedrückt von den fürchterlichsten Folterqualen dahinsiechte, die Sehnsucht nach dem Trostgedanken an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode beschlich hatte. Er selbst hat den Werth solcher Belehrungsversuche im zweiten Bande des Salon genau genug bestimmt: „Auf dem Todtenbette,“ sagt er dort, „sind so viele Freidenker belehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Belehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie und würden nur schlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie bewiesen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene Freidenker zu belehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.“

Die Art und Weise, wie er seine Versuche machte, „sein freies Verhältniß zu diesen Dingen,“ welches ihn in demselben Augenblick, da er sich ihnen ganz zu eigen geben will, sie auch wieder von sich hinwegspotten läßt; welches ihn Gottes Barmherzigkeit anzurufen treibt, während ihn zugleich der Zweifel quält, ob denn dieser Gott vielleicht nicht ganz allmächtig sei und nur einen frivolen „niederträchtigen Unfug“ mit der Menschheit treibe; — es mußte dies Alles seinen Selbstbelehrungsversuchen den Stempel der großartigsten Frivolität aufdrücken, und das gesammte Heer der Gläubigen aller Farben und Schattirungen fiel in voller Wuth über den Spötter her, welcher Gott in derselben Weise traktirte, wie er sich von ihm traktirt fühlte. „Ach der Spott Gottes,“ sagt er in den „Geständnissen,“ „lastet schwer auf mir. Der große

Autor des Weltalls, der Aristophanes des Himmels, wollte dem kleinen, irdischen, sogenannten deutschen Aristophanes recht grell darthun, wie die witzigsten Sarkasmen desselben nur armselige Spöttereien gewesen im Vergleich mit den seinigen, und wie kläglich ich ihm nachstehen muß im Humor, in der kolossalen Spaßmacheret.“ — —

Wie bei den meisten Belehrungsbestrebungen gewesener Freidenker im Alter oder auf dem Ererbette die religiösen Reminiscenzen aus der Jugendzeit hauptsächlich einen Maßstab für die Richtung ihrer Belehrung geben, so beschäftigte auch der Geist unseres Dichters jetzt meistens die „Religion seiner Väter.“ In seinen letzten Schriften zeigt sich mehrfach die Sehnsucht stärker oder schwächer ausgeprägt, zu den religiösen Anschauungen des Judenthums zurückzukehren und das „Alte Testament“ ist die häufigste Lektüre zur Befriedigung seines religiösen Drangs. So sagt er in den „Geständnissen:“

„Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Volk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei dem Kämpfen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Martyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

„— — Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und dessen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verschrien! — — Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel.“ — —
Seine. VII. 2 B

Ich erinnere hier auch noch an die „Hebräischen Melodien“ des Romanzero!

Aber auch hier wußte Heine seine Sehnsucht stets wieder zu bewältigen und sie zu ironisiren. „Sie hören, mein lieber Meißner,“ sagte er in einem Gespräch über die Juden zu Diesem, „wie ich fast in einem Athemzuge die Juden verspottete und bemitleidete; sie scheinen mir aber auch in der That ebenso lächerlich als ehrwürdig zu sein.“—Hätte übrigens die Vernunft den Glauben an einen persönlichen Gott wieder zum völligen Durchbruch kommen lassen, sein Gemüth würde ihn eher in den Schooß der unterdrückten Synagoge, als in eine der christlichen Kirchen zurückgeführt haben, welche er sein Leben lang bekämpft hatte und von denen er diejenige, der er durch die Taufe angehörte, am wenigsten lieben konnte.—

So starb denn Heine, trotz aller seiner gläubigen Bethuerungen, als Skeptiker, hin- und hergeworfen von der Unruhe des Zweifels und doch sich wieder erhebend zur geistigen Freiheit und zu der Ruhe und Ergebung in die unvermeidliche Vernichtung, die jene Freiheit allein gewähren kann.

Er hatte sich eine schönere Unsterblichkeit errungen, als sie das Christenthum seiner Gläubigen verspricht.

Dritter Abschnitt.

Die letzten Schriften.

Wir haben in den letzten Abschnitten den Zustand und die Stimmungen kennen gelernt, unter deren vorwiegenden Einflüssen die letzten Werke des Dichters entstanden sind. Im Jahre 1851 erschienen zuerst: „Der Doktor Faust, ein Langpoem, nebst kurtosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst“ und die Gedichtsammlung „Romanzero.“

Ueber den „Faust“ sagt Heine in den Vorbemerkungen: „Ich empfehle dieses Poem einem verehrungswürdigen Publikum, das

sich gerne ohne Kopfanstrengung über dergleichen Dinge belehren lassen möchte; es ist eine leichte Goldarbeit, worüber gewiß mancher Grobschmied den Kopf schütteln wird. — Jenes Tanzpoem schrieb ich im Jahre 1847, zu einer Zeit, wo mein böses Siechthum bereits bedenklich vorgeschritten war, aber doch noch nicht seine grämlichen Schatten über mein Gemüth warf. Ich hatte damals noch etwas Fleisch und Heidenthum an mir und ich war noch nicht zum spiritualistischen Skelette abgemagert, das jetzt seiner gänzlichen Auflösung entgegenharrt.“ Wirklich ragt auch der „Faust“ in seiner poetischen Frische und Lebendigkeit noch in die mit 1847 abgeschlossene Periode Heine's hinein.

In den, dem eigentlichen Tanzpoem angehängten, sehr interessanten „Erläuterungen“ über Teufel, Hexen, u. s. w. sagt Heine ferner: „Eine leicht begreifliche Zagniß überfiel mich, als ich bedachte, daß ich zu meinem Ballette einen Stoff gewählt, den bereits unser großer Wolfgang Goethe und gar in seinem größten Meisterwerke, behandelt hat. Wäre es aber schon gefährlich genug bei gleichen Mitteln der Darstellung mit einem solchen Meister zu wetteifern, wie viel haldbrechender müßte das Unternehmen sein, wenn man mit ungleichen Waffen in die Schranken treten wollte! In der That, Wolfgang Goethe hatte, um seine Gedanken auszusprechen, das ganze Arsenal der redenden Künste zu seiner Verfügung.

„— — Wie kümmerlich dagegen sind die Mittel, womit ich Armerster ausgerüstet bin, um das was ich denke und fühle zur äußern Erscheinung zu bringen! Ich wirkte nur durch ein mageres Libretto, worin ich in aller Kürze andeute, wie Tänzer und Tänzerinnen sich gehaben und geberden sollen und wie ich mir dabei die Musik und die Dekorationen ungefähr denke.“— —

Heine schrieb, wie er sagt, dieses Tanzpoem auf den Wunsch des Herrn Lumley, Direktor des Theaters der Königin von England, und diese stets wechselnde, an keine feste Form gebundene, phantastisch vorschwebende Darstellung der Gedanken und Gefühle, entsprach vollkommen seinen romantischen Reigungen, seiner sub-

jektivischen Natur. Von besonderm Interesse wäre hier, wenn es der Raum gestattete, eine Vergleichung dieser Bearbeitung der Faustsage mit früheren, besonders der Goethe'schen. Goethe hat einmal gesagt, daß der Dichter sich stets nur selbst reproduzire; man vergleiche nun von dieser Wahrheit ausgehend den Faust unseres Dichtersfürsten mit dem Helden des Tanzpoems! Dieser verschreibt sich einer Teufelin, der Mephistophela, und wirbelt mit einem ganzen Chor von Teufelinnen und Satansbräuten drei Akte durch bis auf die höchste Spitze der Lust; der Eitel stellt sich ein „ob all dem Fragentreiben, ob all dem Wust, der nur eine plumpe, schnöde Verhöhnung der kirchlichen Ascetik;“ er empfindet „eine unendliche Sehnsucht nach dem Reinschönen, nach griechischer Harmonie;“ auf einer Insel im Archipel findet er classische Ruhe und die Schönheit in Gestalt der Helena; aber die Satansbraut, die mittelalterliche Here, macht ihre Ansprüche auf den Helden und eifersüchtig vernichtet sie Faust's ganzes Glück; da sucht er die Ruhe in bescheidenem Bürgerleben, er will des dicken Bürgermeisters Tochter heirathen. „Der Doktor hat endlich im bescheidenen Stillleben das Hausglück gefunden, welches die Seele befriedigt.“ Schon will er die Braut zur Kirche führen, da erfaßt ihn Mephistophela und mahnt ihn, daß er ihr verfallen. „Auch Faust hat in den Schooß der Kirche flüchten wollen, aber eine große schwarze Hand, die aus dem Boden hervorgriff, hat ihn zurückgehalten,“ es gelang ihm nicht. — —

Ein größeres Aufsehen als das Tanzpoem erregte der „Romanzero.“ In dem Nachwort sagt Heine über diese Gedichtsammlung: „Ich habe dieses Buch Romanzero genannt, weil der Romanzenton vorherrschend in den Gedichten, die hier gesammelt. Mit wenigen Ausnahmen schrieb ich sie während der letzten drei Jahre unter mancherlei körperlichen Hindernissen und Qualen — — Aber existire ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier nichts übrig geblieben, als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Bronzelland in der

Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lobern. Ach, um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, College Merlinus, denn kein grünes Blatt raucht herein in meine Matrazzengruft zu Paris, wo ich früh und spät nur Wagengerassel, Gehämmer, Geleise und Klaviergellimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen—das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daß solches nachgerade langweilig wird für mich, wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo Euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergöheten.“

Die Luft des Krankenzimmers durchweht die ganze Gedichtsammlung; die Phantastie ergötzt sich immer mehr am Verzerrten und Grauenhaften; die Spudgestalten aus den Katakomben der Romantik, die uns einst muthwillig neckten und mit possierlichen Streichen erheiterten, hüllen sich in die Maske des Ungeheuerlichen und grinsen uns unheimlich an. Und dazwischen tönt es wie der Schmerzensschrei aus dem Krankenlager oder gellt uns ins Ohr wie das Hohngelächter der Verzweiflung. Nur in seltenen Augenblicken zeigt sich die leidende Muse in einem heiteren Gewande und erinnert uns an die süßen Klänge, an die lieblicheren Gestalten des alten Märchenwaldes.

Der „Romanzero“ zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste führt den Titel: „Historien.“ Schöne Nachklänge seiner frühesten Dichterperiode sind besonders „der Asra,“ dann „der Mohrenkönig“ und das, zwar in der Form schon weniger sorgfältig und edel gehaltene „Schlachtfeld bei Hastings.“ Daran reihen sich die vorzüglicheren Tendenzgedichte: „Ballyren, Karl I., das goldene Kalb, König David,“ „Pomare“ u. s. w., in denen bitterer Ernst, beißende Satyre, durch Thränen lächelnder Humor und ausflachender Schmerz sich überstürzen. Echt ironische Gedichte sind auch:

„Zwei Ritter,“ in denen die niederste Klasse moderner „Freiheitsmartyrer,“ Dummler von Profession, in den Gestalten Crapüllinsk's und Waschlappost's dargestellt, und „der Apollo-Gott,“ ein ähnlicher Held in Gestalt eines fahrenden Sängers, der sehr humoristisch entlarvt wird. Auch an Gespensterspud fehlt es nicht, wie in „Marie Antoinette,“ „Himmelsbräute“ u. s. w. Den Schluß dieser Abtheilung bildet das längere Gedicht „Biplipuzli,“ dessen ernster Gehalt, den blutigen Aufstand der Mexikaner gegen Fernando Cortez und die vollständige Vernichtung des altmexikanischen Staats und seiner Religion behandelnd, durch Anhäufung von Zerrbildern und Gräuelfzenen beinahe ungenießbar gemacht wird.

In der zweiten Abtheilung, den „Lamentationen“ erblicken wir den Dichter mit seinen eigenen Leiden. In dem ersten Gedichte „Waldeinsamkeit“ wandert er nochmals mit uns durch den Märchenwald der Romantik und erzählt uns mit lächelnder Wehmuth von seinen Frühlingsträumen und von seinen Unterredungen mit dem winzigen Geistervolke, den Elfen und Nixen, Kobolden und Alräunchen. Aber

„Die schöne Zeit, sie ist verschwendert,
Und Alles hat sich seitdem verändert,
Und ach! mir ist der Kranz geraubt,
Den ich getragen auf meinem Haupt.

„Es glogen mich an unheimlich blöde,
Die Larven der Welt! Der Himmel ist öde,
Ein blauer Kirchhof entgöttert und stumm.
Ich gehe gebückt im Wald herum.

„Der Bach rauscht trostlos gleich dem Styre,
Am einsamen Ufer sitzt eine Nixe,
Lobtblaß und stumm, wie 'n Bild von Stein,
Scheint tief in Kummer versunken zu sein.

„Mitleidig tret' ich zu ihr heran—
Da fährt sie auf und schaut mich an,
Und sie entflieht mit entsetzten Mienen,
Als sei ihr ein Gespenst erschienen.“

Die freundlichen Gestalten seiner Jugendträume, das erhellende Spielzeug seiner jugendlichen Phantasie ist ihm entfremdet, wie ihr jetzt die Natur fremd und unheimlich anglozt, die ihm sonst so willig alle ihre Geheimnisse anvertraut. — — —

Es folgen nun beißende Satyren: „Spanische Atriden, der Ex-Lebendige, der Ex-Nachtwächter, Plateniden“ u. s. w.; sodann die Unterabtheilung „Lazarus,“ welche uns die Gedanken und Empfindungen des kranken Dichters nach allen Richtungen hin vorführt. Hier sehen wir auch „seine Heimkehr zu Gott“ oft deutlicher hervortreten; aber der Zweifel grinst ihm eben überall über die Schulter. So heißt es in dem schönen Gedichte: „Rückschau:“

„Lebt wohl! dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja, das versteht sich, dort sehn wir uns wieder!“

und diese „Auferstehung“ wird in einem besondern Gedicht besungen. Dagegen steht in „der Abgefühlte“ bald darauf:

„Und ist man todt, so muß man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferstehen
Wird nicht so schnell von Statten gehen.“

Als zu den besten Gedichten dieses Cyklus gehörend erwähnen wir hier noch: „Frau Sorge, Gedächtnißfeier, Sie erlösch, An die Engel und Infant perdu.“

In den „hebräischen Melodien,“ welche die dritte Abtheilung bilden, versenkt sich der Dichter mit Wonne in die Sagenwelt des Judenthums, nach welcher sein religiöser Drang wieder eine lebhaftere Sehnsucht erweckt hatte. Das beste Gedicht der Abtheilung ist, abgesehen von dem Cynismus, der sich oft nur zu breit darin macht, „die Disputation.“ — — —

Die mit den „Vermischten Schriften“ 1854 erschienenen „neuesten Gedichte“ sind als ein Nachtrag zum „Romanzero“ zu betrachten; nur treten die Leidenssymptome in noch düsterern Farben hervor. Diese schauerlich wehmüthigen Klagen; diese furchtbaren Zweifel über die Räthsel des Todes, der dem Dichter immer dro-

hender vorschwebt und der ihn eben so sehr ängstigt, als er selbst ihn herbeisehnen möchte; diese verdammen den Anklagen gegen die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes, die er doch in seiner Angst und Pein anrufen möchte um Hilfe,—sie tönen so schaurig dumpf, so verzweiflungsvoll schwermüthig wie Stimmen aus einem Grabe:

„Laß die hell'gen Parabeln, laß die frommen Hypothesen—
Suche die verdammt'n Fragen ohne Umschweif uns zu lösen.

„Warum schleppt sich blutend, elend, unter Kreuzlast der Gerechten,
Während glücklich als ein Sieger trabt auf hohem Ros der Schlechte?

„Woran liegt die Schuld? Ist etwa unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug? Ach, das wäre niederträchtig.

„Also fragen wir beständig, bis man uns mit einer handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler.—Aber ist das eine Antwort?—

„Die Freunde, die ich gelüßt und geliebt,
Sie haben an mir das schlimmste verübt.
Mein Herz bricht, doch droben die Sonne
Lachend begrüßt sie den Monat der Sonne.

„Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelsang erschallt,
Und Mädchen und Blumen, sie lächeln jungfräulich—
O, schöne Welt du bist abscheulich!

„Da lob' ich mir den Dreu fast;
Dort kränkt uns nirgends ein schüßrer Kontrast;
Für leidende Herzen ist es viel besser
Dort unten am sygischen Nachigewässer.

„Sein melancholisches Geräusch,
Der Stymphaliden's des Getreisch,
Der Furien Singsang, so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell—

„Das paßt verbrießlich zu Unglück und Qual—
Im Schattenreich, dem traurigen Thal,
In Proserpinens verdammt'n Domänen,
Ist Alles im Einklang mit unsern Thränen.

„Hier oben aber, wie grausamlich
Sonne und Rosen stechen mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und maulich—
O schöne Welt, du bist abscheulich!— —

„Ja, ich weiß wohl,“ sagte Heine zu Meißner, „das ist schön, entseßlich schön! Da schreit ein lebendig Begrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab selbst. Ja, ja, solche Töne hat die deutsche Lyrik noch nie vernommen und hat sie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in solch' einer Lage war.“—

Die „Vermischten Schriften“ erschienen drei Bände stark. Der erste Band enthielt außer den „neuesten Gedichten“ noch: „Geständnisse,“ „die Götter im Exil“ und „die Göttin Diana.“ Die „Geständnisse“ schrieb Heine, um sie einer neuen Ausgabe seines Buches „de l'Allemagne“ einzuverleiben. Er gibt uns darin die Entstehungsgeschichte des genannten Buches und stellt „die philosophischen und religiösen Variationen“ dar, „die seit seiner Abfassung im Geiste des Autors vorgefallen.“ Es geschieht in der Weise, welche wir im vorigen Abschnitte bereits kennen gelernt, und die sprudelndste Laune, der heißendste Witz macht sich dabei geltend wie in den Tagen strotzender Gesundheit.

Zur Ergänzung jener kurzen Geschichte seiner „religiösen“ Belehrung wollen wir hier noch das interessante Geständniß einer bedeutenden „philosophischen Variation“ mittheilen: „Es ist nicht meine Schuld,“ sagt er, „daß die deutsche Philosophie just das Gegentheil ist von dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daß unsere modernsten Philosophen den vollständigsten Atheismus als das letzte Wort unserer deutschen Philosophie proklamirten. Sie rissen schonungslos und mit bacchantischer Lebenslust den blauen Vorhang vom deutschen Himmel, und riefen: Sehet, alle Gottheiten sind entflohen, und dort oben sitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit. Ach! was damals so befremdlich klang, wird jetzt jenseits des Rheins auf allen Dächern gepredigt

und der fanatische Eifer mancher dieser Prädikanten ist entsetzlich! Wir haben jetzt fanatische Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein versteckter Deist gewesen. So lange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Gelehrten blieben und in einer vornehmen Coterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die hinter uns standen, während wir bei unseren philosophischen Petits-Soupers blasphemirten, unverständlich war—so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits-Forts, wovon die meisten jenen liberalen Grand-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturz-Ideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verschrecken suchten. Als ich aber merkte, daß die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutiren begann in seinen schmutzigen Symposien, als ich sah, daß Schmirlerlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu läugnen sich unterfangen, als der Atheismus anfang, sehr stark nach Käse, Brantwein und Tabak zu sinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, das begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende."

Heine nimmt hier dieselbe Stellung ein, die er in der Polittik festgehalten: er opfert seinem Geruchssinn die Resultate seines Denkens. Das ist dasselbe Schaugepräge mit dem „Reinlichkeitsgefühl seiner Seele," dem wir im Buche über Börne begegnen. Wir wollen daran glauben. Aber durfte jener Mißbust des Bierhaus-Atheismus — wie er auch hier oft genug die Geruchsnerven anständiger Nasen peinigt — ihn verleiten, das zu opfern, was er als Wahrheit erkannt hatte? Das Opfer war eben ein noch leichteres, als Heine es schon darstellt; der Atheismus war nie ganz festgewurzelt in Geist und Gemüth; der Glaube hatte nur Schiffbruch gelitten in dem wilden Strudel eines wechselvollen, genußreichen Lebens, hie und da tauchte er zwar schüchtern empor,

aber er verschwand wieder, und erst als sich der Sturm gelegt und im Krankenbette der Strom des Lebens trostlos äde und traurig langsam dahinfließ, da konnte er wieder festeren Boden finden.—

Eine sehr interessante romantische Studie sind die nun folgenden „Götter im Exil;“ man wähnt sich in die schöneren Zeiten des Dichters zurückversetzt, da man mit ihm noch durch den geheimnißvollen, vom fahlen Mondlicht übergossenen Märchenwald streifte. „Schon in meinen frühern Schriften“ (besonders im zweiten und dritten Theile des Salon) sagt er, „besprach ich die Idee, welcher diese Mittheilungen entsprossen. Ich rede hier nämlich wieder von der Umwandlung in Dämonen, welche die griechisch-römischen Gottheiten erlitten haben, als das Christenthum zur Oberherrschaft in der Welt gelangte. Der Volksglaube schrieb jenen Göttern jetzt eine zwar wirkliche, aber vermalebete Existenz zu, in dieser Ansicht ganz übereinstimmend mit der Lehre der Kirche.“ — Bei unserem „Hellenen“ kommt eben überall die christliche Romantik zum Durchbruch und auch die Gestalten der griechischen Mythologie müssen sich ihm am Ende in der bekannten Kutte oder in irgend einem Gewand der christlichen Sagen zeigen. So viel die Götterwelt von Hellas durch solche Metamorphose aber an poetischer Schönheit verliert, so sehr gewinnt der romantische Spud des christlichen Aberglaubens: griechische Heiterkeit kehrt jetzt durch die schwerfällige deutsche Gespensterluft.— Die „Göttin Diana,“ ein zweites Langpoem, reißt sich würdig als ein, zwar in der Form verschiedener, Theil an die „Götter im Exil“ an.

Mit diesen beiden letzteren Arbeiten hat Heine seine Untersuchungen über die Dämonologie der christlichen Welt, die er uns stückweise in seinen verschiedenen Schriften beinahe vollständig dargestellt, geschlossen. Es war das Letzte, was uns von des Dichters Werken zu besprechen blieb, da wir über die „Eutetia,“ welche den zweiten und dritten Band der „vermischten Schriften“ ausfüllte, so weit es möglich war, schon früher gehörigen Orts berichtet haben.

Vierter Abschnitt.

Heine's Franzosenthum.

Man hat Heine häufig seine „Vorliebe für die Franzosen“ vorgeworfen und man hat daraus dem „deutschen“ Schriftsteller ein Verbrechen gemacht. Man vergaß aber beinahe immer das gehörige Gewicht darauf zu legen, daß Heine zuerst ein Jude war, einer in Deutschland unterdrückten Nationalität angehörte, ehe er sich als Deutscher fühlen konnte. Dazu hatte die französische Revolution die Juden wenigstens theilweise emanzipirt, die Restauration hatte diese Errungenschaft seiner Stammesgenossen nicht angetastet und die ganze Judenchaft sympathisirt deshalb heute noch überall leichter mit Frankreich, als mit Deutschland. Als Rheinländer hatte er ferner beinahe seine ganze Knabenzeit unter französischer Herrschaft zugebracht und ein französischer Abbe hatte ihn in der deutschen Geschichte unterrichtet, während die Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung an seinem Bilde vorüberzog. Freilich an den Mutterbrüsten deutscher Wissenschaft hat sich dann sein Geist groß gesäugt, und dieser hat seine Mutter nie verläugnet, wenn der Jüngling auch in jener trostlosen Zeit der Restauration nicht die Vaterlandsliebe einsaugen konnte, welche überhaupt nur den wirklichen Gliedern der Nation — angeboren ist. Ihn drängte es vielmehr nach Befreiung aus der drückenden Atmosphäre eines unschönen Lebens; da ertönte, wieder von Frankreich her, der begeisterte Ruf der Revolution, die Jullionne leuchtete tröstend herüber in die deutsche Dede. Der Rest des Nationalgefühls, das noch aus der Zeit der Befreiungskriege gerettet war, verflog vor den Sympathieen für die Ideen der neuen französischen Erhebung und trotz der Burschenschaften mit ihren schwarz-roth-goldenen Kaiserträumen und Nationalitätsbuseleien gewann eine kosmopolitische Tendenz in der entstehenden freiheitlichen Bewegung die Oberhand. Wie so viele Patrioten, eilte Heine jetzt nach Paris, an den Herd des revolutionären

Feuers, und schlürfte mit Wonne die freiere Luft ein, die dort in Staat und Gesellschaft wehte. Und es lag in den Antecedentien und in seinem ganzen Naturell, daß er sich nun in jene große Begeisterung für die grande nation hineinarbeitete, an der er bis an sein Ende laborirte.

Aber hat er Deutschland nicht doch und trotz Alledem geliebt? Ich möchte diese Frage nicht verneinen. So sehr er sich auch bemüht hat, sich in's Französische zu übersehen, er blieb immer, in seinem ganzen Denken und Fühlen, ein Deutscher, so weit er es jemals war und sein konnte. Immer wieder beschlich ihn die Sehnsucht nach dem Vaterlande, so oft er sie auch hinwegspottete oder im tollen Treiben der französischen Libertinage ersätte. Jenen Spott über das Vaterland hat man ihm bitter verübelt; aber es ging eben Deutschland nicht besser als seinen besten Freunden. Auch diese mußten jede Gelegenheit büßen, welche sie seinem Witz, seiner satyrischen Laune, sich in vollem Glanze zu zeigen, darboten. Weniger berücksichtigt hat man dann in dem vaterländischen Ingrimme die tiefen Sehnsuchtsklänge, die uns so oft aus seinen Schriften entgegen tönen. Wir erinnern nur an das schöne Gedicht „Nachtgedanken:“

„Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Thränen fließen.

— — — — —

„Seit ich das Land verlassen hab',
So viele sanken dort in's Grab,
Die ich geliebt—wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.“

— — — — —

Seine hatte sich schon halb nach seiner Ankunft in Paris, wie wir gesehen haben, befreht, auch als französischer Schriftsteller Lorbeeren zu erringen. Theils lieferte er neue Arbeiten, die er meist später auch in's Deutsche übertrug, theils übersepte oder ließ Seine. VII

er frühere Schriften und Gedichte in's Französische übersetzen. Wir haben bereits die Arbeiten für die *Europe littéraire* und die *Revue des deux Mondes* erwähnt, welche später in Buchform unter dem Titel "De l'Allemagne" erschienen. Für die letzt genannte Zeitschrift lieferte er später auch eine Uebersetzung einzelner Theile der Reisebilder; eine Uebersetzung des „Atta Troll“ in Prosa unter dem Titel "Rêve d'une nuit d'été" (1847), der *Lutetia* (*Lutèce*) u. s. w. Von den "Oeuvres complètes," die bei Michel Levy in Paris erschienen, wurden bis zum Tode Heine's zwei Bände ausgegeben, darin waren enthalten: *De l'Allemagne* (mit den *Aveux d'un poète de la nouvelle Allemagne*), *Lutèce*, *Les Poèmes et Légendes* und das lyrische *Intermezzo*, letztere von G. de Nerval übersetzt; besonders gelungen sollen in dessen französischer Uebersetzung die *Nordseebilder* sein.

„Was Heine durch sein Auftreten in der französischen Literatur gewollt, sagt Stelmann, das hat er auch erreicht: ganz Frankreich nahm Kenntniß von seinem neuen Schriftstellerthume, und eine große Zahl Stimmen ließ sich über ihn und seine Schriften in öffentlichen bedeutenden Journalen und kritischen Blättern Frankreichs vernehmen. Drei gewichtige Kritikerstimmen in Paris sprachen sich auf das vortheilhafteste über ihn aus: Taillandier, Gauthier und Thomas, der Erstere in mehreren Aufsätzen größeren Umfangs in der *Revue des deux Mondes*, und G. de Nerval lieferte in demselben Journale (vom 15. Sept. 1848) eine dithyrambische Apotheose des „Liederdichters“ Heine, woran er eine französische Uebersetzung, des „lyrischen Intermezzo“ in Prosa knüpfte. Theophile Gauthier widmete am Tage nach seinem Hinscheiden ihm im *Feuilleton* des *Moniteur* einen Nachruf, dessen Anfang hier seine Stelle finden mag; da daraus deutlich hervorgeht, wie die Stimmung für Heine und die Anerkennung seiner Verdienste sich im Nachbarlande Frankreich gestaltet und befestigt haben. Gauthier beginnt seinen letzten Nachrufartikel also:

„Ein Stern erster Größe ist am Himmel der Poesie erloschen, ohne daß die Welt viel darauf geachtet hätte; die Welt hat mehr

zu thun, als auf glänzende Meteore zu achten. Heinrich Heine ist gestorben, oder vielmehr die eigensinnige kleine Flamme, die diesen seit acht Jahren auf das Krankenlager hingestreckten gelähmten Körper an der Auflösung verhinderte, ist auf immer entflohen. — Wohl war er lebendig in seinen Sarg genagelt; aber wenn man an denselben das Ohr legte, so hörte man die Poesie ihre lebensvollen Melodien unter dem Leichentuche singen. Heine ist der größte deutsche Lyriker, und stellt sich ganz naturgemäß neben Goethe und Schiller.“

Tailandier hat sich in der mehrgedachten Revue mehrmals und zu verschiedenen Zeiten über ihn kritisch vernehmen lassen, zuerst kurz nach seiner Uebersiedelung nach Paris, im Jahre 1832 ²⁰), wodurch er Heine gleichsam den Parisern als einen Mitbürger und den Franzosen als neuangelkommenen freiwilligen Landsmann vorführte. Mehrmals ergriff er bei Gelegenheit einer literarischen Erscheinung aus Heine's Feder seinen kritischen Griffel, zuletzt im Jahre 1852, wo er in derselben Zeitschrift ²¹), Kritik und Biographie Heine's verbindend, den Dichter wahrhaft feiert. Was überhaupt die französische Kritik über ihn gebracht hat, hat sowohl das Lob zum Gegenstande, welches man ihm wegen seiner in französischer Sprache gebrachten Schriften spendet, als auch dasjenige, welches sie ihm in Anerkennung dessen zuwendet, was die deutsche Poesie Ruhmvolles von der Blüthe des Heine'schen Geistes aufzuweisen hat. Die Revue des deux Mondes erkannte, daß in Heine dem französischen Geiste Verwandtes und Ähnliches enthalten sei, und nannte ihn deshalb einen "Voltaire pittoresque et sentimental." — Gérard de Nerval ²²), der letzte der genannten französischen Feuilletonisten, war ein enthusiastischer Verehrer Heine's, zu dem ihn Ähnlichkeit des Jugendchicksals und der Geistesrichtung hinzog: auch er sang, wie er sagte, eine erste Jugendliebe todt. Die Lobeserhebungen, die er seinem „Leidensgenossen“ zollt, zeigen deutlich genug, wie sehr er dem deutschen Dichter zugethan war. Er sagt u. A.: „Heine ist grausam und zärtlich, naiv und perfide, skeptisch und gläubig, lyrisch und prosaisch, sentimental und spott-

süchtig, leidenschaftlich und eiskalt, antik und modern, mittelalterlich und revolutionär zu gleicher Zeit. Er hat alle guten Eigenschaften, und wenn man so will, alle Fehler, die sonst einander ausschließen. Er ist der Mensch der Gegensätze, und das ohne Gewaltfameit, durch seine pantheistische Natur, die alle Emotionen empfindet und alle Bilder aufnimmt. — Idee und Form identifiziren sich bei ihm vollständig und Niemand besitzt in solchem Maße das Relief und die Farbe. Seine Bilder sehen aus wie Spiegelungen einer Camera obscura, seine Figuren heben sich ab vom Grunde und wirken durch die Intensität der Illusion ebenso überraschend, wie Porträtbilder, wenn sie aus dem Rahmen träten. Die Worte sind bei ihm nicht Zeichen für die Objekte, sie rufen sie in's Leben. Heine ist halb Franzose, halb Deutscher. Voltaire's schrilles Witzgelächter durchtönt mit einem tiefen, melancholischen Ton auch des Knaben Wunderhorn.“ — Soweit die verschiedenen Stimmen der französischen Kritik.“)

Man hatte in Deutschland, in dem unbändigen Groll, in welchen man sich einmal gegen den „deutschen Aristophanes“ hineingearbeitet, auch seinen Ruhm als französischer Schriftsteller angetastet oder geradezu behauptet, es sei ihm mißglückt, zu seinen deutschen auch französische Lorbeeren zu gewinnen. Man war im Irrthum. Die beiden ersten Bände der Oeuvres complètes erregten großes Aufsehen und wurden mit Enthusiasmus begrüßt, besonders von den jüngern Literaten. Die Feuilletons aller Zeitungen waren des Lobes voll.

Heine hatte auf dem Sterbebette erst die Ausgabe der Oeuvres complètes begonnen; er sollte sie nicht mehr vollenden; aber ein süßer Trost ward ihm in seinen schweren Leiden: er hatte sein Ziel erreicht, sich auch als französischen Schriftsteller gefeiert zu sehen.

Fünfter Abschnitt.

Heine's Tod. — Schluß.

Der Krankheitszustand des Dichters hatte sich zu Ende des Jahres 1855 nicht wesentlich geändert. Aber das Leiden hatte nun schon so lange gedauert, das Mitleiden der Freunde war ermüdet und Heine fühlte sich fürchterlich einsam und verlassen. Eines Tages wurde Berlioz gemeldet: „Was?“ rief der schmerzlich Erregte, „Jemand besucht mich? Berlioz bleibt doch immer originell!“—Um so tiefer mußte Heine ein Ereigniß berühren, dem wir sein letztes Gedicht verdanken und welches wir Meißner erzählen lassen wollen:

„Es war wenige Monate vor seinem Tode, als ein Zufall in Heine's Haus ein Fräulein führte, welches seit frühester Jugend für ihn begeistert war. Heine fand Gefallen an dem Mädchen von seltener geistiger Anlage, in dessen anmuthigem Wesen sich der französische Esprit mit deutscher Innerlichkeit in reizender Weise verband. Er bat sie, den Besuch zu wiederholen. Sie kam wieder und der Kranke konnte endlich ohne sie kaum einen Tag mehr bestehen.— Er überhäufte seine Freundin und Gesellschafterin mit kleinen Geschenken, welche sinnvoll sein Wohlwollen in hundert Gestalten ausdrückten und strengte beinahe täglich seine des Schreibens kaum fähige Hand an, kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit stehenden Schmetzelstimmen zu neuen Besuchen auffordern.— Wir hören darin die zartesten Sehnsuchts Worte von ehemals und die süßesten Schmetzellaute, den bekannten Spott von der Rederei an bis zum blasphemischen Ingrim, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuße, nach dem Leben. Dies Alles hüllt sich in eine finstere Atmosphäre der Melancholie, aus welcher auch zuweilen wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.“—Unsere Leser finden die bis jetzt veröffentlichten Briefe „An die Mouché,“ wie Heine seine Freundin nannte, sowie das bereits erwähnte Gedicht „Für die Mouché“ im

vorliegenden stehenden Bande seiner Werke.—„Dieses Gedicht, berichtet Meißner weiter, das weder der Form noch dem Inhalt nach neu oder bedeutend genannt werden kann, ist sein letztes und wohl nur zwei oder drei Wochen vor seinem Tode entstanden.—Es ist gleichsam ein Ueberblick über Heine's ganze dichterische Thätigkeit. Er deutet noch einmal alle seine Lieblingsgestalten mit einigen Pinselstrichen an, verweilt noch einmal bei den bedeutendsten Wendepunkten seiner Laufbahn und beschließt seine Gesänge von ehemals mit seinem letzten in ihm noch lebenden Leide, mit seiner jetzigen trostlosen Liebe—seiner Schattenliebe.“—

Heine hatte sich so an seinen Krankheitszustand gewöhnt, daß er nicht daran dachte, daß der Tod nahe sein könnte. Auch Dr. Gruby hoffte, das Leben des Kranken noch länger erhalten zu können. Da stellte sich in Folge einer Indigestion plötzlich ein heftiges Erbrechen ein und sein Arzt, der ihn schon seit Jahren auf die künstlichste Weise erhalten hatte, wurde zu spät herbeigeholt.

„Drei Tage, erzählt Meißner, hielt das Erbrechen an und es ward bald für Niemand aus seiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphium, die er allmählig zu nehmen gewohnt war, hatten ihm wohl sonst ähnliche Zustände bereitet, doch noch nie so heftige und anhaltende. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er setzte ein neues Testament auf, ohne es jedoch über den ersten Paragraphen hinauszubringen und blieb fortwährend bei vollem Bewußtsein. Ja, der Witz sogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor seinem Ende stürzte ein Bekannter in sein Zimmer, um ihn noch zu sehen. Gleich nach seinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott stehe. Heine erwiderte lächelnd: Sein Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son métier! So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. Februar. Der Arzt trat ein und Heine fragte ihn, ob er sterben werde. Dr. Gruby glaubte ihm nichts verhehlen zu müssen. Der Kranke empfing die Nachricht mit vol-

ler Ruhe. Um 4 Uhr des andern Morgens hauchte er seinen Geist aus. Er war als Leiche so schön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, am Leben gefunden, sogar sein Arzt behauptet, nie wahrgenommen zu haben, daß der Tod selbst über jugendliche Gesichtser so viel Verklärung ausgegossen habe."

Heine hatte in seinem Testamente bestimmt,²⁴⁾ daß man ihn so einfach wie möglich, ohne Beistand eines Priesters, mit Vermeidung jeglicher religiösen Feierlichkeit beerdige—

„Keine Messe wird man singen,
Keinen Kabosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen.“—

und so geschah es.—Friedrich Szarvady berichtete seiner Zeit über das Begräbniß:

„Wären nicht seine Lieder gewesen, die im deutschen Munde, wie im deutschen Herzen fortleben werden, ich möchte sagen: Heinrich Heine ist klanglos zum Orkus hinabgestiegen. Soeben komme ich vom Begräbniß des Poeten, einer von den Wenigen in Paris, die ihm das letzte Geleit gegeben, und ich gestehe zu meinem Schmerze, daß die Pflicht des Journalisten mehr Theil an diesem Gange hatte, als die Pietät für den großen Dichter. Es waren unter dem kleinen Häuflein wohl wenige, die das Gefühl der Verehrung zu dem Sarge hinzog, welcher die Ueberreste eines Mannes barg, der seine Zeit hätte erfüllen können wie Voltaire. Bei Heinrich Heine mußte stets das Genie angerufen werden, um für den Charakter zu plaidiren, und leider war es diesem noch öfter gelungen, jenes zu verdunkeln. Der Poet, der unsterblich bleiben wird, wurde vergessen über den dunkeln Seiten im Leben und Wirken Heine's, und so geschah es, daß selbst der versöhnende Moment, der sonst so vieles ausgleicht, nicht die Kraft besaß, seine Landsleute oder die Bewunderer seines Geistes unter den Franzosen im Gefolge des schwarzen Wagens zu versammeln.

„Es war nicht Mangel an Ehrfurcht vor ihren großen Män-

nern, der die hier lebenden Deutschen abhielt, einem der größten Dichter ihres Volkes die letzte Ehre anzuthun. Die Deutschen in Paris haben bei Ludwig Börne's Begräbniß bewiesen, daß sie die Pflichten zu würdigen wissen, welche der Tod eines bedeutenden Landsmannes auferlegt. Damals vereinigten sich Franzosen und Deutsche, um dem Manne, der einen Lebenswandel führte, wie er seiner Schrift und seinem Worte entsprach, auch die letzte Huldigung darzubringen. Heute hielten sich die Franzosen eben so fern wie die Deutschen, und doch war Heinrich Heine in der letzten Zeit als Schriftsteller und Dichter viel bekannter, als Börne es jemals gewesen. Außer Alexander Dumas und Theophile Gautier fand sich Niemand von den Celebritäten ein, deren Freundschaft Heinrich Heine noch in seinen jüngsten Schriften sich rühmte. — — — Es wurde an seinem Grabe keine Rede gehalten, weil er sich eine solche gleichfalls verboten hatte, und die geringe Schaar trennte sich, nachdem der Sarg in eine vorläufige Gruft beigesetzt worden. Es war ein trauriger Anblick, wir können es nicht verhehlen. Es war ein wahres Todtengericht, aber wir hoffen, daß dieses scharfe Verdict der Ueberlebenden in diesem entscheidenden Augenblicke eine Sühne für die Vergangenheit sein und daß aus der Asche des gebrechlichen Menschen nur der unsterbliche Geist des großen Dichters der Erinnerung der deutschen Nation entgegenweben werde.“

*

*

*

Heinrich Heine war eine geistig groß und gemüthlich tief angelegte, für alles Schöne, Gute und Wahre empfängliche Natur, und er hätte das wirklich werden können, was zu sein er mit so vielem Pomp vorgab. Aber er war unter einem bösen Sterne geboren, der einer richtigen Entwicklung seiner großen herrlichen Anlagen nicht günstig war. Die Krankheiten, welche die ganze Gesellschaft, in der er heranwuchs und sich bildete, vergiftet hatten, ergriffen auch ihn und raubten ihm die besten Kräfte. Von der Unnatur des Lebens zurückgestoßen, stürzte er sich in den wil-

den Taumel einer übermüthigen Phantaste, und begabt mit einem klaren und raschen Einblick in die Widersprüche der Ideen und des Lebens, währte er sich bald erhaben über seiner Zeit und spielte mit beinahe weiblicher Reizbarkeit den Richter ihrer Schwächen und Gebrechen. Seine Charakterentwicklung blieb auf halbem Wege stehen und das Feuer der Liebe, das in der Stille des Lebens keine Nahrung gefunden, erlosch vollends in den Uebermüthen einer genialischen Libertinage.

„Es ist nicht zu läugnen,“ sagte der alte Goethe zu Eckermann, „er besitzt manche glänzende Eigenschaften; allein ihm fehlt—die Liebe. Er liebt so wenig seine Leser, wie seine Mitspoeten und sich selber und so kommt man in den Fall, auch auf ihn den Spruch des Apostels anzuwenden: Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Noch in diesen Tagen habe ich Gedichte von ihm gelesen, und sein reiches Talent ist nicht zu verkennen. Allein—wie gesagt—die Liebe fehlt ihm und deshalb wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen. Man wird ihn fürchten, und er wird der Gott derer sein, die gern, wie er, negativ wären, aber nicht das Talent haben.“ —

Seine hat solcher Verehrer und Nachahmer auch in der Literatur genug gefunden und die ganze Epoche, in der er lebte und wirkte, in der er stets bemüht war, die öffentliche Aufmerksamkeit sich als dem literarischen Heros der Zeit zugewandt zu erhalten, zeigt den gewaltigen Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen ausgeübt und wird einst nur nach ihm benannt werden. Ein Vierteljahrhundert lang hat er die deutsche Literatur beherrscht und eine Periode der Schwankungen, eine Periode unverföhnter Gegensätze festgehalten. Er spielte den Hohenpriester der alten Zeit und den Prophet der neuen zugleich.

„Ein geistreicher Franzose, sagt er selbst in den „Geständnissen,“ nannte mich einst einen *romantique détroqué* (einen der Rutte ent schlüpften Romantiker). Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geist ist, und so boshaft die Benennung war, hat sie mich doch

höchlich ergötzt. Sie ist treffend. Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödtlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik,“ und ich bin ihr letzter Dichter: mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik von mir eröffnet ward.“ — —

Die Rückkehr zum Volksthümlichen, zu Gegenwart und Wirklichkeit—das ist die Aufgabe der modernen Poesie, wie der Kunst überhaupt. Die Periode der „historischen Poesie“ hat bereits begonnen und Heine, der Abendstern der alten Schulen mit ihrer falschen Idealität, war auch der Morgenstern der neuen Literatur-epoche.

Noten.

Bei dem Mangel und der Unvollständigkeit der Quellen ist es nicht möglich eine vollständige Biographie zu liefern. Zu der vorliegenden Skizze habe ich den im Buch selbst angeführten Quellen benutzt: „Heinrich Heine, Anekdoten und Erlebnisse aus meinem Zusammenleben mit ihm; von G. Steinmann.“ „Ueber Heinrich Heine; von Schmidt-Weissenfels.“ „Ich Heine; Erinnerungen von Alexander Reifner.“

i. Brief an Kasemann. Heine VII. p. 106.

in seiner Schrift: „Zwei Monate in Paris,“ (1831) läßt Adolph Stahr sagen: „Als ich nach Oberitalien kam, habe ich nach Rom gewollt, aber, daß ich nicht Geld genug hatte. Das wäre indessen noch zu besorgen gewesen. Aber mich besiel eine so plötzliche, krankhafte Sehnsucht nach dem Vater, daß ich es nicht aushalten konnte und Knall und Fall unterwegs erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir schrieb, daß der Vater lebensgefährlich krank sei und daß ich bei Herrn Lertor in Rom Weiteres erfahren werde. Als ich dort ankam, war mein Vater

—
dann denke an seine Schilderung des Ghetto im Rabbi von Bagdad. III. p. 343.

eine II. p. 71.

ergleiche: „Die romantische Schule in ihrem innern Zusammenhange mit Goethe und Schiller,“ von Hermann Hettner; ferner Heine: „Die romantische Schule.“ (V. p. 135.)

Diese Frage stellt einmal Lubovic an seinen Freund Florestan in „Stern- und Wanderungen“ des Romantikers Lied.

Steinmann theilt ein Autograph Heines mit, „das uns den Dichter in seinem Poetensübchen, in seiner dichterischen Werkstätte belauschen. Es ist das Brouillon des kleinen Gedichtchens „die schlanke Wasserlilie.“ Wir finden da folgende Varianten.

1. Es hebt die Wasserlilie
Ihr Köpfchen aus dem Fluß
Der wirft der Mond aus dem Himmel.“

(OLXVII)

2. — — — — —
„Der wirft der Mond aus der Höhe.“

3. — — — — —
„Der wirft der Mond herunter
Viel lichten Liebesfuß.“

4. „Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtigem Liebesweh.“

Auch in der zweiten Strophe ist dreimal geändert.

*) Dieser und die später zitierten Briefe an Steinmann finden sich im vorliegenden VII. Band p. 92 ff.

*) Auch De la Motte-Fouqué hat Heine in folgendem Gedichte warnend begrüßt:

A n S. H e i n e.

Am 21. Mai 1823.

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied versteh' ich ja wohl!
Doch singe so wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geister um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind so wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geschwirr!

Ich habe so zürnend gesungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da strahlte durch Wolken Mondesruh,
Da fühl' ich: dort ist nicht hier!

Da wußt' ich: es gibt ein allsüßes Licht,
Das zieht mich zum ewigen Fest.
Doch warnte mich's: kändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten so fest!

Wer bis an sein Grab mit den Schlangen spielt,
Dem kriechen sie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln sie's wieder bergab.

Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz,
Du hast schon einmal so schlimmes geträumt,
D hüt' dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott so lieb,
Und haucht ihm zu: Dich verfüh'n' ich!
Die Schlange, das ist der uralte Dieb,
Dein Gott ist der ewige König!

¹¹⁾ „Die Heimkehr“ findet sich in dieser Ausgabe der „sämmtlichen Werke“ Band I. p. 5 und Nachträge im Buch der Lieder (II. p. 84). Nach einigen war nicht das „lyrische Intermezzo,“ sondern „die Heimkehr“ Rahel gewidmet, was folgende Stelle aus einem Briefe derselben zu bestätigen scheint, da die Tragödien mit dem lyrischen Intermezzo bereits früher in Berlin erschienen waren. Rahel schreibt am 9. October 1830 an Hofrath Genz: „Heine wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt wie so viele, und immer zu viele. Da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft und er mich, wo ihn andere nicht vernahmen. Das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn wie alle gern und ließ ihm nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch das geschah kaum, und ich tabelte dann scharf. Mit einem Male bekam ich sein fertiges eingebundenes Buch von Hamburg, wo er war, die Zueignung an mich darin. Der Schlag war geschehen, und nur darin konnte ich mich fassen, daß ich schon damals wußte, daß alles Geistige vergeht, und sogar bald von Neuem der Art verschlungen wird, ja das meiste fast unbeachtet bleibt. Thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat nichts als ihm schreiben: nun sähe ich es völlig ein, weshalb man bei Fürstinnen erst die Erlaubniß erbitte, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen u. s. w. Wir blieben uns aber hold nach wie vor.“

¹²⁾ Der berühmte Hofrath Genz schrieb (1830) an Rahel: „Wie weit ich es in dieser Lieblingsbeschäftigung, Dichter zu lesen, gebracht habe, werde ich Ihnen an einem Beispiel zeigen, welches namentlich für Sie nicht ohne Interesse sein kann.—Im vergangenen Jahre fielen mir die Reisebücher von D e i n e in die Hände. Sie können sich leicht vorstellen, daß ich in der p o l i t i s c h e n Gesinnung des Verfassers die meinige nicht wiederfand; und daß mir überdieß manches Unkorrekte, Ultra-Originelle in dieser Schrift zuwider sein mußte. Nichtsdestoweniger las ich die drei Bände mit vielem Vergnügen, weil ein großer Theil der eingestreuten Gedichte (nicht alle!) mich im höchsten Grade anzog. Erst vor einigen Tagen entdeckte ich sein bereits im Jahr 1827 gedrucktes, mir aber bisher unbekannt gebliebenes B u c h d e r L i e d e r, wovon Heine. VII. 2 D

ein Abschnitt Ihnen gewidmet ist; und früher schon hatte mir jemand—ich weiß wirklich nicht mehr, wer?—gesagt oder geschrieben, daß Heine bei Ihnen in besonderer Gnade stehe. Ich entschloß mich daher auch sogleich, diese Lieber zu lesen.—Eine gewisse Anzahl wirkte auf mich mit einem unbeschreiblichen Zauber; und an diesen ergöhete ich mich fortwährend, Morgens und Abends; sie sind meiner heutigen Gemüthsstimmung bergestalt homogen, daß ich mich ganz darein vertiefen und versenken kann.—Wenn ich erst wissen werde, wie Sie den gegenwärtigen Brief aufgenommen haben, und ob Sie mich nicht etwa zum Tollhause reif erklären, will ich Ihnen alle die Nummern bezeichnen, von denen das hier Ausgesprochene gilt.— —“

¹⁴⁾ In der ersten Auflage war nur die erste Abtheilung „Nordsee“ dem ersten Bande einverleibt.

¹⁵⁾ S. Heine I, p. 445.

¹⁶⁾ Derselben Richtung hatte Schelling in der Philosophie zu genügen gesucht. S. Heine III, p. 160 ff.

¹⁷⁾ S. Heine VI, p. 554.

¹⁸⁾ Das zwischen den Anführungszeichen stehende Resumé und treffende Urtheil ist der „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod“ von Julian Schmidt, 3. Band, p. 27, entnommen.

¹⁹⁾ „Aristophanes“ von Ludwig Geeger, 2. Band, p. 3.

²⁰⁾ Ebendas. 1. Band, p. 368.

²¹⁾ Revue des deux Mondes vom 15. Dez. 1832.

²²⁾ Ebendas. in Nr. vom 1. April 1852, welcher ein gut ausgeführtes von Gleyre gezeichnetes Porträt beigelegt war.

²³⁾ Eigentlich L a b r u n e r, geb. 1810, endete in einem Anfall von Schwermuth freiwillig im Jahre 1854, bekannt als gründlicher Kenner der schönen Literatur Deutschlands, übersetzte Goethe's Faust, der drei Auflagen erlebte (1828, 1833, 1840) und gab ein „Choix de Ballades et Poésies“ von Goethe, Schiller, Bürger, Klopstock, Schubart, Körner, Uhland 1830, Bürger's Lenore in französischer Bearbeitung 1835 heraus, war einer der beliebtesten und gelesensten Pariser Feuilletonisten für fast alle Zeitungen der Hauptstadt und Mitarbeiter an der Revue des deux Mondes; er reiste 1848 durch Deutschland nach dem Orient. (Steinmann.)

²⁴⁾ Nach Schmidt-Weissenfels soll es Heine auch einmal versucht haben, als französischer Bühnendichter aufzutreten. Er erzählt: „Heinrich Heine hatte noch in der Zeit seiner Gesundheit die Idee, neben dem Ruhm als Lyriker auch den Lorbeer eines Dramatikers zu erreichen. Dieser Ehrgeiz quälte ihn, wie Gérard de Nerval sagte, so lange, bis er endlich seinem Freunde das Manuscript einer Komödie übergab, um einzelne von Heine deutsch abgefaßt

Scenen derselben zu übersehen. Gérard gab ihm einige Tage später die gewünschte Arbeit zurück.—Als er etwa zwei Monate später dem Dichter begegnete, fragte er ihn, ob seine Komödie angenommen sei. Heine schüttelte misguthig mit dem Kopf und sagte, daß er zu viel Angst habe, die Coulisten in Versuchung zu setzen. Gérard machte ihm den Vorschlag, die Komödie anonym an Arsène Houssay einzusenden. Heine übergab darauf von Neuem Gérard sein Theaterstück und beauftragte ihn, dasselbe der Direction des Opéra oder des Théâtre français zu übergeben.—Einige Wochen waren darüber hingegangen, als Heine seinem Freunde einen Besuch abstattete. Seine erste Frage war, ob er bereits eine Antwort in Betreff seiner Komödie erhalten habe? Gérard reichte stumm das Manuscript seinem Autor zurück und theilte ihm den Bescheid Arsène Houssay's mit, welcher die Annahme des eingereichten Stüdes verweigert hatte. Heine wurde darüber so misguthig, daß er ohne einen Augenblick des Zögerns das Heft in den Kamin warf.“

*) Heine hatte dieses Testament schon 1851 aufgesetzt. Die hierher gehörende Stelle lautet: „Ich verbiete, nach meinem Tode meinen Körper einer Autopsie zu unterwerfen, und da meine Krankheit oft einem starrartigen Zustande gleich, so soll man mir vor der Beerdigung eine Ader öffnen . . . Ich wünsche, daß mein Leichengang so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Bestattung die eines gewöhnlichen Bürgers nicht übersteigen. Obwohl ich zur lutherischen Kirche gehöre, wünsche ich nicht, daß ein Geistlicher derselben meiner Leiche folge; auch verzichte ich auf jede andere heilige Handlung zur Feier meines Leichenbegängnisses.“

„Dieser Wunsch ist keineswegs aus dem schwachen Willen eines Freigeistes hervorgegangen; vielmehr habe ich seit vier Jahren allen philosophischen Stolz abgelegt und mich wieder religiösen Ideen zugewandt. Ich sterbe mit dem Glauben an Einen ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Werken oft von heiligen Dingen respektlos gesprochen zu haben; aber ich wurde hierbei weit mehr von dem Zeitgeiste fortgerissen, als von dem eigenen Triebe. Wenn ich ohne mein Wissen die guten Sitten und die Moral beleidigt, welche die wahre Kraft alles Glaubens sind, so bitte ich Dich, mein Gott, und die Menschen um Verzeihung! Ich verbiete, daß an meinem Grabe eine Rede, sei es deutsch oder französisch, gehalten werde. Gleichzeitig erkläre ich, es sei nicht mein Wunsch, daß meine irdischen Ueberreste nach Deutschland gebracht werden. Die große Aufgabe meines Lebens war das Bestreben, ein herzliches Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland herzustellen.“

Inhaltsverzeichnis.

	Seit.
Heinrich Heine, eine biographische Skizze	I
Erstes Buch: Junge Leiden. 1797—1825	III
Erster Abschnitt: Die Knabenjahre	III
Politische Konstellation bei der Geburt.—Eltern.—Zeit der Geburt. —Jüdische Abkunft.—Oheim Salomon.—Die Mutter.—Ihr Einfluß auf seine Erziehung.—Geschwister.—Erster Unterricht.— Die Franzosenherrschaft.—Napoleon in Düsseldorf.—Einfluß des Franzosenhums auf den Knaben.—Auf dem Lyceum.—)	
Zweiter Abschnitt: Kaufmann oder Dichter	XII
(In Frankfurt in der Lehre.—Sein Widerwillen gegen das Geschäft und seine Untauglichkeit.—Rückkehr ins Vaterhaus.—Erste Ge- dichte.—Beginn der Restaurationsepoche.—Erste Liebe.—Evelyne von Geldern.—Die „alte Geschichte.“—Beim Oheim Salomon. —Derselbe für seinen Plan, zu studiren, gewonnen.—Die Ver- öffentlichung der ersten Gedichte.—Nach Bonn.—)	
Dritter Abschnitt: Charakter der Literaturrepoche.—Die romantische Schule	XVII
(Heine in der „romantischen Schule“ erzogen.—Entwicklung unserer modernen Literatur.—Lessing, Goethe, Schiller.—Idealität der Lehteren.—Die Romantiker und die Idealität.—Ihre Verir- rungen.—Religiöse und politische Reaktion.—)	
Vierter Abschnitt: In Bonn und Göttingen	XXVII
(Studium der Rechtswissenschaft.—Lieblingssächer.—Die Lehrer und die Studirenden.—Erster Witz.—Seine äußere Erscheinung.— A. W. Schlegel's Einfluß.—„Das Nibelungenlied.“—„Die Ro- mantik.“—Er beginnt den „Ratcliff.“—Nach Göttingen.—Er „ochst.“—Das Conoilium abeundi.—Die Harzreise.—)	
Fünfter Abschnitt: In Berlin	XXXIII
(Die Collegia Hegel's.—Der Hegelianer.—Die literarischen und schöngeistigen Zirkel.—Warnhagen.—Rahel.—Friederike Robert. —Elise von Hohenhausen.—Verein für Kultur und Wissenschaft (CLXXII)	

der Juden.—Lebensstudien in den tiefen Schichten der Gesellschaft.—Strudel von Vergnügungen.—„Vorläufige Ausstellungen.“—Die „Tragödien“ mit dem „lyrischen Intermezzo.“—Reise nach Polen.—„Der Batavier.“—Briefe aus Berlin.—Kleinere Aufsätze.—Rückkehr nach Göttingen.—In Heiligenstadt getauft.—Doctor juris utriusque.—)

echster Abschnitt: Die Tragödien..... XLI

(Junge Leiden.—Weltlage.—„Weltschmerz.“—Ratcliff.—Die „Suppenfrage.“—Almansor.—Kein dramatisches Kunstwerk.—Inhalt und Tendenz.—Stellung des Juden gegen das Christenthum.—Kampf gegen das officielle Christenthum.—)

tebenter Abschnitt: Das Buch der Lieder..... LI

(Immermann's Urtheil über Heine's Erzeugnisse und Individualität.—Heine's Aehnlichkeit mit Byron.—Das „Lyrische Intermezzo.“—„Die Heimkehr.“—„Lorelei.“—„Wallfahrt nach Keulaar.“—„Götterdämmerung.“—Kampf gegen die Religion.—Die romantische Ironie.—Margraff über Heine.—Anklänge der Frivolität. Echtheit oder Unechtheit der Empfindungen.—Die Form der Lieder.—Wie er feilt.—Nachahmer.—Die Lieder im Munde und Herzen des Volks.—)

weites Buch: Aristophanes. 1826—1847.....LXII

ster Abschnitt: In Hamburg.—Reisen.....LXII

(Mangel an Berichten.—Umgang in Hamburg.—„Salomon Heine's Leben.“—Des Dichters äußere Erscheinung.—Auf der Insel Norberney—Nach London.—Redakteur der „politischen Annalen.“—Besuch bei Börne.—Reise nach Italien.—Seines Vaters Lob.—In Berlin.—Rachel's Brief über Heine.—Auf Helgoland.—Rückkehr nach Hamburg.—)

vetter Abschnitt: Die Reisebilder.....LXVIII

(Eindruck derselben.—Kampf für die Emanzipation des Fleisches.—Immermann's Kenien.—„Ideen“ oder „das Buch Le Grand.“—Verehrung Napoleons.—„Die Bäder von Luffa.“—Die Diatriben gegen Platen.—Unterredung mit Kerthens darüber.—Eitelkeit und Selbstliebe.—Triumph der Reisebilder.—Verirrungen.—Romantiker.—Reaktion gegen die christliche Ascese.—Er stellt Alles auf den Kopf.—Er spielt den Propheten nur.—Die äußere Form.—Die Diktion Heine's.—Der Heine'sche Styl und die Nachahmer.—)

Dritter Abschnitt: In Paris LXXVII

(Kulturrevolution. — Nach Paris. — Neue Bekanntschaften. — Lebensweise. — Seine Ehe au 18me arrondissement. — Schriftstellerische Thätigkeit. — Augsburger Allg. Zeitung. — Europe littéraire. — „Do l'Allemagne.“ — Wohnungen. — Aufenthalt auf dem Lande. — Reisen. — Duell mit Salomon Strauß. — Kirchliche Einsegnung seiner Ehe mit Mathilde. — Mathilde Mirat. —)

Vierter Abschnitt: Heine's publizistische Thätigkeit..... LXXXV

(Kahlborn über den Abel. — Französische Zustände. — Entgegengesetzte Urtheile: Geng, Börne. — Lutetia. — Salon I. — Französische Maler. — Memoiren des Herrn Schnabelewopski. — Salon II.: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.“ — Salon III.: „Florentinische Nächte“ und „Elementargeister.“ — Salon IV.: „Rabbi von Bacharach“ und „Briefe über die französische Bühne.“ — „Die romantische Schule.“ — Diatribe gegen H. W. Schlegel. — Kleinere Aufsätze. —)

Fünfter Abschnitt: Das junge Deutschland.... CI

(Die Ideen des französischen Sozialismus in der deutschen Literatur. — Atheistische Tendenz. — Neue Gesellschaftsreligion. — Heine's Pantheismus. — Kosmopolitischer Charakter der Bewegung. — Weltverbrüderung und Weltliteratur. — Wiedereinsetzung des Fleisches. — Freie Liebe. — Emanzipation des Weibes. — Der Denunziant Menzel. — Der Bundestag als Polizeidiener und Literaturhistoriker. — Verbot der Schriften. — Ueber den Denunzianten. —)

Sechster Abschnitt: Heine über Börne..... CVII

(Entrüstung in Deutschland. — Heine's Berkehr mit Börne. — Seine Urtheile über ihn und seine Umgebung. — Verläumdung. — Ursachen der Entstehung der Schmähschrift. — Verschiedenheit der Charaktere. —)

Siebenter Abschnitt: Dichtungen CXIII

(Alta Troll. — Inhalt. — Tendenz. — Werth des Epos. — „Deutschland, ein Wintermärchen.“ — Sein Patriotismus. — „Neue Gedichte.“ — „Neuer Frühling.“ — „Das dritte neue Testament.“ — Der Dichter der freien Liebe und sein Ideal. — Poetische Ebertinagen. — „Verschiedene.“ — Drang der Poesie nach lebenswichtigem Gehalt. — Die Tendenzdichterei. — Die Satyre. — Die bessern Gedichte der Sammlung. —)

Achter Abschnitt: Aristophanes..... CXXIII

(Die Periode des Witzes.—Der ungezogene Liebling der Grazien.—Der deutsche Aristophanes.—Analogien.—Ausgangspunkte und Wirkungskreise.—Uebergangsperioden.—Beide Ausüßer der humoristischen Kritik.—Verschiedenheit der Ausübung.—Der Aristophanische und der Heine'sche Cynismus.—Verwandtschaft.—)

Drittes Buch: Lazarus. 1847—1856.....CXXXI

Erster Abschnitt: Die Matrazengruft.....CXXXI

(Anfänge der Lazarri.—Berichte von: Meißner—Hohenhausen—Schmidt-Weissenfels—Hiller—Stahr—und Dr. Schlesinger über seine Körperlichen Leiden und geistigen Kräfte.—Seine äußern Verhältnisse.—Briefwechsel mit der Mutter.—Lebensweise.—)

Zweiter Abschnitt: Heine's Bekehrung.....CXLI

(Gerüchte über sein Frommwerden.—Sein letzter Glaube angezweifelt.—Religiöse Regungen.—Wiederkehr der Skepsis.—Spott über seine eignen Bekehrungsversuche.—Werth der Bekehrungen auf dem Sterbebette.—Sein freies Verhältniß zu den religiösen Dingen.—Der Spott Gottes.—Neigung zum Judenthum.—Zweifel auf dem Lodbette.—)

Dritter Abschnitt: Die letzten Schriften.....CXLV

(Doktor Faust, ein Langpoem.—Vergleichung des Heine'schen Faust mit dem Goethe'schen.—Der „Romanzero.“—Die Lust des Krankenzimmers in den Poesien.—Die Historien.—Die Lamentationen.—Lazarus.—Die Skepsis in den Gedichten.—Die hebräischen Melodiceen.—Versenken in die Sagenwelt des Judenthums.—Bermischte Schriften.—Neueste Gedichte.—Klagen aus dem Grabe.—Die Bekündnisse.—Eine philosophische Variation.—Die Götter im Exil.—Die Götter von Hellas in der Kette.—Göttin Diana.—)

Vierter Abschnitt: Heine's Franzosenthum.....CLVI

(Heine erst Jude, dann Deutscher.—Das Judenthum in Frankreich. Der Rheinländer.—Die französischen Freiheitsideen.—Begeisterung für die grande nation.—Liebe zum Vaterland.—„Denk' ich an Deutschland in der Nacht.“—Heine französischer Schriftsteller. De l'Allemagne.—Rêve d'une nuit d'été.—Luthee.—Oeuvres complètes.—Drei französische Kritiken über Heine.—Gérard de Nerval.—Ruhm als französischer Autor.—Erfolg der Oeuvres complètes.—)

Fünfter Abschnitt: Seine's Lob.—Schluß.....	CLXI
(Das alte Leiden.—Verlassenheit.—Ein Besuch.—Die „Rouge.“— Briefe an dieselbe.—Das letzte Gebicht.—Schattenliebe.—Eine Indigestion.—Ein letzter Wip.—Lob.—Testament.—Begräbniß. —Szarvady's Bericht.—Ein Lobtengericht.—Seine's herrliche Anlagen und mangelhafte Entwicklung derselben.—Ein Ausspruch Goethe's.—Seine beherrscht die Literatur seiner Zeit.—Hohen- prießer der alten und Prophet der neuen Zeit.—Romantique déstroqué.—Abend- und Morgenstern.—)	
Noten.....	CLXVII

	Seite.		Seite.
Seine's Werke, 7. Band....	1	Vermischte Gebichte.....	19
Ältere Gebichte..	3	Deutschland 1815.....	19
Rinnellieder.....	5	Traum 1816.....	18
1. Rinnegruß	5	Die Weihe.....	21
2. Rinnelage	6	Ständchen eines Raurern	23
3. Sehnsucht.....	8	Traum und Leben.....	23
4. Die weiße Blume.....	9	Die Lehre.....	25
5. Ahnung	10	An Franz v. J.....	26
6. „Wenn ich bei meinem Lieb- chen bin“	10	Ein Prolog zur Harzreise.....	27
7. „Ich wollte meine Lieber“...	10	Vertheidige nicht!.....	28
8. „Das Herz, den Frohsinn und das Glück“	11	Parodie.....	29
9. „Gedenkst du noch der Flam- menblicke“	11	Wandelnde Blumen in Berlin	29
10. „Du sprachst und gabst ein Löckchen mir“	12	Abendlieder, I—IV.....	30
11. „Du, Liebchen, hast mir's versichert“	12	Sonette.....	32
12. „Der Trauerspiele sah ich schon viel“	12	An A. W. Schlegel, I. u. II...	32
13. „Frag' nicht, Liebchen, was ich habe“	13	An Hofrath Georg S.....	33
		- J. B. Rousseau.....	34
		Die Nacht auf dem Drachen- fels.....	35
		An Fritz Steinmann.....	35
		An Sie.....	36
		Goethe's Denkmal zu Frankfurt am Main.....	36

	Seite.		Seite.
Dresdener Poesie	37	Nachträge zu den vermischten	
Broblose Kunst	38	Schriften	77
Uebersetzungen aus By-		Das Nibelungenlied	79
ron's Werken	39	Die Romantik	81
Manfred, I. Aufzug	39	Ueber Gedichte und Poesien für	
Lebewohl	49	Liebe und Freundschaft von	
An Inez	51	J. B. Rousseau	84
Gut' Nacht	53	Vorläufige Erklärung	88
Gedichte aus seinem Nachlasse	57	Deffentliche Erklärung	90
Pferd und Esel	59	Briefe	92
Die Wahlesel	62	I. An Fr. Steinmann, 1—4.	92
Bertha	65	II. - Dr. Schulz	105
Im Dom	65	III. - Fr. Rasmann	106
Die Libelle	66	IV. - A. Lewald, 1—22	107
Alte Däfte	67	V. - Julius Campe	134
Miserere	68	VI. - Alfred Meißner	135
An Mathilde	70	VII. - Alex. Dumas	137
Für die Mouche	71	VIII. - die Mouche	138
		Anmerkungen der Verleger	141





